3 1761 04469 7670

Die Betrogenen.

Im selben Verlag erschien von demselben Verfasser:

Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart.

Broch. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.

Stimmen der Presse:

Leipziger Illustrirte Zeitung vom 14. Dezember 1889:

Der „Berliner" Roman bildet nachgerade eine eigene Bibliothek in der Unterhaltungs-Literatur der Gegenwart. Jedes Jahr bringt seine umfangreichen Beiträge; auch dieser Winter blieb nicht mit seiner Produktionskraft hinter den früheren zurück. **Der gehaltvollste ist jedenfalls** „Die Bergpredigt" von Max Kretzer. Er beleuchtet das kirchliche Leben der Reichshauptstadt und schildert den Kampf der Orthodoxen gegen die Rationalisten. Der Held ist ein junger, für eine Kirche vorgeschlagener freisinniger Prediger Konrad Baldus. Der Verfasser steht natürlich auf seiten des Konrad Baldus, und so wird auf die andere Partei viel Schatten geworfen, der Opportunismus wird mit aller Heftigkeit gegeißelt. Das Urtheil über den Roman dürfte also je nach dem Standpunkte des Lesers sehr verschieden ausfallen. **Als Kunstwerk betrachtet, darf man ihm aber ohne Bedenken einen hohen Rang unter den Erzeugnissen des Tages einräumen.** Die Charaktere sind scharf umrissen, der Held tritt klar hervor, die Nebenfiguren, wie der eifernde Hofprediger Bock, der verbummelte Candidat Bläsel, dessen Vater, der Landprediger, und noch verschiedene andere, zeigen originelle Züge. Auch die Handlung ist geschickt aufgebaut, so daß das Werk als **die beste Schöpfung** bezeichnet werden kann, die **Max Kretzer** bis jetzt seinen Lesern geboten hat.

Neues Wiener Tagblatt vom 14. Oktober 1889:

Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart von Max Kretzer. Auf dem Gebiete des jetzt von den Realisten so fleißig gepflegten Berliner Romans nimmt Max Kretzer die erste Stellung ein. Er ist bei uns in Wien zwar weniger bekannt, als zum Beispiel Paul Lindau, aber jeder Kenner weiß, daß Kretzer diesen geistreichen Kritiker in der poetischen Kraft der Gestaltung, im sittlichen Pathos und in der Kenntniß des Volkes von Berlin weitaus übertrifft. Das Lokalkolorit Berlins weiß Kretzer, der auch den Berliner Dialekt beherrscht, unvergleichlich gut zu treffen. Lindau's Berliner Romane könnten mit geringen Aenderungen in jeder europäischen Großstadt spielen, sie sind auch abhängig von ihren Pariser Vorbildern; Kretzer ist urwüchsig von der Zehe bis zum Scheitel, und seine Dichtungen lassen sich unmöglich in anderem Boden wurzelnd denken. In seinem neuesten Roman: „Die Bergpredigt" hat Kretzer ethisch eine Höhe erstiegen, wie nie zuvor.

EG
K926be

Die Betrogenen.

Berliner Sitten-Roman

von

Max Kretzer.

Zweite Auflage.

Erster Theil.

556394
28.1.53

Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.
1891.

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

PT
2621
R55E4
1891

Vorwort.

Nach neun Jahren erscheint das vorliegende Werk in einer zweiten billigen Auflage, nachdem die erste, starke und theuere völlig vergriffen ist. „Die Betrogenen" war der erste „Berliner Roman", in welchem der Versuch gemacht wurde, Stadt und Menschen realistisch erfaßt wiederzugeben. Wie weit das dem Verfasser gelungen ist, hat die Kritik mit seltener Einmüthigkeit festgestellt. Mancher, der dieses Buch zum ersten Male in die Hände bekommt, wird vielleicht erstaunt sein darüber, daß in demselben schon Vieles enthalten ist, was Nachahmer dramatisch und novellistisch verwerthet haben. Der Verfasser freut sich der Anregungen, die er nicht nur in diesem Roman, sondern auch in seinen späteren Büchern gegeben hat.

Charlottenburg, im April 1891.

Max Kretzer.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. In der Fabrik	1
Zweites Kapitel. Vormittags in der Stadt	23
Drittes Kapitel. Die „alte Geschichte"	36
Viertes Kapitel. Weibliche Bedienung	60
Fünftes Kapitel. Im „Photographenkasten"	79
Sechstes Kapitel. Ein neuer Kassirer	135
Siebentes Kapitel. Schlechte Gesellschaft	173
Achtes Kapitel. Eine Madonna. Gefährliche Nachbarschaft.	204
Neuntes Kapitel. Des Lebens Grausamkeit	242
Zehntes Kapitel. Zu den Engeln	286
Elftes Kapitel. „Räche dich!"	306
Zwölftes Kapitel. Der Arbeit Segen	326
Dreizehntes Kapitel. „Ich komme!"	346
Vierzehntes Kapitel. Zwei Väter. Im Morgennebel	350
Fünfzehntes Kapitel. Nach der Heimath	367

Erstes Kapitel.

In der Fabrik.

„Nun, Oswald —"

„Mein lieber Junge —?"

„Du starrst ja seit zehn Minuten bereits mit einer Aufmerksamkeit nach der Fabrikuhr hinüber, als sollte Dir das verwitterte Zifferblatt zum neuesten Objekt Deiner ohne allen Zweifel erhabenen Studien dienen — o, und was muß ich sehen, Du rauchst nicht? Verzeihe, wenn ich vergaß, aber dieses verzwickte Ornament, diese zopfige Idee ... Du wirst begreiflich finden —"

Alexander Plagemann, erster Mustermaler der Teppichfabrik von Rother und Sohn, einer der respektabelsten Firmen ihrer Branche, erhob sich bei diesen Worten hinter seinem, gleich einem riesigen Zeichenbrett schräg aufsteigenden Arbeitstisch, stieß das Malbrett von sich, spülte schleunigst den Pinsel aus und schritt eilfertig zu einem kleinen Wandschrank nach der hintersten Ecke des mäßig großen Ateliers. Man hörte das Drehen eines Schlüssels, das Quietschen einer Thür, dann legte Alexander in seinen grünen Plüschschuhen lautlos denselben Weg zurück, die Hand beschwert mit einem Kistchen.

Der Genremaler Oswald Freigang stand noch immer am breiten Fenster in seiner alten Position, neben dem Arbeitsplatz seines Freundes. Er hatte den rechten Ellenbogen auf die Umrahmung einer Scheibe gestützt und blickte

über die vorgestellten Pappstücke, die den untern Theil des Fensters zur Dämpfung des Lichts verdeckten, hinüber nach dem im Bau begriffenen villenartigen Wohnhaus von Rother und Sohn, das sich noch nicht vollendet und doch schon prunkend, an der Straße breit machte, und nach den langgestreckten Fabrikgebäuden jenseits des kiesbedeckten Platzes. Während des Zeitraums von zehn Minuten hatte sein Auge das Bild vor sich vollständig erfaßt: die zellenartig aneinandergeketteten einstöckigen Hallen, bedeckt mit treibhausartigen Dächern aus zolldickem, getrübtem Glase, das jeden Einblick in das hundertfältige Weben und Leben unter ihm unmöglich machte; das vierstöckige Gebäude dahinter; den daranstoßenden Garten mit spärlichem Baumwuchs; die dahinter liegende halb schmutzig-braun, halb saftig-grün erscheinende Wiesenfläche, scharf begrenzt von der Silberfarbe der Spree, die sich dort in ihrer ganzen Breite ausdehnte. Ein Dampfer, der sich mit seiner buntbesetzten Menge, zusammengesetzt aus Uniformen, schwarzen Röcken, luftigen Mousselinkleidern, blendendweißen Hüten und farbigen Sonnenschirmen wie ein schimmerndes Riesenbouquet auf leichtbewegten Wellen ausnahm, zog tiefe, dunkle Furchen, und sein Keuchen und Aechzen drang schwerfällig in gleichmäßigem Takte herüber. Auf der andern Seite des Wassers fand das Bild einen theilweise scharfen Abschluß durch tiefdunkelgrüne Baumgruppen, hinter denen eine lange Allee von gleichmäßig emporstrebenden Pyramidenpappeln sich langweilig dahinzog. Am Ufer lagen mit herniedergelegten Masten die plumpen Kähne der Flußschiffer, gleichsam spottend der Hand ihres Lenkers, der ohne Wind hier nicht von der Stelle kann. Dazwischen wie eine Fortsetzung des Ufers bis weit in den Strom hinein machten sich die zusammengeschlagenen Baumstämme der Flößer breit, wie ein natürliches geradliniges Netz, auf dem ein einsamer Angler mit seiner bildsäulenartigen Ruhe den Eindruck eines Markpfahls machte. Und über dem Ganzen lag brütend die hohe Vormittagssonne eines heißen Junitages und versetzte den Luftraum allmählich

in den Zustand eines glühenden Dunstkreises, der mit versengender Schwere auf Natur und Menschen lastetete und dieses harmlose Bild mit seinen schweigsamen, verschlossenen Häusern, mit den unbeweglichen Bäumen und Sträuchern, dem halbverdorrten Rasenteppich und dem langweilig erscheinenden Gewässer zu einem Stück vereinsamten Landlebens machte. Nur dort links hindurch, wo das Auge die Glasdächer der beiden am nächsten liegenden steinernen Kästen gleichsam wie durch eine oben offen stehende Schießscharte entlang streifen konnte, da, wo sich unterhalb zweier zusammenstoßenden Baumkronen ein Stück des wolkenlosen Himmels in ungetrübter Bläue scharf abzeichnete, zeigte sich in weiter Ferne ein Theil Berlins mit seinen Schloten und Thürmen. Da dampfte und qualmte es, als stieße die Riesenstadt ihren Athem aus, erdrückt vom Lärm und der Arbeit des Tages. Brücke spannte sich an Brücke, Haus preßte sich an Haus. Thurm ragte neben Thurm und sog mit seinen glänzenden Spitzen und Kuppeln begierig das weiße Licht der Sonne auf, so daß feurige Sterne am hellen Tage schimmerten. Wer dieses Stück des norddeutschen Babel sah und die noch fehlenden kannte, der vernahm im Geiste das Tosen und Rollen der Räder, das Zittern der Häuser, das Surren und Summen der rastlos bewegten Menge mit ihrem Stoßen und Drängen: jenes halb grollende, dumpfe Brausen, das wie ein halbunterdrückter, tausendfältiger Schrei nach täglichem Brode klingt.

Oswald Freigang war in seiner stummen Betrachtung nahe daran, sich über den letzteren Punkt philosophischen Betrachtungen hinzugeben, als seines Freundes Unterbrechung der Atelierstille ihn daran erinnerte, daß es allerdings wieder nothwendig sei, einen Blick auf die große Fabrikuhr zu werfen. Sie zeigte auf zehn Minuten vor Zwölf. Noch ganze zehn Minuten! Dann begannen sich jene Steinzellen da drüben zu entleeren und er konnte das Feld seiner realistischen Studien durch den Anblick eines Schwarmes Arbeiterinnen zur Genüge erweitern. Vielleicht

fand er unter ihnen irgend ein prächtiges Modell, dessen goldblondes Haar, dessen ebenmäßiger Wuchs und plastischer Körper unter geistiger Verwilderung, unter verschossenen Tüchern, geflickten Kleidern und verblichenen Taillen nicht gelitten hatten. Vielleicht auch sah er jenes blonde Kinderantlitz, jenes räthselhafte Weib, das es bemutterte, von denen er gestern Abend in der alten Taverne unten am Wasser so seltsame Dinge gehört hatte, vielleicht —

Ja, Alexander Plagemann hatte Recht: sein Freund hatte vorhin mit einer Ausdauer nach der Uhr gestarrt, als hätte er nie vorher eine derartige kreisrunde Platte mit schwarzen Ziffern und Zeigern gesehen, und doch wollte er nur die Minuten an ihr zählen!

Oswald Freigang hatte eine Faible für Alles, was die schmutzige Blouse und Jacke der Arbeit trug. Seitdem Menzel die Welt mit seinem „Eisenwalzwerk" überrascht hatte, war in dem ziemlich unbekannten Dasein Oswalds, das er bis dahin geführt hatte, eine Radikalwandlung vorgegangen. Er vollendete die ungesunde, schablonenhafte Salonscene, die er gerade auf der Staffelei hatte, erst gar nicht, sondern fing an, bei seinen wohlerzogenen Freunden und Gönnern im Geheimrathsviertel dadurch in Verruf zu kommen, daß er das lebhafteste Bestreben zeigte, sich mit Vorliebe in jenen Kneipen und an jenen Orten zu bewegen, wo nach Ansicht seiner bisherigen Verehrer die Luft durch Schnapsdunst und üblen Tabaksgeruch den Aufenthalt eines gebildeten Menschen unmöglich mache. Man sagte, daß er sich in allen Fabriken umhertreibe, daß er in allen Werkstätten derselben zu Hause sei; daß jeder Vorstadtwinkel sammt lebendem Inventar seinem Skizzenbuch einverleibt sei, und daß kein verwittertes Gesicht eines Mannes des vierten Standes, der Anspruch auf Originalität machen durfte, vor ihm sicher sei, des Abends beim Heimkehren von der Arbeit durch Geld und gute Worte auf offener Straße überrumpelt zu werden, um wie ein Schlachtopfer als Modell nach dem Atelier zu folgen.

Man wird es daher begreiflich finden, daß auch heute

Oswald Freigang gesonnen war, bei seinem ersten Besuch Plagemanns an dessen Arbeitsstätte, die Gelegenheit zu benutzen, um seine Studien nach jeder Richtung hin zu erweitern.

Er hatte den guten Jungen seit zwei Jahren nicht gesehen, glaubte ihn noch immer als Schüler irgend eines Meisters in Düsseldorf, und mußte durch Zufall vor ein paar Tagen doch die alte Erfahrung machen, daß man recht gut während beinahe jenes Zeitraums in ein und demselben Stadtviertel einer Großstadt leben und wirken kann, ohne von dieser unmittelbaren Nähe eine Ahnung zu haben.

„Nun, lieber Freund, darf ich bitten —? Du wirst schon bessere geraucht haben, aber so ganz schlecht ist die Sorte nicht. Du weißt, gutes Kraut war von jeher meine Leidenschaft, selbst in den schlechtesten Zeiten unseres Düsseldorfer Martyriums, wo die trockendste Ebbe unserer Kasse mich nicht vor dieser Verschwendung bewahren konnte. Aber wer kann für Leichtsinn beim Künstler!"

Alexander Plagemann mußte sein Anerbieten wiederholen, ehe er die Genugthuung hatte, seinen im Anstarren der Außenwelt versunkenen Freund bedient zu sehen. Erst als er diesem selbst ein brennendes Zündhölzchen hingehalten und das Flackern desselben, das Glühen und Dampfen der Cigarre ein paar Augenblicke beobachtet hatte, schien er befriedigt und zur weiteren Unterhaltung aufgelegt.

Die Erinnerung an Düsseldorf brachte eine Reihe wechselnder Fragen und Antworten hervor, wie sie zwischen einstmals intim gewesenen Freunden, die sich lange Zeit nicht gesehen haben und zum ersten Male Gelegenheit finden, sich aussprechen zu können, leicht erklärlich sind.

Plagemann sollte erzählen, wie es ihm während der Zeit ergangen sei, wodurch er sich habe verleiten lassen, den verführerischen Pfad der Kunst mit dem ganz gewöhnlichen einer halb philisterhaften, an mechanische Arbeitseintheilung gewöhnten Brodstellung zu vertauschen.

Brodstellung — in diesem einen Wort lag die ganze Antwort.

Es war die alte Geschichte eines ehemals für die höchsten Ziele seiner Kunst begeistert gewesenen Jünglings, der mit vollen Segeln der Hoffnung in das Meer seiner Ideale hinausgesteuert war, bis sein Lebensschiff eines Tages an der gemeinen Klippe, die man Kampf ums Dasein nennt, hängen blieb und sich schließlich von der erlittenen Havarie nicht mehr befreien konnte.

„. . . So lange Du noch in Düsseldorf warst, ging es. Einer war da immer der Trost des Andern, damit ihm der Glaube an die Fleischtöpfe Aegyptens nicht geraubt wurde. Nach Deinem Fortgehen wurde das anders. Es überkam mich öfters eine Muthlosigkeit, die meinem Streben einen argen Damm setzte. Getheiltes Leid, getheilte Widerwärtigkeiten tragen sich leichter zu Zweien, aber so allein . . . Ich hatte Pläne, Ideen zu Bildern, aber male doch etwas, wenn Du nicht einmal die Modelle bezahlen kannst. Da starb die Mutter, die kleine Pension verschwand. Das gab den Rest. Du weißt, ich habe eine Schwester . . . Es hieß jetzt verdienen. Ich mußte versuchen, meine Kunst handwerksmäßig zu verwerthen. Wir gingen nach Berlin. Es ist uns schlecht genug in der ersten Zeit gegangen, ich sage Dir — wer nie sein Brod mit Thränen aß . . . Elly machte Stickarbeiten für ein Geschäft, ich schmierte abwechselnd Dekorationen und zeichnete auf Stein. Aber es klapperte doch nur, es war kein richtiges Einkommen. Da wurde hier ein Maler verlangt, der tüchtig im Ornament sei. Du weißt, ich hatte darin etwas los. Es hat mich Mühe genug gekostet, mich in die Arbeit hinein zu finden, aber schließlich ging es doch . . . Mit dreißig Thalern monatlich habe ich angefangen, jetzt habe ich siebenzig. Du lieber Himmel, es ist nicht viel, aber gerade genug, um mit Elly sorgenlos leben zu können . . . Ich gestehe, ich bin für die Kunst verloren und zum gewöhnlichen Kunsthandwerker geworden, aber was schadet's auch! Schließlich erfüllt Jeder seine Mission im Leben, der seinen

Platz als tüchtiger Arbeiter einnimmt . . . Nicht Jeder hat ein gottbegnadetes Talent wie Du, mit dem er alle Schranken über den Haufen wirft. Laß nur (Freigang machte eine abwehrende Bewegung), ich sage nicht zu viel! Ich wußte schon längst von Deinem aufgehenden Ruhm, man sieht ihn ja in allen Schaufenstern der Kunsthandlungen hängen, aber ich wollte Dich absichtlich nicht aufsuchen, weil meine Laufbahn jetzt eine andere ist, als die Deine . . ."

„Oh, deshalb . . ."

„Und Dir, lieber Junge, wie ist es Dir gegangen? Dein Alter ist natürlich so vernünftig gewesen, seinen Starrsinn zu brechen und sich wieder mit Dir zu versöhnen. Aus Liebe zur Kunst," fügte Alex sarkastisch hinzu.

Ueber Freigangs Lippen preßte sich ein kurzes Lachen, dessen Bedeutung Plagemann am besten zu würdigen verstand.

„Was Du Dir denkst! Da kennst Du meinen Vater schlecht. Er hat es mir bis heute nicht verziehen, daß sein einziger Stammhalter, als Sohn eines begüterten rheinischen Maschinenfabrikanten, vor die Alternative gestellt, entweder sich zum dereinstigen Nachfolger des Herrn Papa vorzubereiten und die Kasse desselben stets zur Verfügung zu haben, oder seinem Kunstdrange zu folgen und als verlorener Sohn zu gelten, das letztere vorziehen und aus Liebe zu seiner Neigung allem Ueberfluß entsagen konnte. Uebrigens ein Starrsinn des Alten, den man ihm verzeiht, wenn man seine rauhe Seite kennt. Er ist Praktiker durch und durch, und hat es nie begreifen können, wie Leute, die es nicht nöthig haben, die Kunst zu ihrem Berufe wählen können. Es ist das eine Folge seines self-made-Mannthums, das er nie ganz verleugnen kann. Aber es ist auch so gegangen, ich habe es ihm bewiesen! Und wenn er mich enterbt — was kümmert's mich! Ich habe Glück genug gehabt, ich kann von Pinsel und Palette leben. Jetzt wird er sich rächen und meine

Schwester an einen Mann verheirathen, der in seine Fußtapfen tritt und das Soll und Haben seines Hauptbuches besser wahrzunehmen im Stande ist als ich. Die gute Schwester! Sie hat mich auch fernerhin noch redlich mit ihrem Nadelgeld unterstützt — Du weißt, wir nannten es „Pinselgeld“ in Düsseldorf. Was soll ich Dir weiter erzählen! Ich war ein Jahr in Paris, habe am Tage bei Meissonnier studirt und Abends Modekupfer für wenige Centimes das Hundert kolorirt, und Alles aus Liebe zur Kunst. Jetzt hause ich in einem ehemaligen Photographenkasten in Deinem Viertel und befinde mich mitten in meinem Element. Mein Nachbar ist ein Heiligenmaler Namens Hannes Schlichting, ein westphälischer Hüne mit dem Gemüthe eines Kindes, ein Schwärmer edler Art, ein Naturmensch, der die Dinge mit andern Augen betrachtet wie wir, und deshalb auch nie zu etwas kommt, aber ein Prachtkerl, Du wirst ihn kennen lernen.“

Alexander Plagemann nickte und zog seine Uhr. Dabei sagte er:

„Es ist gleich Zwölf. Noch wenige Minuten und Herr Fritz Vetter wird uns das Vergnügen seiner Aufwartung schenken, um pflichtschuldig die gesammelten Neuigkeiten des Vormittags über uns ergehen zu lassen.‘

Da Freigang eine fragende Miene machte, fuhr Plagemann gleich fort:

„Du kennst Fritz Vetter nicht? Ich habe noch nicht von ihm gesprochen? O, den mußt Du kennen lernen! Ich sage Dir, mindestens derselbe Prachtmensch wie Dein Heiligenmaler, wenn auch in etwas verkleinertem Maßstabe. Die reine Gliederpuppe an Beweglichkeit. Augenblicklich sitzt er noch unten hinterm Pult und giebt sich als wohlbestallter Comptoirist der Firma Rother und Sohn die redlichste Mühe, für seine dreißig Thaler monatlich seine Hose auf dem ewigen Drehschemel, auch Marterbock genannt, so viel als möglich zu schonen. Er hat nur einen Fehler, der gute Junge: er leidet an Erfindungen. Kein Tag vergeht, ohne daß er nicht irgend eine Verbesserung

an einer unserer Maschinen erfunden haben will, die ihm nach einer besondern Steigung in der Achtung des alten Chef die endliche lukrative Aussicht gäbe, seinen längst geplanten Heimstand zu gründen, was augenblicklich auch noch an der unerbittlichen Thatsache scheitert, daß Freund Fritz gewöhnlich immer nur bis zum Zehnten eines jeden Monats im Besitze von Baarmitteln ist, bis zum Fünfzehnten an der schrecklichen Geldkrankheit, die man Dalles nennt, laborirt, und von diesem Tage an aus dem sogenannten Vorschuß nicht herauskommt. Der gute Junge, er ist wie zum Ehemanne geschaffen. — Du darfst nämlich, lieber Freund, getrost Fritz Vetter als meinen Schwager in spe betrachten," schloß Plagemann lächelnden Mundes seinen kurzen Bericht.

„Ah, dann gratulire ich Dir herzlich —"

Plagemann ergriff die dargereichte Hand und schüttelte sie derb.

Im selben Augenblick begann die Fabrikuhr in hellen Tönen zu schlagen. Nach dem letzten Schlag zischte aus einer Röhre des Maschinenhauses ein heller Dampf, der in einem langgedehnten gellenden Pfiff endete. Aus nächster Nähe drang ein ähnlicher herüber, dem in gewissen Entfernungen verschiedene andere folgten, bis aus der Umgebung ein halbes Dutzend Pfeifen zu gleicher Zeit die Mittagsstunde der Fabriken kündeten. Das bisherige Zittern des Hauses hörte auf — die Maschinen standen still.

Oswald Freigang trat wieder ans Fenster, Erwartung auf seinen Zügen.

Plagemann stand an seiner Seite und sagte:

„Ich werde Dir die Aussicht bequemer machen — die Sonne ist weg von dieser Seite, wir können die Fenster öffnen."

Er nahm eilfertig die Pappstücke vom Fensterbrett und öffnete die beiden Flügel.

Der Hof belebte sich jetzt, und in den Gebäuden entstand jene Bewegung, die immer bei Beginn der Mittags-

stunde in einer großen Fabrik entsteht, wenn das Surren und Summen der Treibriemen, das hundertfältige Geräusch lebhafter Arbeit nicht mehr vernommen wird. Schwere Thüren wurden geöffnet und zugeschlagen, Stimmen wurden laut, dann hörte man klappernde und schlurfende Tritte die steinernen Treppen herunterkommen, langsam und eilig, erst vereinzelt, dann in ununterbrochener Reihenfolge hintereinander. Durch das Gitterthor von der Straße eilten noch immer unter der Hitze keuchende Frauen und Kinder herbei, die ihren weitab wohnenden Männern und Vätern das karge Essen zutrugen. Junge rußige Gesellen aus dem Maschinenhause steuerten dem Thore zu, um die nächste Speisewirthschaft des Dorfes oder schnellen Schrittes die nahe Vorstadtwohnung aufzusuchen. Ihnen folgten ein paar andere Arbeiter aus der Färberei, und jetzt schritt auch ein kleiner aber knorriger Mann, angethan mit ausgebleichter blauer Jacke, auf dem Kopfe eine Mütze mit Riesenschirm, das charakteristisch geschnittene Gesicht umrahmt von einer weißen Bartfraise, vorüber. Er warf einen Blick zu dem Atelier empor, erblickte die beiden jungen Männer, rückte etwas nachlässig an seiner Mütze und ließ ein kräftiges „Mahlzeit!" vernehmen.

„Das war Papa Titius, unser ältester Webermeister," sagte Plagemann, „ein kreuzbraver Schlesier von echtem Schrot und Korn, außerdem, zu Dir nebenbei gesagt, Vater einer ganz allerliebsten Tochter. Goldblondes Haar, blaue Augen, regelmäßiges Profil, weiche Züge, kleinen Mund, Schwanenhals, herrliche Büste, schlanke Gestalt —"

Freigang unterbrach ihn lachend:

„Du schwärmst ja ganz gefährlich, lieber Alex. Wie in den besten Zeiten unserer Düsseldorfer Liebesabenteuer."

„Oh, was Du denkst —"

Alexander Plagemann hielt es für nothwendig, eine halbe Körperwendung zu machen, um eine leise auftauchende Röthe der Verlegenheit in seinem Gesicht zu verbergen. Aber Freigang hatte in diesem Moment keinen Blick für

ihn. Seine Augen hatten bereits ein anderes Bild erfaßt, das ihn frappirte, seinen Künstlersinn zu lauten Aeußerungen reizte:

„Potz Blitz, das ist ein Kopf, der ist was werth, den muß ich haben. Sieh doch, die brillanteste Studie zu einem Othello, selbst die schwarze Färbung fehlt nicht."

Oswald Freigang gerieth in eine lebhaftere Bewegung, als es vordem der Fall war. Er neigte sich halb zum Fenster hinaus, um die Person seiner künstlerischen Gefühlsausbrüche besser mit den Augen verfolgen zu können.

Plagemann war sofort an seiner Seite.

„Ah, Den meinst Du! Das glaube ich wohl. Du bist nicht der Erste, dem der famose Kerl gefällt. Ein echter Römerkopf, wie gemeißelt und geschaffen für die Bühne. Und doch nur ein gewöhnlicher Arbeiter unserer Fabrik. Sein Name ist Schott. Er ist Maschinenschlosser und arbeitet unten neben einem Dutzend Kollegen. Wir haben hier unsere eigene Reparaturwerkstatt, in der immer zu thun ist. Auch kleinere Maschinen von leichter Konstruktion machen wir uns selbst . . . Ein geschickter und fleißiger Mensch, aber ein jähzorniger, leicht reizbarer Bursche, mit dem nicht zu spaßen ist. Eine sonderbare Natur, unter Umständen ungezügelt und roh, aber im Grund treu und aufopfernd wie ein seltener Freund. Besondere Kennzeichen: Sozialdemokrat vom reinsten Wasser. Wenn Du sonst noch etwas wünschest, lieber Freund —"

Plagemann schloß mit einer humoristischen Anwandlung; und die beiden Freunde lachten zu gleicher Zeit.

Bei dem kleinen Anbau vorüber, der durch die Ateliers und Comptoirräume gebildet wurde, schritt nach dem hinten gelegenen Kohlenplatz zu eine kräftig gebaute, mittelgroße Gestalt im schmutzigen Arbeiteranzug ohne Kopfbedeckung, im Munde eine kurze, abgebrochene Thonpfeife. Der etwas kleine Kopf vereinigte sich wie im Guß mit dem schlanken Hals und dieser mit den breiten Schultern. Dunkles, kurzgeschnittenes, krauses Haar schnitt scharf an der hohen Stirn ab und kräuselte sich nur hinten wie Teufelskrallen

bis weit in den Nacken hinab. Wie sich die Brust unter der Blouse wölbte, wie Nacken und Arme sich in ihren scharfen Konturen zeigten — das gab ein Bild, strotzend von jugendlicher Kraft und zäher Gesundheit. Das Gesicht war noch geschwärzt vom Schweiß und Ruß der Arbeit, und in ihm sprühte das Feuer zweier dunkler Augen. Etwas Wildes, Eigenartiges, zusammengesetzt aus roher Kraft und natürlicher, halb unbewußter Intelligenz, gab dem Antlitz einen Reiz, der das Interesse an ihm herausforderte.

Paul Schott war mitten auf dem Hof angelangt, als helles, überlautes Gewirr weiblicher Stimmen die nahen Arbeiterinnen verkündete. Ein Schwarm Mädchen zeigte sich im Halbdunkel des Flurs und drängte sich die Steinstufen hinab, theils kichernd und lachend, theils stumm und starr mit regungslosen Mienen: Mädchen über die erste Blüthe ihrer Jahre hinaus, mit eckigen Formen und jenen halbverlebten, wachsbleichen Gesichtern, die den Stempel ewiger Sehnsucht nach den Tanzböden gewöhnlicher Kneipen tragen — mit jenem Ausdruck halbversteckter Gemeinheit, wie ihn der stete Umgang mit gleichgearteten Männern zeitigt, denen jedes Wort eine geheime Anspielung ist. Zweierlei hatten diese Mädchen, sobald sie bereits längere Zeit nach der Fabrik gingen, gemein, das wie die Charakteristik ihrer Lebensart erschien: das gleich einer Dirne in die Stirn gekämmte kurz abgeschnittene Haar und Stiefeletten mit hohen Hacken. War das Kleid vom gemeinsten Stoff, oft eine Stätte des Schmutzes, war das Umschlagetuch der armseligsten Art, machte die ganze Erscheinung den Eindruck äußerlicher Vernachlässigung — Stiefeletten mit Hacken oder Stelzschuhe mit Schnallen durften nicht fehlen. Sie und das Stirnhaar waren das Aushängeschild der moralischen Entwürdigung ihrer Besitzerinnen, das stumm aber schlagend auf den geheimen Weg des Lasters wies. Und unter diesen Frauensleuten, die ihre einstigen blühenden Wangen beim Lampenlicht der Kneipentänze eingebüßt hatten, tauchten jüngere, vollere Gestalten auf:

Mädchen mit noch halb kindlichen Gesichtern, an deren weiblichem Hauch die Fabrikatmosphäre noch spurlos vorübergegangen war. Ihr Haar war glatt geordnet, als zeigte es noch die Pflege einer besorgten, sittsamen Hand; die Füße steckten in derben Lederschuhen, die noch vortrefflich genug waren, nach dem Besuch der Gemeindeschule den Weg zur Fabrik zu machen. Sie lachten noch hell und melodisch, nicht heiser und frech, wie die andern; sie ehrten noch ihr Geschlecht in ihren Bewegungen und verletzten das Auge nicht, wie jene; sie träumten noch von dem Glück ehrbarer Arbeiterfrauen und dachten noch nicht an das Ideal der Sonnabendsbälle in schlechter Gesellschaft — an das einzige Ideal der andern. Für sie war der winkende Lohntag die rosige Fernsicht eines Familienfestes im Kreise der Eltern und Geschwister, der Ausgangspunkt fröhlicher, froher Arbeit, und nicht der Anfang widerwärtiger Streitigkeiten mit gemeinen Wirthsleuten und Schlafstellenvermietherinnen, denen jene andern im zerrissenen Familienbande preisgegeben waren. Ihr Sinn verpönte noch jede versteckte Gemeinheit eines männlichen Kollegen — jene andern nahmen sie in Kauf als selbstverständlich.

Und doch, wie lange wird es dauern, im Dampf und Qualm der Säle, Aug' in Aug' mit Männern — —

Die meisten der Mädchen wohnten zu entfernt, um zu Tisch gehen zu können. Sie verbrachten die Mittagsstunde in der Fabrik, und ihre Hauptnahrung bildete der Kaffee. Einer bunten Schleife wegen, eines falschen Zopfes, irgend eines Flitterkrames halber, womit der kommende Sonntag sie geschmückt sehen sollte, entbehrten sie die warme Speise, kauten sie ihre Stullen, schlürften sie das zweifelhafte Gebräu.

So sah man sie auch heute mit ihren braunen Töpfen, die Arme halb entblößt, die schmutzige Schürze um den Leib, den Budiken der Dorfwirthe zueilen, um ihr dampfendes Magengetränk einzuholen.

Wie sie in einzelnen Gruppen vorüberkamen, hatte Freigang Muße genug, sie zu betrachten.

Da nahte jetzt auch inmitten zweier langaufgeschossener Arbeiterinnen ein junges Mädchen, mehr Kind als Jungfrau, das ovale, leuchtende Antlitz umrahmt von natürlichen hellblonden Locken — ein Gesicht mit allen Eigenheiten einer Schönheit aus dem Volke, vom vollen, so klassisch-edel abgerundeten Kinn, vom kleinen kirschroth gefärbten Mund bis zur schmalen, zierlich gestalteten Nase, den klaren, unter vornehm geschwungenen Brauen strahlenden Augen und den durch ihre Kleinheit herausfordernden, von Blut durchglühten Ohren: eins jener Antlitze, die zu den Menschen wie ein verkörpertes Lied sprechen, dem ein Dichtergott ein Stück von seiner Seele eingehaucht. Es sprach so deutlich vom vollendeten Kunstwerk der Natur, vom höchsten Liebreiz eines schönen Menschenkindes . . .

O, sie war wirklich schön, so rührend schön, die kleine sechzehnjährige Jenny Hoff. Sie war zwar nur die Tochter eines Kohlenschippers der städtischen Gasanstalt, des Lebens Schicksalswürfel hatte sie frühzeitig dazu verdammt, an der großen „Trommel" einer Teppichfabrik Tag für Tag bunt gefärbte Fäden mechanisch nach den vorgeschriebenen Ziffern der gemalten Muster nebeneinander zu spannen; sie trug zwar ein billiges Kattunkleid, eine grobe Schürze und noch gröbere Schuhe, aber das änderte daran nichts: sie war wirklich schön; das konnte ihr doch nicht die schlanke Gestalt, die zarte kecke Büste, die feine nette Taille nehmen — nicht einmal die kleinen Hände, die reinen Kinderhände, um die sie, trotz der augenblicklich rauhen und nicht ganz weißen Haut, so manche Dame besserer Stände beneidet hätte. Und wenn sie auch wie die Andern zu Mittag dünnen Kaffee trank und dünne Butterstullen aß, so blieb sie doch ein schönes Kind — eine herrliche Knospe in der Blüthezeit des Lebens.

„Was meinst Du, Plagemann, wenn das Mädchen in seidenen Kleidern im Salon erschiene — wenn auch nur in Mousselin — das ist ja das reine Madonnengesicht."

Oswald Freigang ließ den „Othellokopf" bereits wieder

unbeachtet. Sein stets beobachtendes Auge hatte eine andere Wahl getroffen.

„Ah, die —“ Alexander Plagemann hatte wieder Auskunft zu ertheilen.

„Die kleine Blonde . . . Nicht wahr, wie bei einer Heiligen, so süß ist das Gesicht. Sie ist noch nicht lange hier und scheint noch unverdorben . . . Das liegt daran, sie wird bemuttert, seitdem sie nur noch ihren Vater hat. Sie wohnt auf einem Flur mit der Marie Seidel. Ein ganz räthselhaftes Weib, diese Seidel. Ich muß Dir von ihr erzählen. Seit einem Vierteljahr ist sie bereits hier. Gleich nachdem Edmund Rother seine Hochzeitsreise nach Italien angetreten hatte, trat sie hier ein . . . Sie spricht fertig englisch und französisch und muß eine ausgezeichnete Erziehung genossen haben. Jetzt steht sie hier bei uns in Lohn als Teppichstopferin. Da hinten, oben im zweiten Stockwerk, wo die matten Scheiben sind, da verrichten dreißig Mädchen, oder meinetwegen auch „Damen“, wenn Du willst, diese Beschäftigung. Wenn die Teppiche fertig sind, finden sich immer noch kleine Fehler, die ausgebessert werden müssen, oder „nachgegangen“, wie wir zu sagen pflegen . . . Niemand wird aus diesem Weibe klug, weil sie unnahbar ist, trotz Höflichkeit und manchmal rosiger Laune. Das macht das „Etwas“, das sie besitzt. Halb Stolz, halb Herablassung. Dabei eine Schönheit, aber eisig kalt, sage ich Dir, trotz ihrem Lachen . . . Sie soll ein Kindchen haben, daß sie bei fremden Leuten in Pflege gegeben hat — so sagt man wenigstens. Es wird wohl die alte Geschichte sein, die ewig neu bleibt: Eheversprechen, Verführung, Gemeinheit eines Mannes — und dann Entsagung und Resignation auf Kosten der bösen Zungen und aus Liebe zu einem Kinde —“

Der redselige Alexander Plagemann war mit einem melancholischen Anflug im besten Flusse, die Neugierde seines Freundes auf die Spitze zu treiben, als eben unten ein paar Kollegen aus den Nebenateliers vorübergingen, mit denen Alex ein paar Worte zu wechseln hatte. Dann

schoß plötzlich aus dem Flur heraus, die Steinstufen hinunter ein kleiner Mann, bewehrt mit einer goldenen Brille und bewaffnet mit einer langen Feder, die wie ein Spieß dräuend zwischen Ohr und glattgeschorenem Haupthaar lag; den Kopf bedeckt mit einer ballonartigen Comptoirmütze, deren nebelgraue Farbe zum leichten Anzug aus dito Stoff insofern harmonirte, als sie wie eine körperliche Verlängerung der ganzen Figur erschien. Er turnte mit seinen dünnen Beinen wie ein Windspiel die vorgebaute Treppe hinab und nahm drei Stufen auf einmal. Dabei flatterten die unendlich langen Zipfel seiner herabhängenden Kravatte mit seinen Rockschößen um die Wette und machten im Verein mit den Bewegungen der Arme und Beine den ganzen Menschen zu lebenden Windmühlenflügeln, die das Weite suchten.

Jetzt wollte er auch den Kiesplatz mit langen Sätzen nehmen, als er seine dintengeschwärzte Waffe hinterm Ohr verlor; als er sich darnach bückte, fiel ihm auch die etwas übergroße Mütze vom kegelartigen Haupte. Während er den ersten Schaden gut machte, sich in athemloser Eile wieder bedeckte, verlor der außergewöhnlich dicke, anscheinend patentirte Federhalter abermals sein Gleichgewicht. Dadurch entstand eine Drolerie, die erst das halbunterdrückte Lachen der vorübergehenden Mädchen herausforderte und dann auch von oben den lauten Ausbruch einer ungezügelten Heiterkeit herabschallen ließ.

Alexander Plagemann sah sich alsdann veranlaßt, laut hinunter zu rufen:

„Aber Fritz, bei allen Heiligen, was ist denn los? Du läufst ja gerade, als läge da drüben das Patentamt, aus dem der endliche Segen winke."

Fritz Vetter drehte sich schleunigst um, und Freigang hatte das Vergnügen, in ein bartloses, schmales Antlitz zu blicken, das neben einer Portion geistiger Eigenschaften den unverkennbaren Stempel großer Gutmüthigkeit trug.

„O, laß heute Deine Spöttereien! Das ist eine nette Geschichte —"

Der junge Comptoirist und Erfinder erblickte einen fremden Herrn da oben und unterbrach sich, indem er pflichtschuldigst noch einmal das kurzgeschnittene Haar zeigte. Dann fuhr er athemlos fort:

„Eine wirklich nette Geschichte. Kein Mensch ist außer mir im Comptoir. Brendel, der neue Volontair — Du weißt ja, der Neffe vom Alten — scheint wieder den „moralischen" zu haben, denn er ist heute gar nicht gekommen, Knauer (so hieß ein anderer Comptoirist) hat sich bereits zu Tisch begeben, Rösicke (das war der Direktor der Fabrik) ist nach dem Comptoir in der Stadt, und jetzt kommt plötzlich eine Depesche von dort, daß Rother junior seit gestern zurück ist von seiner Hochzeitsreise und an der Seite seiner jungen Frau im Verein mit dem Alten uns hier in der Mittagsstunde seine Aufwartung zu machen gedenkt, wahrscheinlich um den Bau der Villa in Augenschein zu nehmen und der jungen Frau Chef einen Einblick in die Fabrik zu gestatten. Und das kommt über Hals und Kopf und ich bin allein. Sie müssen jeden Augenblick kommen . . . Wahrhaftig, da unten rollt schon ein Wagen. Das sind sie, ich kenne die Schimmel. O, es ist entsetzlich, ich verliere noch meinen Kopf und komme bei der jungen Frau ganz um mein Renommée . . . Ich bitte Dich, hilf Alarm schlagen, damit Alles am rechten Platz ist. Ich gehe nach der Weberei, thu' Du das Uebrige. Es wäre unverantwortlich, wenn wir uns in den Augen der jungen Frau blamirten."

Fritz Vetter war ganz außer Rand und Band und machte Miene, seine Hetzjagd von Neuem aufzunehmen, als er sich noch einmal umdrehte und laut nach der Portierstube hinüberrief:

„Neumann!"

Es erfolgte eine Antwort.

„Oeffnen Sie gefälligst das Gitterthor, die Chefs kommen angefahren!"

Dann trabte er von dannen.

Plagemann sah nach der Chaussee hinüber, dann sagte er:

„Teufel, da kommen sie wirklich. Der gute Junge hat Recht gehabt . . . Bitte, bleibe ruhig hier, aber entschuldige mich auf ein paar Augenblicke —"

Er war bereits verschwunden, als Freigang etwas von „einer Ueberraschung nach der andern" laut werden ließ.

Dann suchte der junge Künstler eine Stellung halb verdeckt vom Fensterflügel, die ihm ungesehen die freie Aussicht gestattete.

Ein paar Minuten vergingen, als Plagemann wieder eintrat und ein paar im Wege stehende Stühle und Sessel bei Seite rückte.

Dann sah man auch wieder Herrn Fritz Vetter daher gestürmt kommen, in einer Verfassung, die allerdings schon von einer gewissen „Kopflosigkeit" sprach, denn beinahe hätte er den Maschinenschlosser Paul Schott, der langsam daher geschlendert kam, als interessire ihn im Augenblick nichts weniger als der respektable Besuch aus der Stadt, über den Haufen gerannt.

Diese anscheinend rücksichtslose Ruhe, im Verein mit den etwas schmerzhaften Folgen des Zusammenstoßes, mußten die Entrüstung in der Brust des dienstbeflissenen Comptoiristen ausnahmsweise anfachen.

„Aber, Herr Schott, Sie promeniren hier wie ein Pascha auf und ab und haben soeben gehört, was für ein Ereigniß uns jede Minute bringen wird. Es wäre besser, wenn Sie Ihre Kollegen, die hier sind, benachrichtigten."

„Es ist jetzt Mittagsstunde, da kann ich machen, was ich will," gab der Arbeiter kurz, fast rauh zur Antwort und qualmte und promenirte ruhig weiter.

Fritz Vetter war ob einer solchen nach seiner Ansicht einzig dastehenden Gleichgültigkeit, die um so wirksamer war, je unerwarteter sie kam, derartig starr und sprachlos, daß er es im Vorgefühl der nahenden feierlichen Momente überhaupt unter seiner Würde hielt, noch ein

einziges Wort gegen eine derartige „Außerachtlassung des guten Tones" zu verschwenden.

Er warf über die geschliffenen Brillengläser hinweg nur noch dem jungen Arbeiter einen Blick nach, in dem sich die ganze Fülle seines wohlmeinenden Vorwurfs aussprach, murmelte ein paar verzeihliche Grobheiten vor sich hin und nahm mit einem kühnen Saltomortale die Plattform der Treppe, um das Arbeitszimmer des jungen Chefs einer flüchtigen Uebersicht zu unterziehen und dann schleunigst seine etwas nachlässige Toilette in Ordnung zu bringen.

Den Hof belebten noch immer Arbeiterinnen, die sich beeilten, ihren alten Platz aufzusuchen, oder sich gegenseitig ein paar Augenblicke aufhielten, um über den Besuch zu schwatzen, auch wohl erwartungsvoll ihre Blicke nach der Straße zu richten.

Dadurch bildeten sich Gruppen. Man kicherte, machte allerhand Bemerkungen über Herr und Frau Rother junior, sprach von dem Aussehen einer Braut nach der Hochzeitsreise und vergaß dabei ganz das Kaffeeholen.

Eins der Mädchen von jener Art mit Stirnhaar und Stiefeletten wandte sich plötzlich den Fabrikgebäuden zu und sagte mit ihrer rauhen Stimme:

„Nu seh doch blos, Tine, da kommt sie wieder mit Schleier und Handschuhe, diese hochnäsige Marjelle, was die sich inbildet! Ob sie mehr is wie wir! Dabei hat se schon wat Kleenes. Det weeß Jeder, wie —"

Das Frauenzimmer machte eine freche Bemerkung, die das Lachen einiger ihrer Genossinnen herausforderte.

Die Teppichstopferinnen hatten ebenfalls Mittagsschicht gemacht. Man sah einen Theil von ihnen daher kommen, allen voran Marie Seidel, eine schlanke, hohe Gestalt in einfacher, dunkler Robe. Jetzt mußte sie bei Paul Schott vorüber. Ein sengender Blick des Arbeiters traf sie, wie jeden Tag um diese Zeit, so auch heute. Paul Schott blieb stehen, kreuzte die Arme übereinander und sah ihr

nach, seltsam, merkwürdig, als wollte er ihr Bild in seinen Augen fixiren.

Marie Seidel plauderte harmlos mit einer ihrer Kolleginnen, als Jenny Hoff leichtfüßig ihr entgegensprang.

„O, Fräulein, wir haben uns heute noch gar nicht gesehen. Schön guten Tag! Wissen Sie schon, sie kommen. Ach, ich bin so neugierig, wie sie aussehen mögen — das junge Paar. Bitte, bleiben Sie noch einen Augenblick hier. Kommen Sie, wir treten bei Seite."

Fräulein Seidel lächelte und strich der Kleinen eine muthwillige Locke von der Stirn.

„Hast Du gestern Abend noch gelesen?"

„In dem Buch? O, es ist so schön! Sie sind immer so gut — aber Vater hat mir das Licht vor der Nase ausgeblasen."

Sie lachte laut auf und zeigte dabei zwei Reihen kleiner weißer Zähne.

Vorn am Gitterthor ertönte jetzt Peitschengeknall, Staubwolken wirbelten auf, und in einer kühnen Kurve bog die prächtig geschirrte Equipage des Hauses Rother ein und rollte vor die Steintreppe, auf der Fritz Vetter bereits harrte. Der Portier sprang eilfertig hinzu, um den Wagenschlag zu öffnen.

Des alten Chefs behäbige Gestalt in schwarzem Rock und weißer Weste stieg zuerst aus; ihm folgte sein Sohn Edmund in grauem Sommeranzug, das bärtige Haupt bedeckt mit einem hellen Strohhut.

„Louise, bitte, stütze Dich —"

Rother junior reichte der jungen Frau seinen Arm.

Ein leichtes Lächeln des Dankes war die Antwort. Dann knisterte und rauschte die perlgraue Robe, unter Spitzen und Kanten schob sich ein kleiner Fuß hervor, und Louise Rother stand neben ihrem Gatten.

Rother senior hatte sich mit seinem buntseidenen Taschentuch den Schweiß von der kahlen Stirn gewischt. Jetzt lächelte er väterlich, streckte seiner Schwiegertochter die etwas große, fleischige Hand entgegen und sagte in

seiner breiten, gutmüthigen, aber stets nach der Zeit gemessenen Sprechweise:

„Sei willkommen, Kind, auf unserer Stätte des Fleißes."

Dasselbe Lächeln von vorhin, dann rauschte sie am Arme des Schwiegerpapas bei Fritz Vetters unglücklichen, von stotternden, unverständlichen Begrüßungen begleiteten Verbeugungen vorbei in den Flur hinein.

Edmund Rother drehte sich noch einmal um, sagte dem Kutscher ein paar Worte, reichte dann mit freundlichem Lächeln seinem Comptoiristen die Hand und folgte in das Haus.

Drüben am Platze stand todtenbleich Maria Seidel und rang in fürchterlicher, seelischer Aufregung nach Kraft, um nicht zusammenzusinken. Etwas wie ein wahnsinniger Schrei nach Luft, nach Hilfe, sollte sich über ihre Lippen pressen, aber ihre Kehle war zugeschnürt vom eben empfangenen Eindruck des Gesehenen.

Jenny Hoff fühlte dann auf ihrer Schulter einen Druck, so daß sie schmerzhaft ein gedehntes „Oh" hören ließ. Sie starrte ihre Nachbarin an.

„Um Gotteswillen — Fräulein, was fehlt Ihnen — Sie fallen!"

Die Kleine schrie hell auf und zeigte eine halbweinerliche, ängstliche Miene.

Die versammelten Mädchen blickten sich um und traten näher. Da stand auch schon Schott an ihrer Seite und hatte sie umfaßt. Sie aber fiel nicht, sondern riß sich los, wie gepeinigt von der Berührung des Arbeiters. Und sie hatte auch wieder ihre Sprache gefunden.

„Was wollen Sie, gehen Sie, — es ist schon gut... Diese schreckliche Hitze. Komm! Jenny, begleite mich ein Stück."

Sie zwang sich aufrecht wie früher zu erscheinen, und es ging.

Sie sah oben am Fenster Freigang nicht, der sie mit den Augen verfolgte, sie sah die Equipage nicht, an der sie

vorbei mußte, sie sah auch dort die großen Fenster mit den braunen schweren Gardinen nicht, an denen sie vorüberging.

Am Portierhause machte sie Halt.

Sie heuchelte Ruhe, Gleichmuth und frug:

„Herr Neumann, war das der junge Chef mit seiner Frau?“

Der kleine Mann gab eine bejahende, freundliche Antwort und empfing einen Dank dafür.

Dann waren sie Beide auf der Chaussee. Hinter einer Pappel küßte sie Jenny auf die Stirn. „Geh' jetzt, mein Kind, und denke daran, was ich Dir gesagt habe: laß Dich nie mit den Andern ein. Mir ist so unwohl, ich werde Nachmittag zu Hause bleiben.“

Jenny Hoff ging mit betrübtem Gesicht zurück, und Maria Seidel schritt der Stadt zu — langsam, schwankend, wie im Taumel . . . So ging sie durch die belebten Straßen, so erklomm sie die vier Stiegen des Hinterhauses zur Wohnung der „Engelmacherin“ Frau Sandkorn, so sank sie an der Wiege ihres Kindes nieder . . .

Zweites Kapitel.

Vormittags in der Stadt.

Palast an Palast gereiht, in denen hinter riesigen Schaufenstern der Luxus zum Verkauf sich breit macht, als gäbe es nichts Nothwendigeres neben ihm auf Erden. Vom Parterre bis zum vierten Stockwerk blitzende Spiegelscheiben, glitzernde Firmen und weithin leuchtende vergoldete Wappen, umgeben von Hoflieferantentiteln aller Nationen, vom Kaiser aller Reußen bis zum Herrscher jenes Ländchens, das mit bloßem Auge nicht mehr auf der Landkarte zu entdecken ist, dafür aber durch die Größe seiner Landeszeichen den Zinkgießern Gelegenheit giebt, die besten Geschäfte zu machen.

Durch die offenstehenden Thüren der Läden erblickt das Auge hinter den langen Ladentischen eine Reihe Mamsells, emsig beschäftigt, die Kartons zu ordnen, Blicke in die großen Spiegel zu werfen und sich allerlei Neuigkeiten und Dinge zuzuraunen, vom Vergnügen des letzten Abends, von den Geschenken der Liebhaber, von ihrer Aufopferung, ihrer „Knickrigkeit", ihrer Treue, ihrer Gemeinheit ... Geschniegelte und pomadisirte Commis mit ausgeschnittenem Stehkragen und rother Cravatte, mit Offiziersscheitel und weitabstehenden Ohren, engen Beinkleidern und zu groß gerathenen Füßen lungern in allen Ecken umher und benutzten die Vormittagsstunden, um sich nach halb durchschwelgter Nacht auszugähnen, fortwährend das Haar zu

bürsten, dann zusammenfahrend nach dem Staubwedel zu greifen, sobald von dem Zimmer des Chefs her sich ein Räuspern vernehmen läßt — wie Katzen, die sich buckeln und putzen und bei jedem Fußtritt zusammenschrecken. Noch herrscht Stille in den Geschäften, noch fehlt die Bewegung des Tages, denn noch fehlen auch die vornehmen Kunden, die Equipagen halten noch nicht auf dem glatten Asphalt — der distinguirte „Westen" Berlins hält noch seinen Morgen.

Und doch wogt draußen schon buntes, wechselvolles Treiben, doch pulsirt das Leben der Riesenstadt im hellen Sonnenschein mit schrillem Geräusch und dumpfem Rollen. Die Pferdebahn klingelt, die Omnibusse rumpeln, Wagen reiht sich an Wagen. Wie lang nebeneinander gezogene bunte Ketten, deren Glieder sich fortwährend loslösen, erscheinen die Passanten auf den Trottoirs. Das bleibt stehen, beäugelt die Schaufester aber kauft nichts; sieht sich um, drängt sich dann weiter, eilig, langsam, rastlos, phlegmatisch, ernst, heiter — sich gegenseitig bekannt in dem Gefühle der Zusammengehörigkeit als Bürger einer großen Stadt, und doch fremd jedem Einzelnen. So wogt und rauscht es auf und ab, ein lebendes Meer, glänzend, blendend, täuschend, verlockend wie dieses, auf ebener Erde voll Klippen und Untiefen, gähnend, verheerend . . .

Das ist die Leipzigerstraße, jene prachtvolle, feurig rauschende Ader Berlins, die von dem Grün der Villengärten doppelter Millionäre im Thiergarten nach dem steinernen Herzen der Residenz führt.

Es war elf Uhr am andern Tage, jene Zeit, in der die Chefs großer Häuser nach Erledigung der wichtigsten Geschäftssachen sich behaglich in ihren Fauteuil zurücklehnen und die Zeitungen zur Hand nehmen.

Auch Rother senior saß in seinem Arbeitszimmer und rauchte behaglich seine Cigarre. Er las nicht, er schrieb nicht, er machte nur den Eindruck eines zufriedenen, glücklichen Geschäftsmannes, der es so weit gebracht hat, um statt Zahlen einmal Gedanken zu spinnen, dabei aber doch

immer Zeit findet, seine Augen im Kreise umherschweifen zu lassen: durch die halbgeöffnete Glasthür nach den zwei Reihen Pulten da vorn, hinter denen gebückte Gestalten rechneten und schrieben, Folianten auf- und zuklappten; nach dem Verschlag rechts, auf dessen großer mattgeschliffener Scheibe mit Goldbuchstaben das vielversprechende Wort „Kasse" stand; nach der Wendeltreppe links, die hinunter nach dem Parterregeschoß führte mit seinem bunten Musterlager von Teppichen aller Art und seinem Verkaufsgewölbe. Dann auch zog seine Hand die schwere Gardine am Fenster etwas zurück, und sein Blick glitt über den Hof hinüber nach jenem eleganten Theil des Seitenflügels, den er Rother junior nebst Frau abgetreten hatte, bis der Prachtbau draußen an der Spree vollendet und bewohnbar sein würde.

Sein einziger Sohn, sein Erbe — bei dem Gedanken an ihn thaute das Herz des Alten auf, er fühlte sich weniger Geschäftsmann, weniger Zahlenmensch, nur noch Vater, glücklicher, von schweren Sorgen befreiter Vater, der endlich seinen leichtlebigen Sohn, den dereinstigen alleinigen Träger einer Weltfirma, in ruhige Bahnen eingekehrt sieht, der das Bewußtsein hat, ihn durch ein Weib an das solide, arbeitsame Leben eines strebenden Ehemannes gekettet zu sehen.

O, wie viel Mühe hatte es ihn gekostet, wie viel Projekte hatte er gemacht, wie viele hatte ihm dieser Sohn zerstört! Und doch endlich, endlich —

Was hatte er schließlich darnach gefragt, daß diese Frau kein Vermögen mitbrachte, nicht einen Heller; daß er die Schulden ihres Vaters, eines ebenso berühmten wie verschwenderischen Universitätsprofessors bezahlen mußte, nichts, nichts hatte er darnach gefragt! Er zerriß die lange Liste seiner goldenen Projekte und begrub seine gehegten Hoffnungen in seiner Brust, mit einem schmerzlichen Seufzer zwar, aber er that es doch, einer langersehnten Schwiegertochter wegen. Und dieses endlich erreichte Ziel hatte ihn mit seinen praktischen Anschauungen

vom Leben versöhnlicher gestimmt, hatte ihn schließlich selber mit dem Gedanken befreundet, das ein Weib auch Kapital mit in die Ehe bringe, wenn es Geist und Liebreiz besitzt, wie Louise Wilmer sie besaß, jetzt die Gattin seines Sohnes.

O, es war im Uebrigen doch Alles so nach Wunsch gegangen. Sie liebten sich Beide, der Anschein sprach dafür, sie waren gesellschaftlich gleich, sie waren, ein glückliches Paar, das geschäftliche Renommée des Namens Rother war gerettet, die Basis der Zukunft fester denn je.

Alles das waren Thatsachen in seinen Augen, die ihm die Länge der Hochzeitsreise zum eigenen Wunsch gemacht hatten, die den aufquellenden Zorn im Keime erstickten, wenn er immer und immer wieder nach der bekannt gewordenen Verbindung in die Tasche greifen mußte, um den zarten Anspielungen seitens ehemaliger Geliebten seines Sohnes klingend entgegen zu kommen, dadurch den dem öffentlichen Anstand gefährlichen Lästerzungen den Mund zu stopfen, sie verstummen zu machen.

Er war alt und grau, er stand allein. Jetzt sollte ihm der so oft herb empfundene Verlust der entschlafenen Gattin ersetzt werden im Familienglück des jungen Paares. Wie hatte er den Bau da draußen geleitet, wie war er bestrebt, ihn zum Tuskulum der Beiden gestalten zu lassen, mit allem Komfort des Wohllebens, mit aller Behaglichkeit soliden Bürgersinnes. O, wenn er den ersten Enkel auf seinen Knieen schaukeln wird, wenn er ihn zum ersten Mal „Großpapa" wird lallen hören, wenn er des Abends in sommerlicher Frische, des Winters in behaglicher Wärme den neuen und doch so alten Reiz seligen Familienlebens wird mitempfinden können, dann wird er wahrhaft glücklich sein, dann wird er friedlich, sorglos seine Tage beschließen können.

Sie war so sonnig diese Perspektive, sie lag so klar vor seinem geistigen Auge, daß Rother senior, wie seit Jahren nicht, der zeitverschwendenden Beschäftigung unterlag, den Dampf seiner Cigarre in Ringeln aus dem

Munde zu stoßen. Und jeder gelungene Ring schien ihm ein vollendetes Glied in der Kette seiner Betrachtungen, das sich fest den vorangegangenen anschmiegte. Er hörte den dumpfen Lärm nicht, der von der Straße bis nach dem stillen Hinterzimmer herüberdrang, er vergaß den gewohnheitsmäßigen Blick nach dem Comptoir, er träumte nur mit offenen Augen. Er schmunzelte vor sich hin, zog dann wieder die Gardine zurück und blinzelte hinüber nach dem Seitenflügel, als müsse er dort hinter den rothen Vorhängen jeden Augenblick ein rosiges Gesichtchen sehen, das ihm die Bestätigung seiner Gedanken gäbe.

Das Klopfen, daß jetzt an der Glasthür ertönte, mußte wiederholt werden, ehe es Gehör fand.

Dann trat ein betreßter Comptoirdiener ein und überreichte einen Brief, den ein Herr abgegeben habe, der vorn warte.

Rother senior riß das Kouvert auf und überflog die Zeilen, dann wußte er genug, um die eben durchlebten Illusionen durch die Wirklichkeit des Geschäfts verdrängen zu lassen.

Er sagte ein paar Worte, dann klopfte es wieder und herein trat Robert Seidel, bisheriger erster Korrespondent von Leon Guillard, Teppichfabrik in Brüssel, empfohlen durch diesen an Rother und Sohn in Berlin.

Der alte Rother erhob sich von seinem Sitz, stützte nach seiner Gewohnheit die beiden Hände auf den Schreibtisch, sah über diesen hinweg zu dem Eingetretenen und erwiderte dessen höfliche Verbeugung durch ein Neigen des Kopfes. Dann griff er über die weiße Weste nach dem goldenen Pincenez und musterte durch dieses ein paar Sekunden lang scharf seinen Besuch, der seinen Blick voll erwiderte. Die Augen Rothers glitten über die mittelgroße Gestalt vom männlich-schönen Kopf über den modischen, aber nachlässig getragenen Sommeranzug bis auf die hellen Glacéhandschuhe und eleganten Stiefel.

Der Eindruck mußte ein sympathischer sein, denn das

Gesicht des alten Fabrikanten verlor sofort einen Theil seiner kaufmännischen Strenge.

Mit einer Handbewegung wies er auf einen Stuhl.

„Nehmen Sie Platz, Herr Seidel."

Etwas schwerfällig wurde diesem Ersuchen Folge geleistet, wie von einem Müden, der endlich die ersehnte Ruhe findet.

Dann schritt Rother der Thür zu, schloß sie und kehrte zu seinem Fauteuil zurück.

Er hauchte auf sein Augenglas, polirte es mit seinem rothseidenen Taschentuch und frug dabei:

„Sie waren zwei Jahre im Ausland?"

„Sehr wohl, um mich in der Sprachenkenntniß zu vervollkommnen. Ein Jahr bei William Sniders in London als Kassirer, das letzte in Brüssel bei Guillard als Korrespondent."

„Sie sind wie alt, Herr Seidel?"

„Achtundzwanzig Jahre."

„Ein geborener Berliner —?"

„Ja wohl."

„Sie haben hier Familie —?"

„Nein, Niemand. Ich steh' allein, ganz allein."

Der Ton, in dem dies gesagt wurde, mußte anders gewesen sein wie der der vorangegangenen Antworten, denn der alte Chef blickte plötzlich sonderbar auf, man wußte nicht, war er von Mitleid gepackt, oder betroffen von der Härte, die in dem Klang der Stimme lag.

Er machte eine Pause und benutzte dieselbe, um sein Glas vor die Augen zu bringen. Dann frug er wieder:

„Wollen Sie mir noch die Frage gestatten, was Ihr Vater war, Herr Seidel —?"

„Lehrer der neueren Sprachen, zuletzt Privatdozent an der hiesigen Universität."

„Ah, sooo —"

Als Rother senior diese langgedehnten Laute überraschend schnell ausstieß, befand er sich in der Lage eines

Mannes, dem plötzlich eingeflößter Respekt vor Jemandem zwingt, diesem durch irgend etwas, sei es auch nur durch die Veränderung einer Miene, unbewußt Kenntniß von diesem Respekt zu ertheilen.

„So, so —"

Der Mann vor ihm hatte durch dieses Eingeständniß seines guten Herkommens in einer halben Minute in seinen Augen ein anderes Aussehen bekommen. Dieses eine Wort „Universität" pflegte ihn stets zu imponiren, seitdem er dabei immer an seine Schwiegertochter denken mußte.

Es trat abermals eine Pause ein. Rother las noch einmal das Empfehlungsschreiben, dann begann er wieder:

„Haben Sie ein Zeugniß von Sniders in London?"

Robert Seidel zog ein großes ledernes Portefeuille aus seiner Brusttasche und entnahm demselben ein zusammengefaltetes Papier. Er erhob sich dann und machte einen Schritt.

„Bitte —"

Rother senior las langsam und bedachtsam. Als er fertig war und das Papier wieder zusammenlegte, nickte er, und eine halblaute Meinungsäußerung wie „vortrefflich", die mehr für ihn selbst bestimmt war, kam über seine Lippen.

Dann schien er einen Augenblick zu überlegen, denn er trommelte mit den Fingern der rechten Hand auf die Platte des Tisches und blickte vor sich hin.

Als er sich jetzt erhob, schien er mit seinem Entschluß fertig zu sein.

„Es freut mich, Herr Seidel, durch Ihre auf unser Inserat erfolgte Offerte Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, um so mehr, da der Zufall gerade eine Vakanz in unserem Geschäft eintreten ließ, als Sie bereits mit einem Empfehlungsschreiben an mich unterwegs waren. Ich engagire Sie hiermit als Kassirer und theilweise für das Ressort der auswärtigen Korrespondenz mit einem Salair von vorläufig achthundert Thalern, und wünsche nur noch, daß Sie sich dieses Vertrauenspostens würdig zeigen mögen."

Robert Seidel sprach einen herzlichen Dank aus und ergriff die ihm dargereichte Hand.

Während man noch ein paar Worte über den Tag des Antritts wechselte, hörte man vom Hofe herauf das Scharren der Pferde. Es war angespannt worden. Die Zeit war herangerückt, wo Rother senior den üblichen Besuch in der Fabrik zu machen pflegte, um sich gleichzeitig am Fortschritt des Villenbaues zu erfreuen.

Er warf einen Blick hinunter und faßte dabei nach der Westentasche, wo die Uhr steckte, als die Thür, die nach den Wohnräumen führte, knarrte und Frau Rother junior mit einem durch den Anblick eines Dritten abgebrochenen: „Lieber Papa —“ in voller Morgentoilette hereinrauschte.

„Du, mein Kind —?“

Der alte Rother drehte sich glücklich lächelnd um und drückte seiner Schwiegertochter, die auf ihn zugeeilt war, einen Kuß auf die weiße Stirn.

Dann wandte er sich zu seinem neuen Kassirer und sagte verbindlichst in rosiger Laune:

„Auf Wiedersehen, Herr Seidel — sprechen Sie gefälligst morgen um diese Zeit wieder einmal vor.“

Frau Rothers junior und Robert Seidels Blicke begegneten sich jetzt, flüchtig und doch lange genug, um zu wissen, wer Jedes von ihnen war. Aber Keiner von Beiden wollte es im ersten Augenblick glauben. Der junge Mann starrte die Frau dort vor sich an, unhöflich, brüsk, und doch erwartungsvoll, irgend ein Wort, das ihm gelte, zu vernehmen, aber es kam nicht von ihren Lippen, denn sie war in derselben Verfassung wie er. Er hatte also nichts zu erwarten. Er fühlte, wie ihm das Blut nach dem Herzen ging, plötzlich mit einem einzigen Stoß, dann ergriff er seinen Hut.

„Ich empfehle mich Ihnen —“

Er wußte nicht, ob er sich dabei verbeugt hatte — wahrscheinlich, er nahm es an. Er wußte auch nicht, wie er die Treppe herunter kam. Aber er wußte, daß er dann

im hohen, breiten, reich stuckatirten Hausflur stand und einem Mann begegnete, der gerade den zweiten Thorflügel öffnete und den er für den Portier hielt. Er hatte für diesen ein paar Fragen bereit auf die er Antwort fand.

Als in den Straßen der Lärm der Weltstadt ihn wieder umbrauste, ihn den Heimathlosen in der Heimath, war es für ihn keine Täuschung mehr: Frau Rother junior, die Gattin seines neuen Chefs, war Louise Wilmer, seine erste Liebe, die Jugend- und Schulfreundin seiner armen verlorenen Schwester . . .

Oben hatte Rother senior seiner Schwiegertochter den Arm gegeben, und mit der jungen Frau nach dem Wohnzimmer zurückkehrend, wo das Frühstück aufgedeckt war, zeigte er eine köstliche Laune, und hatte zu fragen, zu lachen, zu plaudern, daß er dabei ganz übersah, wie er nur allein spreche. Aber er war rein närrisch geworden in der letzten Zeit. Wenn ihn nur sein Personal einmal so in seinem Sich-gehen-lassen beobachtet hätte, es wäre um den alten Respekt geschehen gewesen. Dieser glückliche Schwiegervater, was hatte er Alles zu fragen . . . „Hast Du gut geschlafen, liebes Kind . . . Du findest Dich doch behaglich? Wenn Dir im Haushalt etwas fehlt, nicht recht ist, bitte, verschweige nichts . . . Edmund hat mir gesagt, die Kammerzofe scheine Dir nicht zu gefallen, Du möchtest sie aber nicht gleich wieder fortschicken. Ich bitte Dich, sei nicht zu gutmüthig. Am Ende noch darunter leiden, Du mein Kind, das fehlte noch! Nein, Du sollst eine andere Zofe haben, diese Woche noch . . . Ihr wohnt ein wenig beengt, nicht wahr? Gedulde Dich nur noch ein, zwei Monate, dann habt ihr euer Haus für euch. Wie wirst Du Dich wohl fühlen, Kindchen . . . Aber Edmund könnte jetzt auch kommen. Der gute Junge! Er müht sich selbst ab, unten beim neuen Arrangement des Musterlagers." (Er nannte seinen Sohn jetzt sogar einen „guten Jungen".)

Alles das brachte der alte Herr in verschiedenen Pausen hintereinander hervor, während er, den einen Zipfel der Serviette oben am Hals hinter den Kragen gesteckt, sich redlich mühte, seinem Appetit auf ein junges Huhn (seiner Lieblingsspeise) gerecht zu werden.

Während er sich dann mit der Serviette den Mund abwischte, um einen Schluck Rothwein zu sich zu nehmen, hatte er Gelegenheit, eine Wahrnehmung zu machen.

„Aber Du ißt ja gar nicht, Kind. Und was sehe ich, Du siehst blaß aus, scheinst so unruhig — bist Du krank? Vielleicht ein plötzliches Unwohlsein — nimm ein wenig Sodawasser, das wird helfen."

Das fehlte noch, daß seiner lieben Schwiegertochter nicht sofort Alles zur Verfügung stände.

Rother senior sprang auf, um nach der Klingel zu schreiten, aber Frau Rother junior legte ihre feine weiße Hand auf seinen Arm.

„Bitte, Papa, bemühe Dich nicht, es ist nichts von Bedeutung. Aber wenn Du mir einen Schluck von dem leichten Wein einschenken wolltest, würde ich Dir sehr verbunden sein. Das wird dieselben Dienste thun."

„Wenn Du meinst, Kind — sonst aber —"

„Auf mein Wort, Papa."

Rother senior war überzeugt, setzte sich wieder und bediente seine Schwiegertochter. Dann trat eine minutenlange Pause ein, während welcher er ängstlich durch rasche Seitenblicke das Gesicht der jungen Frau beobachtete. Wirklich, sie bekam wieder Farbe und griff ebenfalls zu Messer und Gabel.

„Ich war nur so erschrocken, Papa, beim Anblick des jungen Mannes vorhin. Denke Dir nur, das war eigentlich ein alter Bekannter von mir. Sein Vater war Privatdozent und befreundet mit meinem Papa. Wir wohnten zehn Jahre lang zusammen in einem Hause und auf einem Flur. Er hatte eine Schwester, mit der ich die Schule besuchte und die meine intimste Freundin war. Wir sind zusammen aufgewachsen. Dann starb sein Vater und

wir kamen ganz auseinander. Es soll ihnen nachher sehr schlecht gegangen sein. Der Sohn wurde Kaufmann. Die Tochter gab erst Unterricht in Sprachen, dann trat sie in irgend ein Geschäft ein, ich glaube gar, sie mußte arbeiten. Die gute, arme Maria!"

Die schöne Frau Rother seufzte und nippte aufs Neue am Weine.

Dann sagte sie wieder:

„Was er nur denken wird, der junge Herr Seidel! Ich glaube, er hat mich auch erkannt und wird mich für stolz halten. Wie kamst Du zu ihm? Mich interessirt das Schicksal dieser Familie lebhaft. Sie bestand aus lauter guten Menschen. Die Kinder namentlich waren vortrefflich erzogen. Ich entsinne mich noch mancher angenehmen Gesellschaftsstunde mit ihnen."

Frau Rother sprach das so gelassen — sie schien sich ihrer Jugendliebe nicht mehr erinnern zu können.

Rother hatte mit wachsendem Interesse seiner Schwiegertochter zugehört. Erstaunt war er eigentlich nicht. Das war ein Zusammentreffen von Verhältnissen, Schicksalsschlägen, wie es tagtäglich in einer Weltstadt vorkommen kann.

Aber seine liebe Schwiegertochter interessirte sich lebhaft für diese Familie, das war genug für ihn, um ihr jedenfalls im Voraus einen Wunsch zu erfüllen. Er bemerkte, daß er Seidel als Kassirer engagirt habe . . . „Seine Schwester muß auch todt sein, er sagte, er stände allein . . . Du warst mit der Familie befreundet? Das ändert die Sache vollständig. Er hat auf mich sofort den Eindruck eines Mannes von gesellschaftlicher Bildung gemacht. Wir könnten ihm vielleicht den Anschluß an unsere Familie gestatten, wenn Du wünschest —"

Rother senior war seiner Schwiegertochter gegenüber zu allen Konzessionen bereit, die ihr Familienleben behaglicher und angenehmer hätten machen können. Denn dieses Familienleben war ein Band, das auch seinen Sohn umschlang.

„O, Papa, ich würde mich freuen! Ich könnte mein heutiges Benehmen durch einige wohlmeinende Worte gut machen."

„Also es bleibt dabei."

Der alte Herr legte seine Serviette zusammen und reichte seiner Schwiegertochter im Aufstehen die Hand.

Dann hörte man Stimmen aus dem Vorzimmer, und Rother junior trat mit einem großen, starken Herrn ein, der in Reisekleidung steckte, und dessen rothes, gesundes Gesicht durch einen kurzen, grauen Backenbart nicht gerade verschönert wurde.

Rother senior war erst ganz überrascht, dann stürmte er mit ausgestreckten Händen dem Besuch entgegen.

„Was sehe ich, mein lieber Freigang — diese Ueberrumpelung! Nicht einmal Ihre Ankunft vorher zu avisiren!"

„Es ging nicht, ich bin auf der Durchreise und will morgen wieder fort."

„Papperlapapp — reden Sie nicht! Sie sind ein paar Tage unser Gast. Sie kommen überhaupt wie gerufen. Wir gebrauchen Maschinen und müssen darüber sprechen."

Es erfolgte jetzt erst eine Vorstellung der jungen Frau, die der Fabrikant Freigang benutzte, mit seiner Baßstimme dem jungen Paar nochmals persönlich seine Glückwünsche auszusprechen.

Dann war Rother senior wieder besorgt um seinen Gast.

„Sie werden uns das Vergnügen schenken, Sie bei uns frühstücken zu sehen. Louise, liebes Kind, Du bist wohl so gut —"

Der alte Freigang unterbrach ihn sofort:

„Bitte, keine Bemühungen, meine Herrschaften. Ich komme soeben von Dressel —"

„O, das ist schade! Dann kommen Sie aber 'gleich mit nach der Fabrik. Wir können im Wagen plaudern. Wollen Sie?"

Freigang senior war damit einverstanden.

„Adieu, meine Lieben. Louise, liebes Kind, Herr Freigang speist selbstverständlich bei uns."

Er gab seiner Schwiegertochter den üblichen Kuß auf die Stirn, dann ging man.

Als die beiden Alten im Wagen dahin rollten, sagte Freigang:

„Offen gestanden, lieber Freund, ich bin eigentlich nach Berlin gekommen, um meinen Sohn zu suchen —"

„Immer noch das alte Verhältniß?"

Im Lärm der Straße nickte Freigang nur.

„Ihr seid Beide aus zu trockenem Holz geschnitzt. Wenn's zusammen gerieben wird, giebt's Feuer," meinte Rother nur kurz. Dann kam er hintereinander auf seine Maschinen, seinen Bau und seine Schwiegertochter zu sprechen.

Drittes Kapitel.

Die „alte Geschichte".

Fräulein Seidel, ich glaube gar, Sie weinen —" Jenny Hoff war wie immer wild und geräuschvoll in die kleine Kammer gestürmt und blickte jetzt zaghaft die am Fenster Sitzende an.

O, wenn die Kleine das gewußt hätte! Sie wäre drüben in der dumpfen, schmutzigen Stube ihres Vaters geblieben und hätte ihre Lehrerin nicht gestört. Sie fand Thränen so häßlich und konnte es nicht begreifen, wie man zu weinen vermochte, wenn man so eine weiße Haut hatte, wie Maria Seidel sie besaß.

Jenny hatte recht gesehen, Maria hatte wirklich geweint. Warum, weshalb? Die blonde Hoff hätte nicht zu fragen brauchen. Sie hätte keine Antwort bekommen. In diesem kleinen, einfenstrigen, armselig möblirten Zimmer mit der Aussicht nach dem tiefgähnenden, von Arbeiterkasernen eingeengten Hof war Alles Schweigen: das geheimnißvolle Dunkel, das wie ein unendlich langer, unsichtbarer Schatten immer stärker und schneller zum Fenster hereinzog und Farben und Linien verschlang; die ganze Atmosphäre, zusammengesetzt aus den emporsteigenden Dünsten der Riesenstadt und der schwülen Abendluft des Sommertages, die sich in der Kammer lagerte; die schwarz erscheinenden wenigen Möbel, die geflickte farblose, traurig dreinschauende Gardine, und das Weib am Fenster, die Bewohnerin dieser

möblirten Schlafstelle, am meisten. In den hereinbrechenden Dunkel schien sich die niedrige Decke immer mehr zu neigen, herabzulassen, als wolle sie sich schließlich, wie ein Alp auf die Menschenbrust, auf all dies Schweigen setzen und es ganz und gar erdrücken, noch todter, öder machen...

Maria Seidel hatte nicht gehört. Wenn man in versunkenen Welten sich befindet, sind die Sinne für das Geräusch der gemeinen, wirklichen nicht empfänglich.

Was ging es auch Andere an, ob sie geweint hatte, selbst diese niedliche Tochter des Kohlenschippers, die sie vor dem Verderben bewahren wollte!

O, wenn diese Kleine nur gewußt hätte, daß es auch Thränen geben kann, die Haß und Rache weinen — jener trockene, brennende Durst nach Vergeltung, der nach jahrelangem, wahnsinnig-schmerzhaftem Schmachten endlich die erste belebende Nahrung in erstickten, heißen Thränen findet. Wie da das Herz jubelt, wo die Augen weinen!

„Fräulein Seidel —"

Die kleine Arbeiterin vermochte dieses Schweigen, dieses ganze Außerachtlassen ihrer stets vorlauten Person nicht mehr zu ertragen. Sie fühlte hin und wieder, als ein echtes Berliner Vorstadtmädchen, das Bedürfniß, sich in geschwätzigen Plaudereien zu ergehn, und fand nichts peinlicher, unverständlicher, als eine Stille im Zimmer, wenn sie nicht allein war.

„Ich habe Ihnen doch nichts gethan —"

Jenny Hoff ließ sich auf die Diele zu den Füßen ihrer Nachbarin nieder und faßte nach deren Händen.

Maria Seidel blickte jetzt auf.

„Du, Kleine —?"

War es die Rührung, die nach den letzten noch in ihren Ohren nachklingenden Worten Jennys sie überkam, die sie sich zu dem Arbeiterkind herniederbeugen hieß, um einen heißen, langen Kuß auf ihre Stirn zu drücken?

„Du solltest mir etwas gethan haben, harmlosestes aller Geschöpfe —?"

Sie lachte. Sie wußte selbst nicht worüber — seit-

dem seit gestern bei ihr die Stimmungen wie Sonnenschein und Schatten wechselten.

„O, Sie lachen, und mir war's, als weinten Sie. Ich dummes Ding habe wie gewöhnlich wieder nicht Recht. Was war Ihnen nur gestern? Wie ich mich erschrocken hatte! Ich habe den ganzen Nachmittag an Sie gedacht und habe die Fäden immer falsch gespannt."

Die Plaudertasche gerieth in ihr Fahrwasser. Sie hatte auch so viel zu erzählen, seitdem sie seit gestern Mittag Maria nicht gesehen hatte, denn Fräulein Seidel hatte sich am Abend vorher zeitig zu Bett gelegt und war nicht nur am Nachmittag jenes Tages nicht in der Fabrik gewesen, sondern auch heute den ganzen Tag über nicht.

„Die Mädchen hatten gestern von nichts Anderem zu sprechen als von Ihnen und der jungen Frau Rother. Es ist wahr! 'mal sprachen sie von Ihrem Unwohlsein und meinten, das hätte was zu bedeuten, denn es wäre so plötzlich gekommen, dann wieder nahmen sie die junge Frau vor und erzählten zum Schluß allerhand Geschichten vom jungen Herrn Rother — Alles durcheinander. Diese Klatschschwestern! Denken Sie nur, die lange Tine, Sie wissen doch, die mit den gemeinen Ausdrücken, meinte, es wäre stadtbekannt, daß der junge Herr Rother früher vor seiner Hochzeit ein ganz liederliches Leben geführt hätte — o, und was sie noch Alles sagte, ich kann es nicht sagen. Woher die das nur weiß . . ."

„Was sagte sie noch, Jenny? Erzähle Alles."

Marie Seidel zog der Kleinen Kopf an ihren Schooß und fuhr mit der weichen Hand über das blonde Haar. Dabei beugte sie sich wieder tiefer herab, als befürchte sie, daß sonst die Worte des jungen Mädchens ihr Ohr nicht erreichen könnten.

„Oh . . ." Jenny Hoff mußte es große Anstrengungen machen, davon zu sprechen.

Sie schien sich zu schämen, denn sie drehte ihren Kopf so, daß das Gesicht fast ganz in den Falten des Kleides verborgen war. Endlich sagte sie aber doch:

„Wenn ich durchaus soll . . . die lange Tine meinte, das wisse Jeder, daß Herr Rother vor seiner Hochzeit immer ein paar Geliebten zu gleicher Zeit gehabt hätte, die nun durch Geld abgefertigt worden seien. Sie meinte, die reichen Leute machten das immer so. Seine Frau wisse natürlich nichts davon, auch nicht, daß er ein Kindchen habe —"

Maria Seidel preßte einen Laut hervor, der sich in dem Halbdunkel des Raumes wie ein geheimnißvoller Seufzer anhörte. Ihre Hand drückte die Wange der kleinen Hoff, als fände sie dort etwas, das sie zum stummen Ausdruck ihrer Qual bringen könnte. Das wilde Senken und Heben ihrer Brust war in dem noch hellen Lichtraum des Fensters deutlich zu erkennen.

„O, nicht so an meinem Haar ziehen, bitte — das thut weh."

Jenny Hoff machte eine kurze Pause, folgte dann der Aufforderung Marias und fuhr fort:

„Tine erzählte, ein Mädchen aus der Fabrik, sie soll sehr schön gewesen sein, hätte sich vor zwei Jahren mit ihm eingelassen. Jetzt ginge sie aber sehr fein, denn sie sei Kellnerin geworden. Sie lebe mit ihrer Mutter sehr nobel, und das meist von dem Gelde, das sie für ihr Kind jeden Monat von Rother bekäme . . ."

Maria Seidel athmete auf, schwer, wie von einem starken, beklemmenden Druck befreit. Sie also war mit den gemeinen Enthüllungen der frechen Tine nicht gemeint.

Und die Plaudertasche Jenny begann wieder:

„Lina Schmidt heißt das Mädchen. Haben Sie schon von ihr gehört? Tine meint, sie trage jetzt den Kopf sehr hoch und wolle auf der Straße Niemand mehr von den alten Arbeiterinnen aus der Fabrik kennen."

Lina Schmidt — ein Kind — das stimmte.

O, Maria kannte das Frauenzimmer wohl. Sie hatte ihr Kind bei derselben Frau Sandkorn in Pflege, wo sie das ihre hatte. Gewiß, das mußte ein und dieselbe Person sein. Also auch von ihm! Das hätte eigentlich Ver-

anlassung zu neuen Betrachtungen geben müssen, aber die Tochter des Kohlenschippers schnitt jeden Gedankenfaden durch. Sie wartete erst gar nicht die Antwort auf ihre Frage ab, sondern hatte neue Dinge, allerhand buntes Zeug bereit, wovon sie plauderte: Nichtigkeiten, Zänkereien aus den Arbeitssälen, die sie für wichtig genug hielt, um sie zu erwähnen. Ach, sie konnte noch so unschuldig plaudern, trotz der Gemeinheiten, die ihr Ohr bereits tagtäglich vernahm! Aber sie hörte vorerst nur die Worte, ohne den eigentlichen Sinn zu verstehen. Sie war auch erst sechszehn Jahre, und seit kaum drei Wochen in der Fabrik. Was konnten ihre Kolleginnen da schon verlangen!

Und plötzlich kam sie auch auf eine ihre kleine Person ganz besonders interessirende Angelegenheit zu sprechen, bei deren Erwähnung sie selber staunte, daß sie noch nicht daran gedacht hatte.

„. . . Denken Sie nur, Fräulein Seidel, was mir heute passirt ist. Schon das zweite Mal. Der Lehrling aus dem Comptoir, Sie wissen doch der junge Mensch, der immer so fein gekleidet geht, der Herr Brendel (sie meinte den Volontair und Neffen vom alten Rother) kommt heute Vormittag zu mir heran und erzählt mir wie schon so oft allerlei Geschichten, wie er sich am Abend vorher amüsirt hätte. Ich habe sonst nie darauf gehört, immer kurz geantwortet und ruhig weiter gearbeitet. Heute frug er aber wieder wie schon gestern allen Ernstes, ob ich nicht mit ihm nach irgend einem Theater gehen wolle, er meinte nach dem Germaniatheater oder Americain. Er bat, ich sollte früher aufhören, er hätte schon dafür gesorgt, daß mir das gestattet würde, schnell nach Hause gehen, mich anders anziehen, und dann wollte er mich irgendwo erwarten. Er bat so sehr und that so freundlich . . .“

„Kind, daß Du es nie in Deinem Leben wagst! Denke an Deinen alten guten Vater!“

Jenny Hoff fühlte sich im selben Augenblicke zurückgestoßen, denn Maria Seidel hatte sich halb von ihrem Platz erhoben. O, was sie da gehört hatte, das war der

Anfang der alten verführerischen Melodie einer Großstadt, die die Sinne betäubt und benebelt. Sie kannte diese Melodie, sie klang ihr ewig im Gedächtniß wieder.

Sie war erregt von dem Gehörten und zugleich erschüttert von der Naivetät der Kleinen, die groß zu ihr aufblickte, wie verständnißlos bei dem plötzlichen Ausruf ihrer Beschützerin. O, sie hätte nichts davon gesagt, wenn sie dadurch die Ruhe Marias gestört sehen sollte.

„Komm her, Jenny. Kind, Du mußt auf mich hören."

Als hätte sie etwas gut zu machen, setzte sich Maria wieder und zog Jenny liebevoll zu sich empor, daß sie den zarten Oberkörper des Mädchens wie den eines Kindes in den Armen hielt und an sich preßte.

„O, Kind, Du weißt nicht, wie gut ich es mit Dir meine . . . Sie taugen alle nichts, diese Söhne reicher Väter, die arme Mädchen zu bethören suchen. Baue nie auf eines Mannes Wort, wenn er höher steht wie Du. Lerne sie verachten, hassen, verabscheuen, wenn sie sich Dir mit Hintergedanken nahen. O, Du weißt noch nicht, was das heißt, betrogen zu werden, mögest Du es nie erfahren . . . Sieh, so fangen sie alle an, wie der junge Brendel: sie suchen die Vergnügungssucht in uns zu erwecken. Das sind die ersten verbotenen Früchte, die sie uns Armen bieten, dann kommen Geschenke, Versprechungen, Schwüre von ewiger Treue und Liebe, bis das Herz gebrochen ist und Körper, Seele, Alles, Alles . . . O, Jenny, Jenny, wenn ich sprechen könnte, wie ich möchte . . ."

„Maria —"

Es war das erste Mal, daß das junge Mädchen ihre Freundin und Nachbarin kurz mit diesem Namen wie eine Schwester anredete. Sie fühlte sich plötzlich durch die Aufrichtigkeit der Seidel, durch diesen Unterhaltungsstoff, der ihr Geschlecht betraf, dem um zehn Jahre älteren Mädchen näher gerückt wie sonst, es war ihr, als läge sie an der Brust einer treuen, wohlmeinenden Schwester.

Und Maria Seidel hatte dieselbe Empfindung; der eine Ausruf ihres Namens hatte sie in ihr erweckt. Und

das machte ihr Herz noch einmal überquellen. Sie wollte diese in der Entfaltung begriffene Mädchenknospe beschützen vor dem gewöhnlichen Schicksal schöner Arbeitertöchter, sie wollte ihr, hingerissen von plötzlich wild auf sie einstürmenden Erinnerungen der Vergangenheit, irgend ein böses Beispiel vor Augen halten, ihr zur Bekräftigung des Gesagten irgend eine alte Geschichte erzählen — ihre eigene jammervolle Geschichte . . .

Aber sie kam nicht so weit, denn draußen auf dem Flur ertönte der laute Ruf „Jenny!" Gleich darauf klopfte es ziemlich derb an der Thür, und ohne erst ein Herein abzuwarten, zeigte sich in der geöffneten Spalte, von einer alten flackernden Lampe mit zerbrochenem Cylinder hell beleuchtet, das geschwärzte Gesicht des Kohlenschippers Hoff.

Er rief einen brummigen, aber freundlichen „Guten Abend" und hatte dann eine Bestellung für seine Tochter bereit.

„Nichts für ungut, Mamsell Seidel, wenn ich störe, aber das Mädel soll mir etwas holen. — Jenny, komm, hol' uns 'ne Flasche Bier und 'nen kleenen Schnaps, Schott ist da."

Das war genug. Jenny ging betrübt, und die Thür klappte wieder.

Maria Seidel saß wieder allein und starrte über das niedriger liegende Dach des Quergebäudes hinweg, hinüber nach dem Häusermeer. Sie stand auf und lehnte sich zum Fenster hinaus. Ueber Berlin führte die Dämmerung den letzten Kampf mit dem Abend. Der Himmel wurde grauer und dunkler und verlor das intensive Blau des Tages. Der große Schleier der Nacht senkte sich allmählich herab und legte sich auf die spitzen und platten Dächer der Häuser. Die Höfe öffneten sich, von oben gesehen wie tiefe schwarze Abgründe, an deren Wänden die vereinzelt erleuchteten Fenster der Häuser sich ausnahmen wie winzige, unregelmäßig angebrachte Lämpchen. Von den Straßen herüber ertönte das zweite Erwachen der Stadt mit seinem

Rüsten zum Vergnügen des Abends, zum Schwelgen bis in die sinkende Nacht, in den grauenden Morgen. Heller erglänzten die scharfen Kanten der Häuser, beleuchtet vom Reflex der angezündeten Laternen. Und immer mehr Lichter zeigten sich in den Höfen, immer mehr erleuchtete Fenster tauchten spukhaft schnell in dem Dunkel auf. Dort noch zeigte sich ein Kopf im Rahmen des Fensters, von dort herüber ertönte das helle Pfeifen des Liedes vom „grünen Strand der Spree".

Hier, wo man das Gedränge in den Straßen nicht sah, nur der Menschen Wohnstätten vor den Augen hatte, sah Alles so friedlich, einladend nach des Tages Arbeit aus, empfing man den Eindruck einer wohlthuenden Ruhe, ohne Hader, ohne Gedanken an die Misère des Daseins. Das war der Theil Berlins, der ermattet sich nach Schlaf und Träumen sehnte.

Und doch, wenn diese Häuser sprechen könnten, wenn sie erzählen könnten, was Die verschweigen, die in ihnen wohnen. Wenn diese schwarzen steinernen Ungeheuer ihre Mäuler aufsperren würden, um lärmend und schreiend der Welt zu verkünden, was sie erlebt, gesehen und gehört! Wenn sie plaudern würden vom lächelnden Hunger, vom verborgenen Elend, von der versteckten Gemeinheit und dem unsichtbaren Verbrechen. Wie würden sie brüllen und toben, um der Welt da draußen die Maske vom Gesicht zu reißen, mit der sie sie nie in ihren Mauern gesehen haben. Was für Geschichten würden sie hinausposaunen zum Spott und Gelächter der schadenfrohen Menge, zum Entsetzen und zum Grauen derer, die sich die Gerechten nennen. Was ließen sie übrig, wenn sie dem Babel den Flitterstaat vom Leibe rissen — nichts als ihre eigene steinerne Ruhe und den Dampf und Qualm, der jedes Ideal erstickt — grausam, unerbittlich . . .

Wie Maria Seidel so nach den dunklen Häusern, die sie anzuglotzen schienen, hinüberstarrte, vernahm sie im Geiste so eine alte Geschichte, die ewig neu bleibt: ihre eigene. Sie kannte sie ganz genau, sie wollte sie nicht mehr

hören, aber sie konnte sich ihrer nicht entziehen — sie umbrauste ihre Ohren und nahm ihr ganzes Denken und Empfinden gefangen. Und eigene Phantasie und Erinnerung halfen dabei und ließen den Weg in die Vergangenheit in Minuten zurücklegen.

O, da war zuerst die glückliche Jugendzeit in dem kleinen Hause der Potsdamerstraße, das enge Freundschaftsbündniß zwischen zwei Familien auf einem Flur: zwischen dem schrullenhaften gelehrten Professor Wilmer und dem Doktor Seidel, ihrem Vater. Da war die süße Vertrautheit mit Louise Wilmer, ihrer Busenfreundin, da waren die rosigen Erinnrungen an die Tanzstunden, Gesellschaftsstunden und Kaffeekränzchen mit ihren kleinen Geheimnissen, Ueberraschungen und Neckereien ältester Gymnasiasten und jüngster Studenten. Das war Poesie im Elternhause, reiner Rosenduft und heller Sonnenschein — nichts von der Atmosphäre, die sie heute athmen mußte.

Und da tauchte auch ein hübscher Krauskopf auf, ein stolzer, muthiger Jüngling — ihr einziger Bruder Robert. Wie hatte er sie geliebt, wie war sie ihm zugethan in reiner schwesterlicher Liebe. Er war eine so ideal angelegte Natur, begeistert für alles Hohe und Schöne. Oft übermüthig in seinem Thun, aber doch ein herzensguter Junge. So gut, daß der immer wählerische und eigensinnige Backfisch Louise Wilmer sich für ihn begeistern konnte. Wie hatte sie Beide mit dieser Liebe geneckt, sie ausgelacht, wenn sie mit sechszehn und zwanzig Jahren schon vom Heirathen sprachen. Vorüber ein paar Jahre. —

Robert sollte studiren, da starb der Vater. Das war der erste unbarmherzige Schlag. Vermögen war nicht vorhanden. Verdienen um zu leben, war die Parole des Tages. Sie gab Unterricht in Sprachen, soweit es in ihrer Kraft lag, die Mutter nahm Klavierschülerinnen und Robert trat mit guten Empfehlungen in ein großes Waarenhaus als Lehrling, wo er sofort einen kleinen Gehalt bekam. Er mit seinen Idealen des angehenden Studententhums ein trockener Zahlenmensch!

Man mußte sich allerhand Einschränkungen auferlegen, dazu gehörte auch das Aufgeben der zu theuren Wohnung. Das Band der Freundschaft mit Wilmers erlitt den ersten großen Riß: man kam sich scheinbar aus den Augen. Wieder ein Jahr vorüber. Auch die Mutter todt! Die Geschwister waren jetzt ganz allein auf sich angewiesen. Sie trat in ein Geschäft, um mehr zu verdienen, und besuchte Abends eine kaufmännische Lehranstalt. Dann nahm sie eine Stellung als Kassirerin in einem großen Laden ein. Und da sah er sie zum ersten Mal, er Hugo Wald, wie er sich nannte, und sie ihn. Er kam und kaufte öfter, als man es wohl bei Jemandem, der nur Interresse für Waaren hatte, erwarten durfte. Ihr mußte das auffallen. Dann erwies er ihr Aufmerksamkeiten und näherte sich ihr mit redlichen Absichten. Sie verlor ihr Herz. Er war Kaufmann, Buchhalter in einem großen Magazin, wie er sagte. Sie forschte nicht darnach — sie war blind, denn sie liebte zum ersten Male. Und nun kam die alte, ach so alte Geschichte. Er versprach ihr die Ehe, kaufte Verlobungsringe, nur um seinen nichtswürdigen Zweck zu erreichen, und dann als sie sich Mutter fühlte, eine Welt der Schande immer drohender vor ihren Augen auftrat, als sie immer mehr in ihn drang, sein Versprechen einzulösen, kam jener Winterabend, der ihr Blut erstarren machte, sie laut um Barmherzigkeit schreien hieß, um der Ehre ihrer Eltern Namen, um des Kindes willen, das sie unterm Herzen trug. Und es hörte sie Niemand, Niemand.

Sie kam aus dem Geschäft nach Hause, früher als sonst. Ihren Bruder traf sie noch nicht an. Da sah sie auf dem Tisch jenen Brief liegen, der ihr die Gemeinheit eines Mannes enthüllte, den sie mit ganzer Seele geliebt hatte, dem sie Alles zum Opfer gebracht. Sie war jämmerlich betrogen. . . . „Lebe wohl, ich gehe morgen nach England. Ich darf Dich nicht heirathen, denn ich bin nicht der, für den du mich hieltst, ich bin der Sohn eines reichen Mannes. Ich gestehe ein, nicht recht an Dir gehandelt zu haben, aber ich war Dir wirklich gut, und das Herz verzeiht

Manches, was die Vernunft nimmer verzeihen würde. Vergieb auch Du mir. Suche mich zu vergessen. Du bist von heute ab wieder frei. Einliegendes Geld gehört unserem Kinde . . ."

Er gab sie frei, nachdem er sie entehrt, betrogen hatte! Er bezahlte ihre Liebe mit einem Almosen! Sie hatte gellend aufgeschrieen und war zusammengesunken. Das war zu viel gewesen für ein schwaches Weib, das vor Minuten noch in den Bildern der Zukunft geschwelgt hatte. Aber sie war stark, sie wollte ihre Schmach allein tragen. Als sie sich vom Teppich wieder erhob, war sie immer noch allein im Zimmer. Ihr Bruder kam erst spät, während sie schon lag. O, sie wußte, er hätte ihren Verführer im Ameisenhaufen der Menschheit gefunden, und hätte er die Welt durchpilgern müssen, aber bei Gott, eher ewiges Vergessen, lebendig begraben sein in einer Höhle der Vorstadt, als unter seinem Blick erröthen müssen. Er hatte seine Lehrzeit beendet, er konnte leben ohne sie. Sie durchwachte die Nacht in fürchterlicher Aufregung, aber ihr Entschluß war gefaßt. Sie kündigte ihre Stellung im Geschäft, um jede Spur von sich zu vertilgen, und litt die Tage, Wochen bis zu ihrem Austritt in der Nähe ihres Bruders entsetzlich. Er merkte, daß sie schweres geheimes Leid trage, er sah ihre Bläße, ihren inneren Gram, und er forschte, frug, bat, sie aber lächelte und hatte nur ein Wort bereit, und das hieß „nichts". Dann kam der Tag, wo sie heimlich von ihm ging und ihm jenes Schreiben hinterließ, in dem sie auf vier Seiten herzzerreißend ihm ihre Schuld gestand und ihn bat, sie nicht mehr als seine Schwester zu bebetrachten.

Zweieinhalb Jahre lagen jetzt dazwischen, und während dieser Zeit wohnte sie draußen im Arbeiterviertel, am äußersten Ende der Louisenstadt, war sie todt für die Vergangenheit, für die einstige glänzende Welt ihrer Jugend, lebte sie nur noch für sich, ihren Knaben und ihre Rache. Wie hatte sie geforscht nach ihrem Verführer, ihn zu zwingen, ihr die genommene Ehre wiederzugeben, ihrem Kinde seinen

Namen zu geben, für dasselbe zu sorgen — vergebens, Alles vergebens. Sie sah ihn nie mehr, sie hörte nie mehr seinen Namen. In dieser Millionenstadt auch, wo jeder neue Tag die Spuren des alten verwischt! Aber einstmals mußte die Stunde kommen, wo sie ihn sah, denn es lebt ein Gott zu strafen und rächen, und dann zehnmal Wehe ihm, der sie in die Reihen jener Betrogenen gestellt hatte, auf die die lästerdne Welt mit Fingern zeigt um ihrer Kinder willen, die keinen Vater haben. Wer geliebt hat, der kann auch hassen!

O, dieses armen Kindes wegen, was hatte sie Alles von den Lästerzungen ertragen müssen, wie hatte man ihr das Leben, den Kampf um die Existenz schwer gemacht. Um seinetwillen aus den Reihen der Gesitteten gestoßen, hatte sie sich Verachtung, Gemeinheiten und Zudringlichkeiten gefallen lassen müssen; seinetwillen war sie für die sogenannte Gesellschaft gestorben, seinetwillen zur Arbeiterin in einer Fabrik geworden, um in Ruhe und Frieden in der großen Gemeinde der Armen ihr täglich Brod essen zu können. Hier war sie nur noch eine Null, wie die Andern alle, hier nahm man sie auf als ebenbürtig, denn zu dieser Gemeinde der Enterbten gehörte auch die Gemeinde der Verführten . . .

Die zahllosen steinernen Ungeheuer da drüben hätten der Teppichstopferin viele solcher Geschichten erzählen können, wenn sie gesprochen hätten, aber sie glotzten noch immer schweigsam herüber und streckten ihre Häupter unbeweglich in die Nacht.

Maria Seidel faßte sich nach der heißen Stirn und starrte hinunter nach dem schwarzen Hof. Von unten herauf aus einem geöffneten Fenster klang das Lallen eines Kindes, das hell und deutlich „Papa" stammelte.

Maria zuckte zusammen und holte tief Athem. Sie erhob ihren Blick und ihre Augen schweiften nach rechts, als könnten sie das Dach durchdringen, hinüber nach jener Straße, nach jenem Hinterhause zu jener Pflegefrau, wo die Wiege ihres Kleinen neben denen anderer stand. O, es

schlummerte gewiß schon süß, die großen Augen beschattet von den Augenwimpern. Wie wild wäre sie aufgefahren, wie hätte sie die Gerechtigkeit um Hilfe angerufen, hätte sie die Schläge gehört, die Frau Sandkorn ihrem Pflegebefohlenen austheilte, hätte sie den Theelöffel voll Branntwein gesehen, den das Weib dem Kleinen einflößte — denn so macht man die Hilflosen müde, bringt sie in Schlaf, so macht man Kinder zu Engeln . . .

Aber Maria faltete im Dunklen die Hände, beseligt von dem Gefühl der Ruhe, die um sie herrschte — der Ruhe, die auch ihrem Kinde zu Theil wurde neben — dem Kinde der Lina Schmidt, dem Kinde Rothers . . .

Die schwarzen Ungeheuer da drüben hörten plötzlich ein helles Stöhnen, das wie ein Gemisch von geäußertem Schmerz und halberstickten Jubel klang. Dann sahen sie das leuchtende Gesicht mit dem dunklen Haar verschwinden. Maria Seidel war wieder auf ihren Stuhl gesunken.

Sie weinte nicht, sie jubelte nicht laut, aber in ihrem Innern schrie es auf vor wilder Freude, da sammelten sich Gefühle, die ihren ganzen Körper erschütterten, ihr Blut in Gährung brachten.

Sie hatte ihn gefunden, seit gestern ihn gefunden als ehrlichen Gatten einer Andern — ihrer einstigen besten Jugendfreundin. Dieser furchtbare Zufall einer wachenden Vergeltung, der unbarmherzig Menschen zusammenführt, wie lose Blätter von einem Baum, die der Sturmwind wieder zusammentreibt. Der Gedanke daran hatte sie seit gestern krank gemacht, hatte gedroht, ihr den Verstand zu rauben. Er hatte sie ruhelos wie eine Halbverrückte den ganzen Tag über abwechselnd weinen und lachen gemacht, er hatte sie seit gestern das Zimmer zum Gefängniß werden lassen, und er hatte auch ihr Hirn zermartert, um eine Antwort auf die Frage einer ewigen Weltordnung zu finden, weshalb Louise Wilmer, das reine Weib, es gerade sein mußte, das die Gattin ihres Verführers Hugo Wald, jetzt Edmund Rother wurde.

Was sollte sie jetzt thun? Wo war die ewige Richterin, die jetzt die Waage hielt?

„O, Gott, allmächtiger Gott!“

Sie tappte im Dunklen nach ihrem Lager, vergrub das Gesicht in die Kissen und weinte sich satt, so recht von Herzen satt . . .

Drüben auf der andern Seite des winkeligen Flures im einzigen Raume der Hoffschen Wohnung, der zu gleicher Zeit als Wohn-, Schlaf- und Kochzimmer diente, saßen am wackeligen Tisch in der Nähe des eisernen Ofens, der die Küche vorstellte, der alte Kohlenschipper und der Maschinenschlosser Schott, die sich von der Gasanstalt her kannten, in der auch Schott kurze Zeit beschäftigt gewesen war. Seit langer Zeit hatten sich die Beiden nicht gesehen, in den letzten Wochen jedoch suchte Schott den Alten fast täglich in seiner Klause auf.

Anfangs hatte der Kohlenschipper, dem das auffallend war, gedacht: „der kommt der Jenny wegen“, und er hatte im Geheimen geschmunzelt und so seine Betrachtungen angestellt. „Hm,“ sagte er sich gleich am zweiten Abend, als er auf diesen Gedanken kam, „so schlecht wäre das nicht. Der Junge hat zwar seine Mucken und ein Krakehler soll er auch sein, aber tüchtig ist er und verdient sein Geld. Obendrein ein stattlicher Kerl, dem die Frauenzimmer von jeher nachliefen. Das Mädel ist zwar noch jung, ein halbes Kind, aber mit dem Fabrikarbeiten kann's doch nicht ewig gehen, und jung gefreit hat noch niemals gereut.“

Der Alte kam aber bald auf andere Spuren. Da hatte der Schott so merkwürdige Dinge zu fragen, die sich alle um Fräulein Seidel drehten. Ob das richtig wäre mit dem Kinde . . . Ob der Vater noch lebe und ob der Alte wisse, wer er sei . . . Wie sie sich zu Hause aufführe und wie wohl die Geschichte eigentlich zusammenhänge, daß so ein Mädchen, die englisch und französisch spräche,

in einer Fabrik gegen gewöhnlichen Wochenlohn arbeiten müsse.

Und alles das frug er mit so einer Wichtigkeit, als sei er von der Kriminalpolizei und müsse schlauer Weise recherchiren. Dabei ließ er die Jenny ganz links liegen und bekümmerte sich nur um sie, wenn er glaubte, etwas von der Plaudertasche erfahren zu können. Aber da kam er bei der Kleinen schön an! Die von ihrer Nachbarin etwas Schlechtes sagen!

Das kam verdächtig vor. Dem Kohlenschipper ging dann ein Licht auf, als der Schlosser seltsame Sachen durchleuchten ließ. Die Seidel hätte es ihm angethan. Er hätte sie vor Augen, wo er gehe und stehe, und selbst Nachts träume er von ihr. Er wisse nicht warum, aber es sei doch so.

Mit der Jenny war's also nichts. Das war dem Alten nun eine ausgemachte Sache. Er hätte eigentlich über diese Fopperei wüthend werden können, aber er durfte nichts davon laut werden lassen. Die Kleine selbst hätte ihn am Ende ausgelacht. Dann aber fand er das ganze Gebahren Schotts äußerst schnurrig.

Der in die gebildete Mamsell Seidel verliebt? Der mit seiner derben Hand und seinem groben Wesen? Als ob die für einen Schlosser geschaffen war, der tagtäglich mit hartem Eisen umging!

Der biedere Christian Hoff fand diese Idee zu närrisch. Er hatte auch eine zu große Achtung vor dieser armen, schönen, immer so ruhigen und doch so freundlichen Mamsell Seidel, die still Morgens zur Arbeit ging und des Abends immer so lautlos ihr kleines Kämmerlein aufschloß; die so fein und vornehm sprach, Handschuhe und Schleier trug und doch im Hinterhause einer Arbeiterkaserne wohnte; die so viel gelernt hatte, daß sie etwas davon noch immer für seine Jenny übrig hatte — seine liebe einzige Kleine, die so aufwuchs ohne Mutter . . .

Wenn er daran dachte, mußte er sich immer mit dem schmutzigen Aermel über die Augen fahren, als hätte er

dort den Ueberrest von Kohlenstaub wegzuwischen, und es war doch etwas Anderes, ganz etwas Anderes, Nasses —

Sie war ordentlich rührend diese Hochachtung, die der alte Kohlenschipper vor der Seidel hatte — jene wahrhaftige Hochachtung, die der Arme Unwissende immer Menschen bezeigt, die mehr gelernt haben wie er, und doch sich nicht so hoch und stolz dünken, um ihm nicht etwas von diesem Wissen abzugeben.

Schott, Du bist des Teufels, bilde Dir nichts ein — hatte er oft auf den Lippen, um dem hitzigen Krauskopf seine Meinung zu sagen. Da sah er aber in sein Gesicht, in dieses beim Sprechen von heißer Leidenschaft durchwühlte Gesicht, da sah er in seine Augen, in diese brennenden, unheimlich flackernden Augen, deren schimmernde Schwärze ihn an die Kohlenstücke der Gasanstalt erinnerten, und er schwieg.

„Der schlägt dich todt, wenn du ein Wort dagegen sprichst," dachte er im selben Augenblick und verschluckte die Worte auf halbem Wege. Er ließ ihn reden und schwatzen und rauchte lieber aus seiner kurzen Porzellanpfeife, ehe er ihn unterbrach.

Heute war es wieder so. Da saß er wieder auf der andern Seite des Tisches neben dem jetzt kalten, gekitteten und verschmierten eisernen Ofen und starrte nach seiner alten Manier in das matte Licht der einzigen Familienlampe mit dem abgebrochenen Cylinder und der gesprungenen Glocke. Der Dampf seiner Cigarre vereinigte sich mit dem von Hoffs Pfeife und umzog die Lampe mit hellen Wolken, lagerte sich erst schichtweise im Raum der Stube und zog dann dem geöffneten Fenster zu.

„Magst Du sagen, was Du willst, Hoff, sie hat mir's angethan. Nenne mich einen Verrückten, sage, ich sei der größte Narr auf der Welt, aber ich kann nicht anders, ich muß sagen, ich kann nicht mehr leben, wenn ich nicht weiß, daß sie mein Weib wird. Sie hat so was Apartes — ich weiß, sie paßt nicht zu uns da in der Fabrik, aber siehst Du, das ist es gerade, was mich so reizt. Und laß

sie wirklich ein Kind haben, ein uneheliches, wie sie Alle sagen, was kümmert's mich. Ich will sie nehmen, wie sie ist. Wenn sie klug ist, wird sie sich die Sache überlegen und nicht nein sagen, wenn sie auch schon andere Manieren hat wie ich. Aber sie steht allein und immer wird's doch nicht so mit ihr gehen können — sie wird älter und älter werden ... Du mußt mit ihr reden, vernünftig reden, 's geht nicht anders. Ich weiß nicht, wie ich's anfangen soll. Wenn sie mich auslachen würde, Du weißt, Du kennst mich — ich wüßte nicht, was ich thäte vor Wuth, ich erwürgte sie auf der Stelle, mag dann werden aus mir was wolle ... Nimmt überhaupt gleich Jeder so ein Mädchen, die schon ein Kind hat von einem Andern? Zuletzt thut's doch immer nur ein Arbeiter. Dazu seien wir gut genug, denken die Herren Ehrenabschneider — aber 's wird doch noch mal anders werden in der Welt, wenn wir am Ruder sind und dieses Bourgeoisgesindel, diese aristokratischen Kanaillen —"

„Kalt Blut, kalt Blut, Schott, reg' Dich nicht auf, komm nicht in Dein altes Fahrwasser, 's lohnt sich nicht der Mühe. Wir werden's nicht mehr erleben. Laß 's gut sein. Wir wollen dabei bleiben, wo wir waren. Ich sehe schon, Dir ist die Sache verteufelt ernst mit dem Fräulein, aber Schott, Schott, Du weißt nicht, ob sie noch frei ist, ob sie nicht schon einen Bräutigam hat, einen, der zu ihr paßt."

Dem alten Christian Hoff war das so herausgeplatzt, er wußte nicht wie. Er wollte den Menschen da vor ihm auf andere Gedanken bringen.

Aber hätte er nur lieber geschwiegen, denn seine Worte waren Oel ins Feuer.

Der alte Tisch bekam plötzlich einen Ruck, daß die Lampe wackelte, denn der junge Arbeiter hatte durch eine kräftige Bewegung seine alte Lage an der Wand verändert.

Er streckte den linken Arm aus und ließ die Hand schwer auf des Kohlenschippers Schulter nieder, daß dieser

in seiner gekrümmten Haltung sich nach unten bewegen mußte.

Der ganze schauerliche Ernst einer unbezähmbaren Leidenschaft lag in seiner Stimme, als er sagte:

„Hoff, ich sage Dir, zieh mich nicht auf, bei unserer alten Bekanntschaft, zieh mich nicht auf! Wenn das wahr wäre, was Du da gesagt hast, wenn sie wirklich schon einen Andern hätte, ich sage Dir, ich könnte 's nicht ertragen. Wenn ich wüßte, wer's ist, wenn ich sähe, daß er mehr voraus hätte bei ihr, wie ich, ich schlüge ihn nieder wie einen Hund, so wahr Gott lebt! Ich sage Dir —"

Der ganze Körper des jungen Arbeiters zitterte. Es war, als durchrieselte sein warmes Blut plötzlich ein kalter Strom, der jede Fiber in ihm in Aufregung bringe.

Und etwas von dieser Aufregung ging wie durch einen elektrischen Strom auch auf Christian Hoff über. Er wußte, daß dieser Mensch mit der drohenden Haltung, die immer den Eindruck machte, als wolle er gleich dreinschlagen, mit den farblosen Lippen und dem scharfmarkirten, tief eingegrabenen Zug um sie, seine Worte bewahrheiten würde, und ging er selbst dabei zu Grunde.

Aber Gott sei Dank, es war noch nicht so weit, der Alte hatte da etwas in den blauen Dunst gesprochen, ohne Sinn, nur um den Schott auf andere Wege zu bringen.

Es war ihm jetzt selbst eine Genugthuung, seinem jungen Freunde den erweckten Verdacht zu nehmen, in seiner Brust die wild auflodernde Flamme der Eifersucht zu ersticken.

„Nicht gleich so wild, nicht gleich so wild, Schott. Ich wollte Dich nur auf die Probe stellen. Wenn man so was sagt, da merkt man gleich am besten, wie weit die Liebe geht. Das ist, als wenn man Wasser auf heißes Eisen gießt, um zu sehen, ob es noch zischt. Du kannst ruhig sein. Die Mamsell Seidel wohnt nun schon ein ganzes Jahr hier, aber sie kennt keine Mannsperson, es kommt auch keine zu ihr. Sie hat zwar eine Menge Freunde —"

„Aha —“

Schott lachte laut auf — grell und höhnisch, und der Tisch bekam diesmal von seiner Hand einen Stoß, daß er von seinem Platz rutschte und die Lampe durch die Erschütterung laut klirren machte.

Der Kohlenschipper blickte ihn diesmal groß an.

„Aber so laß mich doch ausreden. Du bist ja rein toll.“

Und in aller Ruhe fuhr er fort:

„Sie hat zwar eine Menge Freunde, aber das sind ihre Bücher, nur ihre Bücher. Mit denen unterhält sie sich des Abends, wenn sie aus der Fabrik kommt, und auch am Sonntag, am ganzen lieben Sonntag. Sie hat eine ganze Portion davon, verschiedene Dutzend werden's wohl sein, und sauber eingebunden, sage ich Dir. Frag' nur die Jenny, die kann's Dir ganz genau sagen. Das Mädel wohnt ja mehr bei ihr, wie bei mir.“

Mit dem jungen Arbeiter ging eine seltsame Veränderung vor. Sein Jähzorn war so schnell verschwunden, wie er aufgebraust war. Sein Gesicht nahm einen merkwürdig ruhigen, fast weichen Ausdruck an, als stimme ihn das soeben gehörte zur Rührung, zur tiefen Rührung. Es klang fast kleinlaut, als er sagte:

„Den ganzen lieben langen Sonntag, sagst Du, und immer nur bei den Büchern? Du lieber Himmel, was hat sie denn da vom Leben? Hat sie denn keinen Verwandten, keinen Vater, keine Mutter, nicht einmal 'nen Bruder oder 'ne Schwester?“

„Nichts, nichts, Schott. Sie steht mutterseelenallein. Aber 'n Kind hat sie wirklich, ich kann's Dir sagen. Sie hat's in Pflege gegeben, der Lästerzungen wegen, und 's würde ihr auch hinderlich beim Verdienen sein, wenn sie's zu Hause hätte. Und siehst Du, das kostet jeden Monat Geld. Für ihr Kind muß sie sparen, Alles opfern, was sie übrig hat. Jenny sagt, sie hätte es so lieb und es soll auch so ein hübscher Bengel sein. Die Kleine hat ihn schon gesehen. Aber wer der Vater davon ist, das

kann ich Dir wirklich nicht sagen, denn davon spricht sie nie, das weiß selbst die Jenny nicht."

Schott sprang auf und durchschritt laut die Stube. Es ging ihm so viel, so viel im Kopf herum, er hätte jetzt so viel zu sagen gehabt, wenn ihn nur der Alte verstanden hätte! Dieses arme Mädchen! Wie die Frauenzimmer in der Fabrik über sie herzogen, dieses Kindes wegen, für das sie arbeitete von früh bis spät! Als ob die meisten dieser geheimen Dirnen nicht auch schon Mutter gewesen waren, die eine mehr, die andere weniger! Als ob nicht viele schon einen Platz im Zuchthaus wegen Kindesmordes verdient hätten, wären die gewissen Weiber nicht... Man mußte das nur kennen, im Dampf und Qualm der Fabriken und Vorstädte groß geworden sein, wie Paul Schott. Freilich, die Seidel war ihnen zu vornehm, zu stolz, zu anständig, trotzdem auch sie die Mutter eines Kindes war, das — lebte!

Aber er wollte diesen gemeinen Zungen bei der nächsten Gelegenheit die Lust zum Lästern nehmen — mit der Faust, gleichviel war es ein Mann oder ein Weib!

Alles das durchwogte seine Brust in wenigen Minuten.

Dann blieb er wieder stehen, dicht vor dem alten Hoff.

Das Gefühl, der Maria Seidel in ihrer Lage ein Beschützer sein zu dürfen, durch seinen Namen alle Schmach von ihr abwälzen zu können, die Hoffnung, durch dieses Opfer bei ihr Erhörung zu finden, gab ihm mehr Muth, denn sie stählte seine Gedanken an die Zukunft.

Und all das drückte sich jetzt in seinen Worten zu dem Kohlenschipper aus.

„Hoff, ich weiß, Du bist ein guter Kerl, ich hab's oft bewiesen gesehen. Du bist ein alter Bekannter von mir. Thue etwas für mich. Sag' ihr, wie ich's meine, daß ich arbeiten will für sie von früh bis spät. Sie soll die Hände in den Schooß legen und nichts machen, als was in der Wirthschaft nöthig ist. Sag' ihr auch, ich will ihr Kindchen lieb haben, als wär's von meinem eigenen Blut. Sag' ihr, daß ich zwar ein wilder Bursche bin, aber daß

ich mich ändern werde, wahrhaftig, ich werde ein Anderer werden. Ich will ihr ein Mann sein, wie's keinen zweiten giebt, sag' ihr das Alles ... Nicht wahr, Hoff, ich bin doch kein schlechter Kerl —"

Er nahm die knöcherne Hand des Alten und drückte sie mit seinen beiden warm und aufrichtig.

„Hoff, Du wirst es thun? Habe Mitleid —"

„Aber Schott, Du kannst auch weinen, lieber Junge — was ist Dir?

Der Alte rückte auf seinem Stuhl, riß die Augen auf und nahm die Pfeife aus dem Munde, als wollte er besser sehen.

„Schott, sei ein Mann — Du packst an mein Herz, sei ruhig, vernünftig. Ich will's für Dich thun, als wärst Du mein Sohn. Komm, laß Dich nieder. Du sollst ein schlechter Kerl sein? Ich sollt' das glauben, ich, so ein alter Mann, der sich unter Menschen bewegt hat? Das wäre!"

Der junge Arbeiter setzte sich, die beiden Hände vor das Gesicht geschlagen. Kein Laut kam über seine Lippen, aber die Brust arbeitete mächtig.

Der alte Hoff wollte von andern Dingen reden.

„Wo nur die Kleine bleibt mit dem Bier und dem Schnaps —"

Er trat ans Fenster und blickte in den Hof hinunter.

Es war ihm, als höre er unten auf dem Flur die Stimme seiner Tochter. Die Plaudertasche hatte gewiß wieder mit irgend einer Nachbarin zu erzählen. Gut auch, daß sie nicht gleich kam. Um des Schott willen. Was der für ein Mensch war!

Der Alte blies den Rauch in das Dunkel hinaus und spann Gedanken. —

Unten wollte Jenny gerade mit dem beschwerten Korb den langen finstern Flur durcheilen, als ein Herr hinter ihr herkam und sie dreist aufhielt, daß sie erschrocken aufschrie. In der Helle, die von der Straße herein fiel, erkannte sie den feingekleideten bartlosen Herrn Leo Brendel, Volontair der Firma Rother und Sohn.

Er faßte sie ungenirt um die Taille und drückte sie an sich.

„Nun, Fräulein, Sie sind ja nicht gekommen. Mich so warten zu lassen! Und ich hatte Ihnen eine so hübsche Busenschleife gekauft —"

Jenny Hoff war noch erfüllt von der Warnung Marias. „Lerne sie verachten, hassen, verabscheuen, wenn sie sich Dir mit Hintergedanken nahen."

Wie kam der dazu, ihr eine Schleife zu kaufen?

Die kleine Hoff war allen Ernstes nahe daran, gegen ihren Vorgesetzten recht böse zu werden, ihm irgend eine höfliche Grobheit zu sagen, wie sie Berliner Kindern so wohlfeil sind, aber sie brachte es nicht über die Lippen. Er war trotz seiner Zudringlichkeit so höflich und sagte zu ihr jungem Ding „Fräulein"! Das war man in der Fabrik nicht gewöhnt. Etwas Gefährliches hatte er ja ihr noch nicht gesagt. O, sie wußte nicht, daß man Schmeicheleien stets vorräthig hat, wenn man, wie Herr Leo Brendel, gewisse Zwecke verfolgt.

„Wie nett Sie aussehen in dem hellen Kleid. Weshalb gehen Sie nicht immer so gekleidet?"

„In der Fabrik vielleicht? Da würde ich schön bei meinem Vater ankommen. Man kann sich nicht immer neue Kleider kaufen. Aber, bitte, Herr Brendel, lassen Sie mich los, ich muß gehen."

„Erst müssen Sie mir sagen, weshalb Sie zu unserem Rendezvous nicht gekommen sind."

Das Wort Rendezvous, wie es sich vornehm anhörte!

„Weil es sich nicht schickt. Mein Vater wäre mir auch schön auf den Kopf gekommen. Aber bitte jetzt —"

Es klang wenig ernst, was sie sagte. Ein Mann merkt das sofort, wie Leo Brendel es auch merkte. Diese Kleine mußte man sich erst erziehen.

„Aber so ein unschuldiges Vergnügen, ein Theaterbesuch."

„Wenn auch — aber es schickt sich nicht."

„Sie können ja das nächste Mal eine Ausrede machen

— Sie hätte irgend einen Gang, eine Freundin zu besuchen. Am Montag, nicht wahr, Sie kommen mit? Ich sage Ihnen, Sie werden sich köstlich amüsiren. Ich bringe Sie auch zeitig wieder nach Hause. Sie sind so jung und so hübsch, Fräulein Jenny — Sie müssen mehr in Gesellschaft. Was haben Sie sonst vom Leben?"

O, das war wahr, sehr wahr, was er eben gesagt hatte. Sie hatte wirklich wenig vom Leben. Morgens um fünf Uhr aufstehen, um dem Vater Kaffee zu besorgen, wenn er nicht gerade Nachtarbeit hatte, dann dreiviertel Stunden laufen, um Schlag Sieben in der Fabrik zu sein, elf Stunden tägliche Arbeit bei erbärmlich karger Kost, und dann wieder nach Hause in die dumpfe, halb verbaute, dunkle Stube ... Und das einen Tag um den andern! Freilich, da war zwar die Gesellschaft des guten Fräulein Seidel, so mancher Spaziergang mit ihr, aber was war das auch — wenig, wie das Salz auf dem Brod. Und die andern Mädchen sprachen doch jeden Montag so viel vom Vergnügen. Vom Tanzen in der Hasenhaide, vom Umherjagen im Treptower Park und vom Amusement im Schweizergarten, in Puhlmanns Vaudeville-Theater und im Volksgarten auf dem Gesundbrunnen. Und sie war wirklich schon sechszehn Jahre, mußte ihr Brod verdienen, und hübsch mußte sie auch sein, das hörte sie jeden Abend beim Kaufmann drüben an der Ecke.

Aber nein, mit diesem jungen Herrn Brendel durfte sie nicht ausgehen — ihr Vater hätte sie todtgeschlagen, wenn er's erfahren hätte. Und dann die gute Maria —

„Traue nie auf eines Mannes Wort, wenn er höher steht wie Du," hatte sie gesagt.

Das unverdorbene Gemüth der Kleinen sträubte sich doch gegen die Zumuthung des jungen Herrn. Als sie jetzt merkte, daß er sie an die Wand drücken wollte und seine Hand ihrer Büste nahe brachte, riß sie sich mit Anstrengung los.

„Lassen Sie mich zufrieden, ich will nichts mit Ihnen zu thun haben, oder ich schreie laut auf!"

„Aber so nehmen Sie wenigstens die schöne Schleife. Was soll ich mit dem Ding!“

„Nein! — Da kommt Jemand —“

Man hörte Tritte auf dem Hof.

„Aber einen Kuß —“

Sie wollte wieder etwas sagen, aber der Volontair hatte ihren Mund durch seine Lippen bereits verschlossen.

„Die Schleife müssen Sie doch nehmen.“

Er warf ein Päckchen in ihren Korb und ging lachend nach der Straße, indem er sich noch ein paarmal umblickte. Jenny eilte erhitzt und mit gerötheten Wangen dem Hofe zu. Sie hätte weinen mögen über diese Frechheit. Aber sie fand nicht die Kraft, die eingewickelte Schleife von sich zu werfen. Sie nahm das Päckchen aus dem Korb und verbarg es in ihre Kleidertasche, des Vaters wegen!

Viertes Kapitel.

Weibliche Bedienung.

Brendel befand sich wieder auf der Straße. Es war die Manteuffelstraße, jener Theil derselben, der zwischen der Oranien- und Muskauerstraße liegt. Ein paar Augenblicke blieb er unschlüssig stehen, um zu überlegen, nach welcher Seite er seine Schritte lenken solle. Er wollte den Abend irgendwo in einer Kneipe todtzuschlagen suchen, er wußte nur nicht wo. Es waren ihm so viele bekannt, in denen die Mamsells ihn angenehm fanden, seine guten Trinkgelder zu schätzen wußten, ihm hin und wieder wohl auch kleine Konzessionen gestatteten. Er war stets so freigebig, der „gute Leo", wie man ihn der Kürze wegen nannte. Er ging immer tadellos gekleidet, trug blendendweiße Wäsche, wechselte alle acht Tage mit seiner Kravatte und versäumte nie die größte Sorgfalt auf sein in der Mitte gescheiteltes, glänzend pomadisirtes Haar zu verwenden, um dadurch in den Augen Anderer — wenn auch nur par distance — sich seiner kaufmännischen Stellung auf Stunden entrückt zu sehen. Man mußte nur sehen, mit welcher vornehmen Miene er nach Eintritt in eine jener Kneipen, in denen der Student und Offizier in Civil der hauptsächlichste Stammgast ist, zwei Haarbürsten links und rechts aus den Taschen seines Jaquets zog und mit der Technik eines Friseurs das Haar gleichzeitig zu beiden Seiten des Scheitels zu bearbeiten anfing — von der

Stirn bis zum Genick. Er wollte nun einmal nicht für einen Kaufmann gelten, wenigstens in diesen Kneipen nicht, wo der burschikose Ton vorherrschte und das gegenseitige Zutrinken der Studenten den Comment verrieth.

Von der Oranienstraße her ertönte das Klingeln der Pferdebahnwagen. Das ließ einen Entschluß in ihm reifen. Er schritt rechts herunter, jener Seite zu. Dabei mußte er fortwährend an die kleine Hoff denken. Diese spröde Schlange — wie entrüstet sie war. Sie wollte sogar schreien, aber sie that es nicht, selbst beim Küssen nicht. Das waren Chancen genug, er konnte zufrieden sein für heute. Die zweite Einladung würde sie gewiß annehmen. Dafür war sie sechszehn Jahre, das war das gefährlichste Alter bei frühzeitig stark entwickelten Mädchen . . .

Brendel pfiff unhörbar vor sich hin und schlenderte langsam weiter. Die Uhr ging erst auf Zehn. Die Straßen waren stark belebt, denn es war am Sonnabend, also am Lohntag. Es war der Abend, an dem in gewissen Theilen der Stadt der Sonntag als Ruhetag durch eine durchschwelgte Nacht eingeleitet wurde. An einem solchen Abend nimmt Berlin eine andere Physiognomie an. Alles lacht heller, Aller Gesichter sehen freudiger, unternehmender aus. Jeder Einzelne, der abhängig vom Verdienen ist, hat das Gefühl, einmal auf ganze achtundvierzig Stunden sein eigener Herr sein zu können. Das macht ihn kecker, übermüthiger, läßt ihn freier als sonst athmen und fordert den Leichtsinn heraus. Es ist fast, als wolle an einem solchen Abend Jeder sich dem lieben Gott für Schaffung des siebenten Tages dadurch recht dankbar erweisen, daß er hingeht und ihm die halbe Nacht und bis zum sinkenden Morgen Opfer in klingender Münze bringt. Die unverheiratheten Arbeiter zumal wollen sich entschädigen für sechs lange arbeitsame Tage. Sie tragen heute den Kopf so hoch, als wollten sie jeden Augenblick auf die gefüllte Tasche schlagen und in die Worte ausbrechen: „Heute machen wir uns eine vergnügte Nacht.“ Und wenn sie am dritten Tage der kommenden Woche wieder den Kredit

des Budikers und Speisewirthes in Anspruch nehmen müssen, um ihr Leben zu fristen, was kümmert's Andere! Heute wollen sie auch einmal genießen, die Thaler springen lassen, um von dem berauschenden Gifthauch Berlins etwas zu kosten. Heute wollen auch sie einmal mit der Genugthuung nach Hause gehen, nach langer Kneipenfahrt zum Schluß die letzte Nachtstation in irgend einem Wiener-Café gemacht zu haben, in dem man nicht weiß, was gemeiner ist: die aufgeputzten Freudenmädchen, die Frechheit des Wirthes, für ein Cichorienssurrogat den Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen, oder das ekelhaft-weibische Aussehen der trocknen Kellnergestalten, auf deren jede François Coppées Strophen passen:

— — — — Gleich einer Dirne
Trug er das Haar in Ringeln an der Stirne.

In den Vorstädten sieht man jene Unglücklichen taumeln, die für die Bitternisse des Lebens und Enttäuschungen in der Ehe Trost im Alkohol suchen und auf Stunden auch finden. Die Destillation ist heute ihr Paradies und das gefüllte Schnapsglas der Genuß, in dem sie schwelgen, stieren Blickes träumen und im Anfange des Deliriums phantasiren — seltsame, unverständliche Dinge . . .

Da wankt jetzt so eine vom schleichenden Gift schon halbzerstörte Gestalt. Das Arbeitsgewand umschlottert die mageren Glieder, als wolle es jeden Augenblick seinen Halt verlieren. Der Mann redet wirres Zeug und schimpft in gurgelnder Tonart — zum Gaudium der ihn umringenden halbwüchsigen Burschen. An seiner Seite geht eine abgezehrte, armselig gekleidete Frauengestalt — sein armes, beklagenswerthes Weib. Sie hat eine ganze Stunde vor dem Fabrikthor geharrt, um ihn in Empfang zu nehmen, sie ist ihm aus einer Schankwirthschaft in die andere gefolgt, sie hat ihn ein Dutzendmal in die Tasche greifen sehen, um das sauer verdiente Geld für Spirituosen auszugeben, sie hat ihn sich berauschen sehen, endlich lallen und stammeln gehört, aber sie ist nicht von seiner Seite

gewichen — der wenigen Groschen wegen, die er nach Hause bringen soll. Denn sie weiß, daß er nicht eher zu bewegen ist, sein Heim aufzusuchen, bis er sinnlos betrunken ist, bis man ihn führen muß. Und zu Hause warten die hungernden Kinder und schreien nach Brod, die armen, armen Kinder . . .

Im Schatten der Hausthore stehen verlebte, abgeblühte, lichtscheue Weiber, deren Gewerbe den Unterschied zwischen Frau und Mädchen vollständig verwischt hat. Sie blicken so frech und machen so einladende Bewegungen, wenn ein Arbeiter vorübergeht, — sie wissen, heute ist Lohntag, heute sind die Portemonnaies gefüllt, heute giebt es zu verdienen.

Da schallen laute Klänge eines verstimmten Klaviers zum tiefeingebauten Kellerfenster heraus. Unten herrscht betäubender Lärm, der durch das plötzliche gemeine Kreischen einer der Mamsells letzten Ranges seine Signatur bekommt. Sie setzen sich so dreist und schamlos auf den Schooß der Männer und animiren zum Trinken des „echten" Bieres, das nur echt ist, so weit es sich um die Etiquette der Flasche handelt; sie verstehen es so vortrefflich durch Sich-drücken-lassen und durch Gestatten anderer Freiheiten den Arbeitern die Taschen leichter zu machen, daß der Wirth bei dem Gedanken, wieder einmal das Geschäft für die ganze Woche zu machen, schmunzelt und ein Auge zudrückt.

Diese Dummen, die nie alle werden wollen!

Und dieser Lärm des Sich-gehen-lassens, diese Sucht nach Genuß und Betäubung, die in den Kneipen bereits feste Formen angenommen hat, zeigt sich auf den Straßen erst in ihrer Gährung. Das ist ein Ueberhasten, ein Ausweichen und Stoßen, ein Zur-Schau-tragen einer gewissen Ruhelosigkeit, als könne man nicht die Zeit erwarten, bis man am Zechtisch sitzt, um mitzuarbeiten an der — Verrottung der Gesellschaft.

Brendel befand sich inmitten dieses Beobachtungsmaterials für den Sittenschilderer, ohne daß es für ihn Interesse gehabt hätte. Er war wie die meisten jungen

Männer seines Schlages nur empfänglich für Genuß. Er hatte sich bald hier, bald da nach einem Mädchen umzusehen und machte darin zwischen öffentlichen Dirnen und anständigen Frauenzimmern keinen Unterschied.

Einmal blieb er vor einer aufgeputzten, geschminkten Gestalt stehen.

„Na Hedwig, wie geht es Dir?" frug er vertraulich.

Das Mädchen war erfreut, lächelte und trat dicht an ihn heran.

„Ich danke. Wohin wollen Sie? Begleiten Sie mich —"

„Kann heute nicht. Adieu Kleine, auf Wiedersehen."

Man trennte sich kurz und freundlich. Er war mit dieser Art Mädchen ebenfalls sehr bekannt, denn er wohnte in diesem Viertel, das der Fabrik am nächsten lag, und war ein ständiger Besucher des Wiener-Cafés, dem nächtlichen Markte der Hetären.

An der Oranienstraße bestieg er die Pferdebahn, um seinem Ziele zuzufahren. Nach einer halben Stunde sehen wir ihn in eine der vielen Studentenkneipen der Friedrichsstadt treten. Sie führte die Firma „Zum Falstaff". Vorher hatte er von einem Blumenmädchen, das an einer Laterne stand, eine rothe Rose gekauft, die er kokett im Knopfloch seines Jaquets befestigte.

Als er in das im ersten Stockwerk belegene Lokal trat, scholl ihm jenes halbgedämpfte wirre Gemurmel von Stimmen entgegen, das immer den Beweis für den regen Besuch einer derartigen Kneipe giebt. Trotz der theilweise geöffneten oberen Fenster lagerten Wolken Cigarrendampfes um die Milchglasschalen der Gasflammen, die die drückende Wärme des Sommerabends noch weniger angenehm machten. Ein Blick durch die aneinanderhängenden Räume lehrte Brendel, daß das Lokal stark besetzt war. Man zechte stumm, spielte den üblichen Skat oder debattirte laut. Dazwischen ertönte abwechselnd der Ruf nach der Bedienung, nach Bier, oder erschallte die helle Klingel, welche die

Mamsells nach dem Buffet rief, um bestellte Speisen oder Getränke entgegen zu nehmen.

Der Volontair der Firma Rother und Sohn durchschritt die ersten Zimmer bis zu einem am äußersten Ende gelegenen, in dem er einen Platz zu finden hoffte. Dabei trug er sein dünnes Stöckchen wie eine mit der Spitze nach unten gekehrte Lanze und lüftete das Haupt, um den Blicken der zu beiden Seiten sitzenden Gäste das glänzende, gescheitelte Haar preiszugeben.

Im Rahmen der ausgehobenen Thür kam ihm die Mamsell entgegen, die in diesem Revier bediente. Sie trug in der Rechten ein paar leere Gläser, sah ihn nicht kommen und wäre beinahe mit ihm zusammengestoßen.

„Ach, der gute Leo! Wie geht's, Kindchen? Was macht Edmund? Was trinken Sie, Dunkles oder Helles?" brachte sie hintereinander hervor, ohne erst die Antwort auf jede einzelne Frage abzuwarten.

„Bitte, Dunkles — bringen Sie sich auch gleich einen Schoppen," bestellte Leo, die Hand der Kellnerin drückend.

„Nehmen Sie dort rechts Platz." Dann eilte sie hinweg.

„Lina," rief er ihr nach, „bringen Sie mir doch auch die Speisenkarte!"

Dann sah er sich nach einem Platz um. An einem kleineren Tisch waren noch einige Plätze frei. Es saß nur ein Herr mit ausdrucksvollem Gesicht an ihm, der die Beine von sich gestreckt hatte und nicht besonders gut gelaunt schien, denn er zeigte eine üble Miene und starrte abwechselnd sein Glas an.

„Sie erlauben —?" wurde er jetzt von Brendel höflich gefragt, der an einem Stuhl rückte.

„Bitte —" war die ebenso höfliche Antwort, von einer Handbewegung begleitet.

Brendel zog noch im Stehen die hechtgrauen Handschuhe ab, dann setzte er sich und griff in die Taschen zu

seinen Haarbürsten, dabei musterte er mit einem raschen Blick die um ihn Sitzenden.

An der hintersten Wand auf einem kleinen Ledersopha zurückgelehnt saßen ein paar Künstler, die fleißig rauchten und beobachteten, hin und wieder zusammen sprachen. Der eine von ihnen, der mit dem dunklen, kurzgestutzten Vollbart war Oswald Freigang; der andere zeigte auf breiten Schultern einen mächtigen Kopf mit von Pockennarben zerrissenem Antlitz, umgeben von einer hellblonden Mähne, die in ihrer Ueppigkeit an die eines Löwen erinnerte. Das war der Heiligenmaler Hannes Schlichting. Vor ihm neben seinem Glase lag ein lederner Schnürbeutel, gefüllt mit türkischem Tabak, aus dem er sich in gewissen Zwischenräumen eine kleine, braun angerauchte Meerschaumpfeife stopfte — die unzertrennliche Freundin seines Lebens, seiner Arbeit, seiner Kunst. Es lag etwas Schwerfälliges, halb Unbeholfenes im Wesen dieses Mannes, das ihm im Verein mit dem entstellenden Merkmal einer späten, schlecht geheilten Krankheit nicht übersehen ließ. Wie er den riesigen Oberkörper drehte und wand, wie er den Ellenbogen ungenirt auf den Tisch stützte und die große Hand in das Haar vergrub — das diente zur scharfen Charakteristik eines Menschen, das waren noch alte, unverwischbare Angewohnheiten jener Zeit, als er auf der rothen Erde Westfalens den Acker seines Vaters, eines kleinen Bauern, pflügte. Man konnte Hannes Schlichting nicht mehr vergessen, man mußte sich ihn dem Auge einprägen für ewige Zeiten, wenn man ihn einmal gesehen hatte. Man sah in dieses längliche Gesicht mit dem kaum merklichen spärlichen Schnurrbart, man sah die unzähligen, tief eingegrabenen Pockennarben, die es zerfetzt hatten, man hörte sein lautes, stoßweise hervorquellendes Lachen und man fand beim ersten Blick, daß die Unschönheiten eines Menschen nicht auffallender zu Tage treten konnten. Man wandte die Augen fort, um sie doch wieder auf Johannes Schlichting ruhen zu lassen. Dieser Kopf zog an, je mehr er abstoßen sollte. Es war das Gepräge des Geistes, der

Stempel einer ausgesprochenen Individualität, der zuletzt die Pockennarben verschwinden, die Unmanieren nicht merken und nur noch scharfe, edle, sympathische Linien sehen ließ — die Gesammterscheinung in ihrer charakteristischen, originellen Form.

Hatte man ihn dann erst näher kennen gelernt, erfahren, was für ein biederer Sinn, welch ein kindliches Gemüth in dieser äußerlich so vernachlässigten derben Hülle steckte, dann gewann man ihn lieb, man fand ihn schön, man vermißte etwas, wenn man ihn nicht sah und ihn nicht hörte in seiner breiten Mundart, mit seinem derben naiven westfälischen Humor.

Er war ein wenig Pessimist, der gute Hannes, trotz seinem unerschütterlichen Glauben an das dereinstige Fortleben seiner Kunst, wenn Genre, Landschaft und Historie schon längst als verbraucht das Zeitliche gesegnet haben sollten.

Und doch fühlte er in seinem Innern, wie der tosende Schrei der Zeit seine Ideale übertönte, wie er lärmend über die Satzungen der Bibel hinweg nach Greifbarem, Wahrem, nach der nackten Materie rief. Das machte sein Herz innerlich bluten, ließ ihn aber nie energisch dagegen protestiren. Er fürchtete, man könne ihn nicht verstehen. Er besaß auch einen zu glücklichen Humor, als daß man ihm einen zu großen Ernst zugetraut hätte.

Das Höchste, was er in solchen Augenblicken zu sagen vermochte, wurzelte in einem stereotypen Satz.

„Bruder," pflegte er zu Freigang zu sagen, „'s ist halt nichts mehr mit der Kunst, 's ist nur noch 'ne Zeit für Dampf und Qualm, 's ist Alles Dampf und Qualm."

Und als müßte er diesen Worten noch eine bildliche Bestätigung geben, dampfte er ärger denn je aus seiner Pfeife.

Wenn Hannes auch seine Lebensaufgabe in der Darstellung religiöser Dinge erblickte, brauchte man ihn nicht gleich für einen Pietisten zu halten. Ihm war die Kunst zu wenig Selbstzweck, als daß er im Stande gewesen wäre, in ihr eine bestimmte Tendenz zu verfolgen. Was er an-

strebte, war die Erreichung des ewig Schönen, des ewig Göttlichen, das er im Antlitz einer Madonna verkörpert glaubte. Er verstand es, stets den Menschen vom Künstler zu trennen — im guten Sinne natürlich. Er war ein Freund von Geselligkeit, er liebte einen tüchtigen Scherz, noch mehr ein gutes Glas Bier und war ein erklärter Feind jeder Verschlossenheit, jeder Stubenhockerei. Was er haßte und verabscheute, das war die Gemeinheit, die offene frivole Gemeinheit. Man konnte ihn reizen durch ein einziges den Anstand und die Höflichkeit verletzendes Wort, und wehe dem, der seine Gutmüthigkeit zu mißbrauchen suchte. Dann verstummte das breite Lachen, die Pfeife dampfte schneller, der Körper reckte und dehnte sich nach allen Seiten, die Hand kraute nervös in den Haaren und ein Gemisch von Wuth und Groll packte den ganzen Mann und machte ihn erbeben vom Wirbel bis zur Zehe. Eine Fluth der Entrüstung kam über seine Lippen und tobte sich wild-unbändig aus, wie der Sturm nach einer Gewitterschwüle. Und doch bedurfte es wieder nur weniger Minuten, um ihn zum Kinde zu machen, um ihn lächeln, scherzen zu sehen. So war der Mann im ewig grauen Wams — der Heiligenmaler Hannes Schlichting, ein Mensch, den man erst studiren mußte, um ihn ganz zu kennen.

Heute hatte er bereits mehrmals das bekannte „'s ist Alles Dampf und Qualm, Bruder", vom Stapel gelassen, als er sich mit Freigang in Lebensphilosophie erging. Dabei ruhten seine Augen nie. Er bemerkte Alles, was im Lokale vorging, beobachtete scharf und hatte kleine beißende Bemerkungen bereit.

„Scheint auch ein rechter Geck zu sein," meinte er halblaut zu Freigang, als Leo Brendel seine Haare strich. „Weißt Du, Bruder, das sind so die Söhne ihrer Väter, an denen die Kunst auch nichts verliert. Gelt? Reiche Jungen, die nur Sinn fürs Kneipen und für die Weibsbilder haben. Hast ja gesehen! Hat 'nen ganzen Bürstenladen in der Tasche für seine drei Haare."

Der gute Hannes lachte wie gewöhnlich selbst über seinen Witz. Freigang konnte sich dieser Art Heiterkeit nie entziehen, er zeigte ebenfalls eine Miene zum Lachen.

„Du triffst immer das Richtige, Hannes: ein Geck durch und durch."

Hannes hatte dann plötzlich von einer andern Sache gesprochen. Er hatte endlich ein Modell für seine „Madonna mit dem Kinde" gefunden, an der er für die große Ausstellung malte. Das Bild war fast vollendet, aber der Kopf machte ihm noch immer Schwierigkeiten — er konnte unter all den professionirten Modellen kein Antlitz finden, das dem einer Heiligen glich, wenn auch nach allem möglichen Idealisiren. Es fehlten ihm die Linien, die weichen edlen Linien, die ihn begeistert hätten. Das brachte ihn oft zur Verzweiflung, daß er die Leinwand von der Staffelei nahm, verkehrt gegen die Wand lehnte und tagelang keinen Strich daran machte. Und doch war es die höchste Zeit, an das Werk die letzte Hand zu legen. Da faßte er den Entschluß, sich ein Modell von der Straße zu holen. Wenn es sieben Uhr schlug, jene Zeit herangerückt war, wo die Ateliers der Blumenfabriken, die Werkstätten der Nähmamsells, die Magazine aller Art, in denen Mädchen beschäftigt waren, sich zu entleeren pflegten, griff er nach seinem Jaquet, dem alten, langgedienten Jaquet, stülpte den riesigen grauen Filz auf und eilte die fünf steinernen Treppen hinab unter die Menge der Passanten. O, er wußte, was für Gesichter man manchmal unter diesen Töchtern des Volkes fand: herrliche Köpfe mit einem Antlitz wie Milch und Blut, mit so üppigen, goldig-blonden Flechten.

„Weißt schon, Bruder — ich habe Eine gefunden," erzählte er jetzt Freigang mit aller Lebhaftigkeit, die ihm zu Gebote stand. „Das ist ein Mädel, die hat ein Gesicht! Eine arme Arbeiterin scheint's zu sein, ganz so ging sie gekleidet, aber diese Augen, dieser Mund, dieses Oval, ich sage Dir — ein Engel ist's, ein leibhaftiger Engel. Ich muß sie haben und wenn's doppelt kostet sie, wird's ge-

brauchen. Wenn ich da mit der Kunst ein bischen nachhelfe, dann habe ich meinen Kopf . . . Ganze fünf Minuten bin ich an ihrer Seite gegangen, und gerad' als ich sie ansprechen wollt', verschwand sie in ein Haus der Manteuffelstraße. Aber ich weiß jetzt, wann sie kommt und welchen Weg sie nimmt. Aber Bruder —" er machte eine Pause aus Verlegenheit und fuhr dann zagend fort: „Du weißt, 's wird schwer, wenn Du dabei sein wolltest, um ein gutes Wort — gelt?"

Freigang wußte schon, was er sagen wollte. Er kannte seine Unbeholfenheit und mußte jedesmal lächeln, wenn er ihn dabei ertappte. Er versprach ihm behilflich zu sein. Dann sah er nach der Uhr. Plagemann wollte noch kommen, wenn es ihm seine Zeit gestattete. Man hatte sich hier ein Rendezvous gegeben.

Lina, die Mamsell, kam jetzt zurück und brachte Bier und Speisekarte.

Diese Lina Schmidt, was hatten zwei Jahre aus ihr gemacht! Wo war das einfache Kleid aus grobem Wollstoff geblieben, wo die rauhen Hände, die bäurisch-gesunde Gesichtsfarbe, wo die einstige linkische Bewegung? Wer sah es jetzt diesem Mädchen mit dem durchsichtigen, halb krankhaft blassen Teint, den beringten zarten Händen und dem koketten Wiegen des wohlfrisirten Köpfchens an, daß sie ehemals Arbeiterin in einer Teppichfabrik gewesen war, daß es eine Zeit gegeben hatte, wo sie für den elenden Wochenlohn von drei Thalern sich elf Stunden täglich plagen mußte? Was ihr geblieben war, das waren die Stiefeletten, das war das halbrund abgeschnittene Stirnhaar. Was für „gute" Manieren sie sich durch den steten Umgang mit Studenten angeeignet hatte, wie sie sich herausgemustert hatte! Wie sie verstanden hatte sich eng zu schnüren, daß die üppige Büste plastische Formen bekam. Wie in dem prallsitzenden, glänzend-schwarzen Satinkleide der runde Nacken sich wölbte, wie jede Linie des Körpers sich in der Robe markirte! O, sie hatte mit der Zeit gelernt, wie man Reize zur Geltung bringen konnte, ohne

sie zu enthüllen, wodurch man den äußeren Anstand zu bewahren im Stande war und doch die lüsternen Blicke der Männer auf sich zu lenken vermochte. Und doch, wie gemein war das nicht: nackt — in Kleidern zu gehen! Aber trugen sich die vornehmsten Damen auf der Straße nicht ebenso — sie, die doch für anständig gelten wollten? Um wie viel mehr hatte sie nicht das Recht dazu — sie, eine Kellnerin Berlins, die für jedes Trinkgeld, das sie einsteckte, den Männern die Berechtigung gab, zu ihr von Dingen zu sprechen, die dem Ohr jedes anständigen Weibes verschlossen blieben. Das war der unwandelbare Lauf einer Gefallenen, die anfängt, jeden sittlichen Halt zu verlieren.

Fräulein Lina schien sehr intim mit dem „guten Leo" zu sein und auch sehr erfreut, ihn heute zu Gesicht bekommen zu haben, denn sie setzte sich sofort zu ihm und rückte so dicht, als es gestattet war, zu ihm heran.

„Sie haben sich ja seit acht Tagen nicht sehen lassen," sagte sie, dann hatte sie allerlei Fragen zu stellen, Erkundigungen einzuziehen, die sie ganz speziell zu betreffen schienen, für Zweite und Dritte aber ihrer Ansicht nach zu wenig Interesse haben mußten, als daß sie sich im lauten Sprechen hätte geniren sollen. Einmal nur sah sie zu dem andern Herrn am Tisch, mit dem sie, ehe Brendel kam, geplaudert hatte, auf, und als sie jetzt mit dem jungen Mann zum Trinken anstieß, rief sie auch dem andern Gast ein einladendes „Prosit" zu.

Dann hatte sie das Essen für den Volontair bestellt und war zum zweiten Male zurückgekehrt.

Aus der Frage, die sie jetzt ziemlich laut an Leo richtete, ging hervor, daß dieser die alten Sünden seines Cousin Edmund ziemlich genau kennen mußte, also auch die Verpflichtung, die er diesem Mädchen gegenüber hatte.

„Was macht denn der süße Edmund und die schöne Frau Rother?" frug sie mit einem Anflug von verstecktem Spott, indem sie dieses „süße" ganz besonders liebenswürdig betonte. Dabei befleißigte sie sich, ihrer Stimme

eine möglichst wohlthuende Modulation zu geben, während ihre linke Hand mit dem dreifach um den schlanken Hals geschlungenen rothen Korallenband spielte.

Der andere Herr am Tisch blickte bei der Frage groß auf und ließ erstaunt seine Augen abwechselnd auf Beiden ruhen. Er veränderte seine behagliche Lage im Stuhle, beugte sich über sein Glas und strich mit den Fingern daran, als sei ihm vollständig gleichgültig, was das Pärchen da spreche. In Wahrheit aber war durch die wenigen Worte eine große Erregung bei ihm hervorgerufen, die er vergeblich zu unterdrücken suchte, und die den lebhaften Wunsch bei ihm rege machte, die Fortsetzung des Gespräches zu hören. Auch auf dem wenige Schritte entfernten Sopha zeigte sich eine Bewegung. Oswald Freigang neigte sich ebenfalls nach vornüber und stützte die Ellenbogen auf den Tisch. Die Unterhaltung interessirte ihn auch, seitdem er seit gestern wußte, wer Edmund Rother und seine Frau waren.

„Ich danke, liebes Kind," antwortete Leo und zündete sich eine Cigarette an; dann fügte er hinzu: „Die sind schon zurück aus Italien."

„Wirklich —?"

Fräulein Lina zeigte ein unverhohlenes Erstaunen.

„Er ist wohl jetzt sehr moralisch geworden?" hatte die Kellnerin wieder zu fragen.

Leo machte eine Handbewegung, die der Ausdruck seiner pessimistischen Ansicht in dieser Beziehung sein sollte, und erwiderte skeptisch:

„Wird lange bei ihm dauern! — Uebrigens," fuhr er gleich fragend fort, aber halb gedämpft, indem er sich mehr zu Lina neigte, „was macht der Kleine?"

„Der kleine Edmund? Ich danke, der befindet sich ganz wohl. Was meinen Sie, guter Leo, wenn die schöne, tugendsame Louise davon wüßte, oh —"

Sie mußte bei diesem Gedanken, der ihr mehr komisch als tragisch erschien, lachen. Dem guten Leo schien das nicht so lächerlich vorzukommen. Er zeigte plötzlich eine

sehr ernste Miene, blies den Rauch seiner Cigarette mehrmals äußerst kunstvoll von sich und sagte dann:

„Da ist nicht zu scherzen, Kind. Im Hause wäre der Teufel los. Ich glaube, mein lieber Onkel würde um seine Schwiegertochter kommen, die jetzt die Hälfte seines Lebens ausmacht. Uebrigens, liebe Lina, haben Sie durchaus keine Ursache, sich zu beklagen, ich weiß —"

Dieses „ich weiß" wurde von einem vielsagenden Blick begleitet, den Lina Schmidt am besten verstand.

„So war das ja nicht gemeint, guter Leo — darf ich noch eins bringen?"

Sie war aufgestanden und hatte nach dem geleerten Glas gegriffen. Brendel nickte. Am Buffet hatte es geklingelt. Im Gehen war sie noch besonders zärtlich, denn sie streichelte dem jungen Mann flüchtig die Wange.

Der andere Herr am Tische hatte schließlich mit Absicht zu einem Zeitungsblatt gegriffen und den Rest seines Bieres in einem Zug hinuntergestürzt. Als Lina ging, bat er ebenfalls um frisches Bier.

Kein Wort von dem Anfang der Unterhaltung war ihm entgangen. Als das Mädchen fort war, hatte er eine höfliche Frage an seinen Tischnachbar zu richten, die ihm ebenso höflich zur Zufriedenheit beantwortet wurde. Da man an einem Tische saß, sich in einer gemüthlichen Kneipe befand, Jeder vom Andern den Eindruck empfand, es mit einem wohlerzogenen Menschen zu thun zu haben, so fühlte man sich einander näher gerückt, zu einer Unterhaltung geneigt. Man wechselte erst ein paar Worte über ganz alltägliche Dinge, wie über das gute Bier, die Hitze, „das schöne Mädel, die Lina," und fand es dann an der Zeit sich vorzustellen, erst flüchtig die Namen zu nennen und dann die Visitenkarten hervorzulangen, auf die man einen Blick warf, um die Namen genauer zu kennen.

„Robert Seidel", las der junge Volontair, und „Leo Brendel. Im Hause Rother und Sohn" las der neu engagirte Kassirer der Teppichfabrik.

Es dauerte nicht lange, so wußte man ganz genau, in

welchen Beziehungen Jeder zu der Firma Rother und Sohn stand. Man war nicht wenig erstaunt, durch dieses merkwürdige Zusammentreffen bekannt geworden zu sein. Leo Brendel wußte noch nichts von dem neuen Engagement in der Leipzigerstraße, und Robert Seidel war diese plötzliche Bekanntschaft in sofern lieb, als er sich in etwas wenigstens über seine neue Wirkungsstätte informiren konnte. Es gab da so Manches zu fragen, über so manche Dinge Auskunft zu erbitten. Vor Allem aber war es für ihn von Interesse, über Frau Rother junior und ihren Gatten etwas zu erfahren. Er haßte diesen Mann bereits, ohne ihn einmal gesehen zu haben, und war geradezu bestürzt, als er in dem Gespräch zwischen Brendel und der Mamsell Dinge hörte, die nur auf seinen neuen Chef Bezug haben konnten. Was diese Louise Wilmer für eine Parthie gemacht hatte! Während des ganzen Tages hatte er daran denken müssen. Daß sie es auch gerade sein mußte, die durch ihren Anblick mit einem Schlage die Vergangenheit in ihm wach rief — von den Stunden ungetrübten Jugendglückes, in denen er für sie geschwärmt hatte, bis zu jenen jämmerlichen Tagen, in denen er, halb krank vor Aufregung, des Abends die Straßen durchirrte, um — seine betrogene Schwester zu suchen. Und er fand sie niemals, niemals. Er erließ Aufrufe in den Zeitungen, Anschläge an den Säulen, in denen er sie inständigst bat, zu ihm zurückzukehren, ihr sei vergeben; er durchwanderte halb Berlin, er nahm das Einwohnermeldeamt, die Polizei in Anspruch — Alles, Alles vergebens. Er fand weder sie noch die leiseste Spur von ihr. Sie war hart, sehr hart gegen ihn. O, er wußte wohl: sie blieb nur fern, um ihn in seinem Lebensweg nicht hinderlich zu sein, sie wollte die Schmach des Namens Seidel allein tragen, ganz allein. Das gute, große Herz! Und doch hätte er so gern einen Theil dieser Schande mitgetragen, alles: Entbehrung, Noth und Elend, hätte er ihr wie früher in die guten, lieben Augen schauen können. Er wußte ja, sie war rein, trotzdem sie gefallen war; doch hätte er die Hälfte seines Lebens gegeben,

hätte er von ihren Lippen den Namen ihres Verführers gehört — um der schaurigen Seligkeit willen hätte er es gethan, mit der er ihr Genugthuung verschafft hätte, Aug' um Auge, Zahn um Zahn ... Aber er mußte den nagenden Schmerz tragen, stumm, blutenden Herzens wie eine Centnerbürde. Das machte ihn früh reifen, ließ eine gewisse Herbheit in seiner Natur zum Durchbruch kommen, die sonst jungen Leuten seines Alters nicht zu eigen zu sein pflegt. Was ihm aber eine fürchterliche Seelenpein verursachte, das war die hin und wieder bei ihm auftauchende Ahnung, daß seine Schwester nicht mehr unter den Lebenden weilen könne. Wenn er Zeitungen zur Hand nahm und die Notizen über jene Unglücklichen las, die selbst Hand an sich gelegt hatten, wenn er von jenen unbekannten Leichen hörte, wie sie eine Weltstadt fast täglich an das Tageslicht fördert, und wenn er daran dachte, daß Maria zu ihnen gehören könne, dann wurde er vom Schauer durchrieselt. In diesem giftigen Ameisenhaufen, wo Einer dem Andern zurief: „Stirb du, damit ich lebe!" war doch Alles möglich. In solchen Momenten schrie er in seinem Zimmer laut auf — aber es hörte ihn Niemand, der ihm Trost in seinem zerissenen Dasein zugesprochen hätte.

Mit der Zeit wurde er apathischer, gab jede Hoffnung auf und ging nach dem Ausland. Mit dem gestrigen Tage der Rückkehr in seine Vaterstadt jedoch war die einstige Hoffnung, mit seiner Schwester wieder vereint zu werden, reger als je geworden, hatte ihn neu belebter gestaltet. O, wie glücklich hätten sie jetzt Beide leben können, wie sorglos, ruhig und zufrieden. Er hatte achthundert Thaler Gehalt und dabei die Aussicht auf eine dauernde Stellung.

Wie der Mensch in gewissen Glücksstunden sich nur zu gern in seinen Hoffnungen zu betrügen sucht, wenn auch auf Kosten der Wirklichkeit, so hatte er seit heute Vormittag bereits angefangen in diesem Gedanken zu schwelgen. Am andern Tage bereits wollte er von Neuem seine Nachforschungen aufnehmen. Diese Zuversicht, die ihn dabei

beseelte, dazu das merkwürdige Zusammentreffen mit Louise Wilmer, jetzt Frau Rother, das ein unbeschreibliches altes Gefühl in ihm wachrief, hatte eine plötzliche Umwandlung in seinem sonst so verschlossenen, ernsten, mehr auf sich selbst angewiesenen Wesen hervorgerufen, dem er sich nicht zu entziehen vermochte. So sehen wir ihn denn auch heute in einer fast heitern, zum lustigen Kneipen animirten Stimmung, die ihn die sonstige Misère des Daseins vergessen machen sollte — einer Stimmung, die noch durch die schnell geschlossene, ihn interessirende Bekanntschaft mit seinem jetzigen Kollegen Leo Brendel bedeutend gehoben wurde.

Ein einziger unglückseliger Zufall, vielleicht entstanden durch das unbewußte Hinlenken des Volontairs auf ein „ganz merkwürdig geartetes Weib", die denselben Namen führe wie er und draußen in der Fabrik an der Spree als Arbeiterin beschäftigt sei — eine Gesprächswendung, die sehr nahe lag — hätte vielleicht im Augenblick den Dingen einen andern Lauf gegeben, hätte vielleicht durch die gewohnheitsmäßigen, halb cynischen Aeußerungen des Volontairs diesen in den Augen Roberts sofort zum gemeinen, seines Umgangs nicht würdigen Menschen gemacht — aber dieser unglückliche Zufall traf eben nicht ein. Den Namen Seidel fand man so häufig, und wie hätte Brendel es auch erklärlich finden können, daß die Schwester eines noch lebenden, gebildeten, durch eine vorzügliche Stellung gutsituirten Mannes sich ihr Brod als Arbeiterin in einer Teppichfabrik verdienen müsse. Nichts lag ihm ferner als dieser Gedanke. Und dann, was gingen sie auch die Arbeiterinnen der Fabrik an — jetzt, wo sie von weit wichtigeren Dingen zu sprechen hatten.

Der gute Leo sprach in seinem jugendlichen Uebermuth so gern von Dingen, die einen sittlich-heiklen Anstrich hatten! Es war ihm bei seinen zweiundzwanzig Jahren immer eine Genugthuung, Andern den Beweis geben zu können, inwieweit er bereits über moralische Gebrechen der Gesellschaft mitsprechen könne. Die Person war ihm

dabei ganz Nebensache, wenn er nur einen Zuhörer fand. War dieser Zuhörer älter als er, so war ihm dies um so schmeichelhafter. Im Verlaufe von wenigen Minuten hatte Robert Seidel diese Erfahrung bereits gemacht. Leo Brendel war im besten Gange, ihn in die Junggesellensünden seines „lieben Cousin" Edmund in Betreff Linas zur Genüge einzuweihen, als diese mit Bier und Essen an den Tisch zurückkehrte. Sie war nicht gerade erstaunt, die beiden jungen Männer im Gespräch zu sehen, im Gegentheil, sie freute sich innerlich, da ihr Seidel von Anfang an als ein sehr hübscher Mensch vorgekommen war und sie jetzt Gelegenheit fand, sich ebenfalls mit ihm unterhalten zu dürfen, ohne den „guten Leo", der sie stark poussirte, zu erzürnen.

Sie hatte dann an einem andern Tisch zu bedienen. Als Brendel gespeist hatte, war sie aber doch erstaunt und sogar etwas piquirt, als sie hörte, daß man bezahlen wollte, um nach einem andern Ort zu gehen. Diese schnelle Intimität schien ihr auffallend. Sie nöthigte noch zum Bleiben, aber man ließ sich nicht aufhalten. Schließlich that sie aber doch sehr freundlich und drückte Jedem die Hand, indem sie Brendel noch um die Rose im Knopfloch bat, die dieser ihr auch mit ein paar zärtlichen Worten gab. Sie lud dann noch die Herren ein, recht bald wieder zu kommen. —

Hannes Schlichting hatte für das gleichzeitige Aufbrechen der Beiden zu Freigang wieder eine Bemerkung bereit.

„Ist so ein hübscher Junge der Andere, und sieht so vernünftig aus. Kann nicht begreifen, wie man sich so rasch mit so einem Gecken befreunden kann. Begreifst Du das, Bruder?"

Freigang schüttelte nur stumm mit dem Kopf.

Als Seidel und Brendel im andern Zimmer angelangt waren, sagte der Letztere:

„Haben Sie den Kerl mit der Perrücke da hinten auf

dem Sopha gesehen? Ich konnte ihn kaum ansehen beim Essen, der Pockennarben wegen."

Seidel verstand im Lärm die Frage nicht ganz, nickte aber instinktiv.

Wenn Leo Brendel nur gewußt hätte, daß der Pockennarbige dereinst sein Todfeind werden würde.

Fünftes Kapitel.

Im „Photographenkasten".

Unter den Malern Berlins geht die Sage von einem armen Flickschuster, der tief unten im finstern Keller gleich seinen unzähligen Kollegen ein gar armseliges Dasein führte. Ihm gegenüber, dem Himmel am nächsten, wohnte ein Künstler von der Palette, den er für wohlhabend hielt und der zu seinen besten Kunden gehörte, denn er brauchte alle vierzehn Tage ein paar neue Absätze an seinen Stiefeln. Der Schuster meinte, das käme von dem vielen Treppensteigen, der Maler aber dachte sich sein Theil und schrieb's dem schlechten Leder zu. Wenn Meister Knieriem auf seinem Tritt am eingebauten Fenster saß, gar emsig den Pechdraht handhabte und alle zehn Minuten die Brille putzen mußte, um besser sehen zu können, sandte er hin und wieder einen halb neidischen Blick zu dem Atelierfenster hinauf, das wie ein großes gläsernes Auge verlockend auf ihn herabzublicken schien. „Der da oben kann klug reden," sagte er oft, wenn es unten ein paar Stunden früher dunkel wurde, als auf der Straße, „der hat Licht in Hülle und Fülle und kann sein Petroleum sparen — ach, wenn ich doch auch so ein Künstler sein könnte, es giebt ihrer so wenige und sie haben nicht die tausend Conkurrenten zu befürchten, wie jeder Einzelne von uns armen Schustern." Und dann fiel ihm die Geschichte vom hinkenden Teufel ein, die er gelesen hatte, und er wünschte,

daß dieser Hinkende doch auch einmal zu ihm kommen möge, um ihn unsichtbar über die Dächer zu führen, damit er die paar Künstler einmal zählen könne, aber am Tage, das bat er sich aus, denn Künstler konnten nur am Tage arbeiten, das hatte ihm das große Auge da drüben oft genug im hellen Sonnenschein zugezwinkert. Als es wieder einmal unten bereits zu dämmern anfing, während draußen noch heller Tag war, nickte unser Meister bei seinen alten Betrachtungen ein und hatte einen gar wundersamen Traum. Asmodeus, der Hinkende, erschien ihm in leibhaftiger Gestalt, angethan mit Schlapphut und langwallendem Mantel, hüllte ihn in diesen Mantel, der einer durchsichtigen Wolke glich, und führte ihn durch das niedrige Fenster hinauf in die Lüfte. „Ich will Dir Deinen Wunsch erfüllen," sagte der hinkende Teufel, „ich will Dir die Dächer aufdecken, damit Du die paar Künstler zählen und sie um ihren Reichthum beneiden kannst." Dabei lachte er aber gar seltsam, höhnisch wie ein richtiger Teufel. Dann sagte er wieder: „Bei Deinem Nachbar da drüben wollen wir den Anfang machen." Der Teufel nahm seinen Schlapphut ab, rief „Bim, bam, bum," und sofort hob sich das Dach von seinem Platz. Meister Knieriem konnte jetzt das Innere des Ateliers genau sehen. Da sah er zuerst gerade in der Mitte eine mächtige Staffelei auf Rollen stehen, die ein halbvollendetes Bild trug. Der Nachbar stand davor, hatte in der Linken ein ganzes Bündel Pinsel, eine mächtige Holztafel mit allerlei Farben darauf, und malte. Wenn er ein paar Striche gethan hatte, trat er immer einige Schritte zurück, kniff die Augen halb zu und betrachtete das Werk. An den Wänden hingen und standen allerlei bunte Bilder, Zeichnungen und große Mappen. An der einen Wand stand nur ein großes Sopha, davor ein großer runder Tisch und ein paar Stühle. In einem Winkel sah Meister Knieriem einen ganz niedrigen gewöhnlichen Holztisch, der ihn besonders interessirte, da er Aehnlichkeit mit seinem Fenstertritt unten im Keller hatte. Nachdem er Alles ganz genau betrachtet hatte, frug er seinen

Begleiter: „Zu was dient denn der große hölzerne Tritt dort in der Ecke?"

„Das ist ein Modelltisch, darauf sitzen, liegen und stehen die Modelle, deren jeder vernünftige Künstler bedarf," antwortete der Teufel; „da Dein Nachbar aber augenblicklich kein Geld hat, um sie für das riesige Bild, das dort an der Wand steht, verwenden also auch bezahlen zu können, malt er jetzt ein Mordbild für eine Schaubude, das schnell fertig werden soll und wobei es nicht so genau darauf ankommt. Meister Knieriem schüttelte schon bedenklich mit dem Kopf. Dann sagte er: „So, jetzt habe ich Alles gesehen, jetzt zeige mir auch die Wohnung." Der Teufel lachte hell auf: „Wohnung, meinst Du? Wo denkst Du hin — die giebt's hier nicht." Meister Knieriem sah den Teufel erstaunt an, dann sagte er wieder: „Aber der Mann muß doch ein Bett haben, in dem er schlafen kann." — „Das hat er auch," erwiderte der Hinkende. „Da der Mann doch in der nächsten halben Stunde sein Malzeug bei Seite legen wird, um seine Stammkneipe aufzusuchen, werde ich ihn sogleich Schicht machen lassen, dann beobachte nur, was er thun wird." Der Teufel machte ein geheimnißvolles Zeichen, und der Maler unterbrach seine Arbeit sofort. Er wischte die Palette ab, reinigte die Pinsel, wusch seine Hände, und rüstete sich zum Ausgehen. Ehe er jedoch ging, machte er sich bei dem Sopha zu schaffen. Er rückte den runden Tisch ganz bei Seite, zog unten aus dem Sopha eine große Schatulle heraus, klappte den Sitz auf, zog aus der Oeffnung Betten hervor, und bereitete sich in der riesigen Schublade sein Lager für die Nacht. Dann setzte er seinen Schlapphut auf und ging.

Der Meister vom Pechdraht zeigte ein noch bedenklicheres Gesicht, als vordem. Er wollte etwas über diese unerwartete „Künstlerwirthschaft" sagen, aber schon war das Dach auf seinen alten Platz gerückt, hatte der Hinkende ihn mit sich fortgezogen. Sie waren bei einem zweiten Atelier angelangt, dann bei einem dritten, vierten und fünften. Und überall, wohin sie kamen, wo ein junger

Künstler hauste und der Teufel sein „Bim, bam, bum," gerufen hatte, ward Meister Knieriem derselbe Anblick zu Theil: er sah das übliche Schlafsopha und auf einen Wink seines Begleiters den Künstler im Begriff sein „Schlafzimmer" in Ordnung zu bringen. So hatte der arme Flickschuster schon über fünfhundert Ateliers gezählt. Er sah immer eine Unmenge Skizzen, angefangene Bilder, den Mann mit dem Schlapphut, aber nie sah er einen Menschen, der zufällig zu ihm hereingetreten wäre, um etwas zu bestellen, eins von diesen Bildern zu kaufen. Es wurde ihm schier unheimlich bei dieser Fülle von Konkurrenten, von denen die Menschen, die unten auf der Erde wohnten, gewiß keine Ahnung hatten. Einmal waren sie bei einem großen Hause angelangt, in dem sich sechs solcher Ateliers dicht nebeneinander befanden. In fünfen davon fehlte diesmal der Künstler, im sechsten aber waren sie alle beisammen, rauchten Cigarren statt wie gewöhnlich aus den Pfeifen, zechten wacker und sangen. Der eine spielte auf einer Geige und die andern machten einen argen Lärm. „Was geht denn hier vor?" frug Meister Knieriem, „ich sehe ja noch Keinen, der sein Bette bereitet." „Die wollen wir auch ungestört lassen," erwiderte der Teufel, „die kommen heute gar nicht mehr zum Ausgehen. Der eine Künstler hat seit langer Zeit wieder einmal ein Bild verkauft. Das ist für ihn ein so großes Ereigniß, daß er seine Nachbarn zu einer fidelen Kneiperei eingeladen hat, um das seltene Fest zu feiern." — „Aber wenn die Künstler so selten etwas verkaufen, wovon leben denn diese Leute eigentlich?" mußte der Flickschuster wieder fragen. Der Teufel aber hatte sein bekanntes höhnisches Lachen bereit und antwortete kurz: „Da frage nur einen Andern, soweit geht meine Weisheit nicht."

Sie kamen dann wohl auch zu einigen Ateliers weit draußen im Geheimrathsviertel, die den vornehmen berühmten Malern gehörten, wo nicht das bekannte Schlafsopha die Schlafstelle des Künstlers bildete, sondern luxuriös eingerichtete Wohnungen für die Wohlhabenheit ihrer

Bewohner sprachen, aber sie waren in so verschwindend kleiner Anzahl vorhanden, daß unser Meister aus dem Keller sie kaum für erwähnenswerth fand. Die meisten sahen doch gar ärmlich aus und zeugten für den alten Spruch: Die Kunst geht nach Brod.

Als es Nacht wurde, hatte der Vater Flickschuster doch an tausend Künstler gezählt, die halb versteckt für die Außenwelt ein gar tristes Dasein fristeten. O, so viele Konkurrenten seines Nachbars hatte er nicht zu finden erwartet.

Als er gerade noch die letzte Frage an seinen Führer, den Teufel, richten wollte, erwachte er aus seinem kuriosen Traum. Wie er sich verwundert die Augen rieb, sah er wieder seiner Nachbar mit dem Schlapphut daherkommen. „Du lieber Himmel," sagte er zu sich, „der ist ja noch ärmer wie du, denn er hat ja nicht einmal ein vernünftiges Bett. Ich werde ihn jetzt nicht mehr beneiden, es ist doch der beste Spruch: „Schuster bleib' bei deinem Leisten." Von nun an aber machte er dem Maler immer so dauerhafte Absätze, daß sie sechs Wochen lang aushielten und der Nachbar sich nicht mehr beklagte. —

Wer an die Berechtigung dieser wahrhaftigen Sage nicht glauben will, der nehme in seinen Mußestunden einmal das Berliner Adreßbuch zur Hand, jenes dickleibige Ungeheuer einer gedruckten Nomenklatur, das der Provinziale, wenn er es zum ersten Mal in Händen hat, mit einem Gemisch von halber Scheu und halber Ehrfurcht betrachtet. Er schlage jene Seiten auf, wo die Kunstmaler Berlins nach ihren verschiedenen Genres rubricirt sind, er merke sich in den langen Spalten jene im Verhältniß wenigen Namen, von denen er überhaupt schon etwas in der Oeffentlichkeit gehört hat, er vergleiche mit diesen die lange Liste der „Unbekannten", und nach einer weisen Betrachtung über unzählig existirende Künstler im Allgemeinen und über die geringe Nachfrage nach Bildern im Speciellen wird er schließlich als scharfer Beobachter der realen Dinge

gleich dem Meister Knieriem zu der Frage kommen: Wovon leben denn diese Leute eigentlich?

Du lieber Himmel — wer da eine genaue Antwort geben könnte! Der hinkende Teufel in der Sage vermochte es nicht, und der Autor dieses Buches vermag es im Allgemeinen auch nicht, schon aus dem Grunde, weil er sich nicht gern mit Familienangelegenheiten befaßt. Es wird das wohl dasselbe Verhältniß sein, wie mit den ewig ungedruckten Dichtern, die sich im gewöhnlichen Leben auf ganz anständige Weise durch die materiellsten aller Lebensberufe ernähren, die vorzüglichsten Steuerzahler sind, aber auf jedem Schriftstellerkongreß jede andere Literatur, nur nicht ihre eigene, vertreten, und sich beleidigt fühlen würden, wolle man ihnen die Berechtigung, auf ihrer Karte die Titulatur „Schriftsteller" oder „dramatischer Dichter" zu führen streitig machen.

Da der Autor es aber hier nur mit einem jener unzähligen Künstler zu thun hat, von denen der Flickschuster in der Sage gern wissen wollte, wovon sie leben, und da er gerne Menschen von Fleisch und Blut vor sich hat, so hält er sich doch dem Leser gegenüber verpflichtet, dem hinkenden Teufel ein Schnippchen zu schlagen und dem Schleier von dieser einen Künstlerexistenz zu ziehen. Deshalb führt er ihn in das Atelier des Heiligenmalers Hannes Schlichting.

Freigangs und Schlichtings Ateliers bildeten in früheren Zeiten einen einzigen langgestreckten Raum, der ursprünglich den Photographen zur Aufnahme ihrer Lichtbilder diente. Das Haus bildete ein Eckhaus zweier der belebtesten Straßen der louisenstädtischen Vorstadt. Da es aber in dieser Gegend an Photographen nicht mangelte, die Kundschaft außerdem keine zu große war, die Miethe für den Glaskasten aber niemals im Einklang mit den Einkünften des jedesmaligen Inhabers stand, so waren die öfteren geschäftlichen Veränderung im obersten Stockwerk eine Thatsache, die schließlich dem Hauswirth fortwährend nur die kahlen Glasscheiben zeigte. Irgend Jemand hatte ihn auf

die Idee gebracht, durch bauliche Veränderungen Maleratelier aus dem durchsichtigen Raum machen zu lassen. Er ließ denselben theilen, Außenwände errichten, benutzte den nöthigen Theil des Glasdaches zum Oberlicht, versah den andern mit einer Holzdecke, brachte eine Art Corridor an und so war Berlin um zwei bescheidene Kunstwerkstätten bereichert.

Erst wohnten hintereinander ein paar Landschafter und ein Schlachtenmaler in ihnen, dann zog Hannes Schlichting ein, der nach einem Jahre Oswald Freigang zu seinem Nachbar bekam. Die ehemalige Bestimmung des einen großen Raumes hing aber den beiden neugeschaffenen bei den Künstlern, die sie kannten, ewig an. Der „Photographenkasten" war ihre nähere Bezeichnung für jeden Eingeweihten.

Hannes Schlichting konnte von seiner eigentlichen Kunst nicht leben, das mußte Jedem einleuchten, der die geringe Sympathie der modernen Gesellschaft für Heiligenbilder kannte. Ja, hätte der Westfale das Augendrehen verstanden, sich mit den Dienern der Kirche befreunden können, um ihre Protektion zu erlangen — dann hätte er vielleicht so manche direkte Bestellung bekommen, die ihn von der Schwere so manchen Kirchensäckels überzeugt hätte, aber Hannes war wie alle ehrlichen Künstlernaturen ein gar schlechter Rechner, der die praktische Ausnutzung der Speichelleckereien nie begreifen konnte. Außerdem wissen wir ja, wie wenig Pietist er war.

Und doch besaß er eine große praktische Seite, durch die er das Gewerbliche, das in seiner gelernten Kunst lag, zu eigenem Nutz und Frommen auszubeuten verstand. Wovon hätte er sonst auch leben sollen! Hannes Schlichting ernährte sich hauptsächlich durch das Bemalen von Porzellanvasen. Zu Köln am Rhein war's, wo er sich als junger Mann in den Zwanzigern, die Kenntniß dieses Kunsthandwerks angeeignet hatte. Er hatte es seinem Vater gesagt, daß er durchaus Künstler werden müsse, und als Lehrling eines Porzellanmalers hatte er seine Lauf-

bahn begonnen. Diese mechanische Eintönigkeit, die er damals in seinem Drange nach etwas Höherem so oft verwünscht hatte, sollte ihm auf seinem späteren dornenvollen und entsagungsreichen Kunstweg zum Segen gereichen.

Er hatte mit der Zeit gelernt die praktische Seite des Lebens streng von der idealen zu trennen. Drei Tage in der Woche arbeitete er für eine renommirte Porzellanmanufaktur und verdiente so viel, um die übrigen drei Tage sich ganz seiner Kunst widmen zu können. Er hatte sein Atelier in drei Theile getheilt: der eine Theil war sein Schlafzimmer, da stand das bekannte schwarzlederne Sopha, der zweite Theil war die Werkstatt, wo Arbeitstisch und Malständer für die Vasen standen, und der dritte, größte Theil des Raumes war das eigentliche Atelier für seine Kunst, der sich Schlichting mit Leib und Seele gewidmet hatte. Hier standen und hingen, meist in Rahmen, angefangene und bereits vollendete Heiligenbilder aller Art, für deren letztere unser Freund leider bis jetzt selten einen Käufer gefunden hatte. Ja, er verkaufte sehr wenig, der gute Hannes. Hier stand auch auf großer Staffelei die der Vollendung entgegensehende „Madonna mit dem Kinde", von der er sich einen schönen Erfolg versprach.

Man mußte den eisernen Willen eines Schlichting besitzen, um sich niemals des gesteckten Zieles untreu zu werden. Während der ersten Hälfte der Woche war er für Niemanden zu sprechen, hatte er seine Arbeitszeit mit mathematischer Genauigkeit eingetheilt. „Verdienen" hieß die Devise, die scheinbar einen andren Menschen aus ihm machte. Wenn man ihn während dieser Zeit beobachtete, wie er aus seiner Pfeife qualmend nur Sinn für seine Vasen hatte, wie er über den Tisch und Ständer gebeugt, emsig fabrikmäßig eine Farbe nach der andern durcharbeitete, einen der Porzellangegenstände nach dem andern zur Erde setzte und wieder zur Hand nahm — so machte er den Eindruck eines außerordentlich arbeitsamen praktischen Menschen, der mit der religiösen Umgebung durchaus nichts gemein haben wollte. Selbst Freigang, sein

Nachbar, existirte während dieser Zeit nicht für ihn. Hatte er aber sein wöchentliches Arbeitspensum vollbracht, dann war bei Hannes der alte Mensch zurückgekehrt. Glaspalette, Farbenläufer und Ständer waren drei Dinge, die sofort aufgehört hatten für ihn zu existiren. Er athmete auf, wie von einem Alp befreit. Die riesige Gestalt reckte und dehnte sich, als sei sie aus einem dreitägigen Schlaf erwacht, der ihr in allen Gliedern läge. Er pfiff seine Lieblingsmelodie, einen bekannten Rheinländer, und zwar so laut, daß sein Nachbar durch die dünne Trennungswand ihn hören konnte. Freigang wußte nur zu genau, was dieses Signal zu bedeuten hatte, denn nach wenigen Minuten hörte er die schweren Tritte seines Kollegen auf dem Korridor, die Thür wurde aufgerissen und herein trat Hannes mit dem üblichen: „Bruder, ich bin fertig — Gott sei Dank!" Dann folgte nur noch ein langer Seufzer, und Schlichting war bis auf Weiteres der Kunst wiedergegeben. Stumm ging er erst eine Weile im Atelier herum, um die Fortschritte seines Freundes zu besichtigen. „Bist doch ein Teufelskerl," war der einzige Ausdruck der Bewunderung, den er Freigang zu zollen vermochte. Dann setzte er sich zuschauend auf einen Sessel und rauchte behaglich seine Pfeife. Er war nicht neidisch, der gute Hannes, und doch vermochte er sich nicht für die Kunstrichtung des Nachbars zu erwärmen. Nirgends fand er für seinen alten Spruch: „'s ist nur noch 'ne Zeit für Dampf und Qualm", den er hauptsächlich in Bezug auf seine Kunst anwandte, eine größere Berechtigung, als im Atelier seines Freundes. Man konnte sich auch in der That keine größeren Gegensätze denken, als die, die in dem Streben dieser beiden Künstler lagen. Man brauchte nur aus Schlichtings Werkstatt in die Freigangs zu treten, um zwei Sprachen zu vernehmen, eine halb vergessene, todte und eine frisch pulsirende, lebende. Wer einen Blick auf die Wände in Schlichtings Atelier warf mit den altdeutschen, antik geschnitzten und bemalten Altarflügeln, den vielfachen Kopieen alter Kirchenmaler, der fand sich der Gegen-

wart entrückt, fühlte sich angeweht von dem kalten Hauch vergangener Jahrhunderte; wer dann in Freigangs Arbeitsraum trat, überall wohin er blickte nur bekannte Gestalten, verwandtes Leben sah, fühlte sich angeheimelt, zu Hause.

Hinter Freigang lag bereits, wie wir wissen, gleich seinem Freunde Hannes eine harte Lehrzeit. Jetzt befand er sich bereits in jener Periode, in der der Künstler anfängt die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf sich zu lenken. Die Zeit seiner fern von der glänzenden Welt getriebenen Studien hatte er vortrefflich auszunutzen verstanden. Ein ganzes Jahr hatten diese Studien gedauert, dann tauchten plötzlich in den permanenten Ausstellungen und an den Schaufenstern der ersten Kunsthandlungen jene charakteristischen Genrebilder auf, die den Stempel lebenswahrer Realistik und den Namen Oswald Freigang trugen: Kneipen-, Straßen- und Werkstattscenen, in denen die blaue Blouse dominirte. Gemälde voll trefflichem Studium des Lebens und der Gewohnheit der Kreise, aus denen sie gleich einem Stück Natur herausgerissen waren, oft durchwürzt von einem gesunden Humor, oft gekennzeichnet durch den bitteren Ernst des Lebens — Bilder ausgezeichnet durch vortreffliche Technik, tadellose Zeichnung und satte, kernige Farbe. Es lag etwas in diesen Gemälden, das die Signatur unserer großen Zeit trug, des Lebens und Webens harter Arbeit, des Strebens nach gesellschaftlicher Gleichberechtigung des vierten Standes, der die Welt seit einem Vierteljahrhundert in athemlose Bewegung hält. Die unbarmherzige Strenge eines anscheinend großen Realisten hatte mit den bisherigen süßlichen, gehaltlosen Kunsttraditionen gebrochen. Eine neue Welt der fixirten Darstellung war erschlossen, eine Welt, in welcher Dampf und Qualm die gigantischen Kräfte waren, die tausendfältige Triebräder zu jener rastlosen Thätigkeit in Bewegung setzten, die man schwere, saure Arbeit nennt. Den Reichen und Vornehmen war der Einblick in die Seele eines von ihnen bisher nur äußerlich gekannten Körpers gestattet. Die rein

läuternde Kunst, die sich selbst genug ist, war hier die eherne Brücke, die Menschen Menschen näher brachte, ohne unnütze Phrase, ohne Mißbrauch der guten Sitte. Man sah, daß diese Armen ebenso lachen und weinen konnten, wie die Reichen und Begüterten, daß auch sie ihre menschlichen Bedürfnisse hatten, daß sie Freude fühlen, Schmach empfinden konnten. Man „machte" die augenblickliche Gefühlsstimmung Angesichts dieser Scenen nicht mehr, man „empfand" sie.

So blieb der Erfolg für Freigang nicht aus, nach welchem er sich in edlem Ehrgeiz so oft gesehnt hatte. In den Zeitungen wurde von wohlmeinenden Recensenten öfters sein Name erwähnt, und es fanden sich auch Liebhaber, die seine Bilder kauften. Er konnte bereits eine kleine ersparte Summe sein eigen nennen, und das Alles aus eigener Kraft, ohne Hilfe seines reichen Vaters. Sein Vater — wenn er an ihn dachte, so geschah dies nicht mit der sonstigen Pietät eines Sohnes. Dazu glaubte sich Oswald nicht verpflichtet, seitdem die Härte seines Erzeugers eine weite Kluft zwischen Beider Lebenswege geschaffen hatte. Bitterer Groll stieg in ihm auf, wenn jene vergangene Zeit bei ihm vorüberzog, in der er um seine Existenz gerungen hatte, dieses reichen Vaters wegen, der ihn zwingen wollte, seine Seele zu lassen, denn die Kunst war seine Seele. Wie viel Gutes hatte er da nicht durch Hannes Schlichting von dessen Vater gehört. Der war nur ein armer Bauersmann und hatte doch die Nothgroschen mit Freuden hergegeben, um seinem Sohn den Besuch der Münchener Akademie zu ermöglichen. Wie oft hatte ihm nicht Hannes mit zitternder Stimme die Geschichte erzählt, wie der alte Schlichting eines Tages nach Köln kam, einen Gruß von der Mutter bestellte, und sagte, sie hätten's sich überlegt, sie wollten ihren Sohn einen großen Maler werden lassen, dann das bunte Sacktuch auf den Tisch breitete und die sauer ersparten Thaler hinzählte. Die Thränen hatten ihm selber manchmal in den Augen gestanden, wenn Hannes immer noch des Tages gedachte.

Und doch fand Oswald von Tag zu Tag immer mehr eine Genugthuung, die ihm vollauf Ersatz für die Unerbittlichkeit seines Vaters bot — die Genugthuung, diesem dereinst den Beweis geben zu können, daß er in der Kunst nicht nur Befriedigung, sondern auch sein Brod gefunden hatte. — —

Es war am Sonntag, der jenem Abend in der Studentenkneipe gefolgt war, und zwar Vormittags.

Auf den Straßen lag heller Sonnenschein und in ihm wandelten geputzte Menschen, denn Berlin hatte seinen Sonntagsschmuck angelegt. In der Vorstadt zumal war das am besten zu bemerken. Hier wo die Equipagen seltener sich zeigten, Wagengerassel verminderter, die Passage gefahrloser war, wurden die Straßen zu öffentlichen Kindergärten, wenn auch ohne Strauch und ohne Baum. Man muß an einem solchen Sommersonntagvormittag durch die Arbeiterviertel Berlins pilgern, man muß die Schaaren lachender und sich tummelnder Kinder sehen, man muß beobachten, wie jedes dieser Kleinen sich ganz und voll der Ereignisse bewußt ist, heute im „guten" Kleid zu prangen, um die ganze Weihe eines solchen Tages zu empfinden. Vor den Hausthüren stehen die Gesellen und Schlafburschen, mit vollem Genuß ihrer Cigarre oder Pfeife rauchend. Bei der Wärme stehen sie im bloßen Kopf und ohne Rock. Ihre weiße Wäsche tragen sie dabei so prätentiös zur Schau, als müßte diese allein schon ihren Stand verschweigen, wenn auch nur für einen Tag. In den geöffneten Fenstern sieht man eine ganze Garnitur dieser blendend weißen Hemdsärmel und Chemisettes, die heute der sonstigen blauen Blouse den Rang streitig gemacht hat. Und auf jedem dieser Menschen, auf jedem dieser Köpfe, die sich mit Behagen zum Fenster herausbeugen, um daß Straßenleben mit Muße zu betrachten, liegt ein Hauch jener stärkenden Ruhe, deren der Mensch sich so gern hingiebt bei dem Bewußtsein nichts zu versäumen. Und aus den dunklen Höfen der Miethskasernen kommen immer mehr lächelnde und freudig erregte Kindergestalten hervor, die kaum die

Zeit erwarten konnten, wo man sie frei ließ, um sich unter die Spielgefährten zu mischen. Die Mädchen sehen so nett aus in ihren steifgestärkten hellen Sommerkleidern, und die Knaben machen einen so ordentlichen, sauberen Eindruck. Man sieht es selbst dem ärmsten dieser Kinder an, wie die liebende und sorgende Mutterhand bestrebt war, das Letzte und Beste hervorzuholen, um am siebenten Tage wenigstens an dem Aeußern ihres Lieblings die sonstigen Spuren der Armuth zu verwischen. Hin und wieder auch tauchen inmitten des belebenden Stromes der Straßen züchtige Jungfrauengestalten auf, die das Gesangbuch in der Hand im vollen Kirchenstaat dem nächsten Gotteshause zueilen, die aber in der Menge der lustigen, vergnügungssüchtigen Arbeiterinnen und Kleinbürgermädchen, die in duftige Mousselinkleider gehüllt, mit Tüchern und Tasche oder Handkörbchen beladen, den Bahnhöfen zueilen, fast verschwinden.

An jenem Sonntagvormittag sehen wir auch Maria Seidel und Jenny Hoff aus dem bekannten Haus der Manteuffelstraße treten und die Straße links entlang schreiten. Von Bethanien herüber tönte gerade der zehnte Glockenschlag. Die beiden Mädchen wollten der Frau Sandkorn, der Pflegerin von Marias Kind, einen Besuch abstatten und den Kleinen für den Nachmittag mit nach Hause nehmen.

Jenny hing am Arm ihrer Nachbarin und zeigte eine rosige Miene, wie immer, wenn sie in der unmittelbaren Nähe ihrer Beschützerin und Freundin war. O, sie war stets so glücklich, wenn sie an der Seite Marias durch die Straßen gehen durfte. Die Leute, zumal die jungen Männer, warfen immer so lange Blicke auf sie Beide und der Kleinen fiel es nie ein zu glauben, daß außer dem Fräulein Seidel auch ihr derartige Blicke gelten könnten. Wenn sie so zu der hohen Gestalt Marias aufschaute, fühlte sie sich ordentlich stolz, hatte sie das Empfinden, als müsse alle Welt diesen Stolz mit ihr theilen.

„Wie Sie heute schön aussehen, Maria — (seit gestern

wurde es ihr nicht schwer, an Stelle des steten „Fräulein“ nur noch den Vornamen zu nennen), so wunderschön, ich kann's Ihnen gar nicht sagen. Alle Leute scheinen das zu wissen.“

Maria lächelte. Dann sagte sie:

„Du bist eine richtige Schmeichelkatze und wirst es ewig bleiben. Die Leute finden Dich schön und reizend, und können das auch mit Recht, Du bist noch so jung! — Aber Kindchen, Du weißt, was ich Dir gestern gesagt habe. Vergiß die Lehre nie.“

Heute sagte sie das halb scherzend, denn die aufwallenden Gefühle des vergangenen Abends konnten Angesichts des Sonnenscheins, der Natur und Menschen küßte, nicht mit derselben Macht zur Geltung kommen.

Jenny verlor durch die Erinnerung an diese wohlmeinende Lehre plötzlich ihr Lächeln; sie wurde ernst. Sie dachte an die Zudringlichkeiten des jungen Herrn Brendel und das Geschenk, das sie noch von ihm hatte. Wenn Maria das wüßte! Hatte sie nicht die Schleife angenommen? Aber was hatte sie machen wollen? Das Ding wegwerfen?

Die Kleine wurde plötzlich von den verschiedensten Gefühlen gepackt. Sie schämte sich und wollte im Augenblick Maria Alles eingestehen, hatte sie ihr doch nie etwas verschwiegen. Aber nur jetzt nicht, dachte sie, sie ist so gut gelaunt, und ich bringe sie wieder auf andere Gedanken.

Sie waren an einer Straßenecke angelangt. Drei Personen kamen daher, die ihren Weg kreuzen mußten.

„Ach, sehen Sie doch, Maria, da kommen Herr Plagemann und Herr Vetter mit einer Dame.“

Es war in der That Vetter und Plagemann mit seiner Schwester, die auf dem Wege waren, einer Einladung Freigangs, ihn heute im Atelier zu besuchen, Folge zu leisten.

Fräulein Elly Plagemann war eine hübsche schlanke Brünette, die am Arme Vetters ganz unternehmend aussah, was man von dem jungen Comptoiristen nicht minder be-

haupten konnte, denn die in der Sonne blitzenden Brillengläser bewegten sich so aufmerksam fortwährend nach rechts und links, der ausgeschnittene Stehkragen strebte so stolz nach dem runden Kinn empor, daß die Würde eines Bräutigams unzweifelhaft zur Geltung kommen mußte. Dabei sprach Herr Fritz Vetter eindringlich zu seinem Schwager in spe. Er war eben dabei, denselben mit der ganzen Macht seines in solchen Dingen bewundernswerthen Redetalents, von dem unleugbaren Vortheil zu überzeugen, den die gesammte Teppichfabrikation haben müßte, wenn seine im Plane bereits fertige Vorrichtung, sämmtliche gefärbte Faden mit einemmal auf die „Trommel" zu spannen, sich praktisch bewähren würde.

Alexander fand diesen Plan so ungeheuerlich, daß er laut auflachen mußte, in welches Lachen erst Fräulein Plagemann und dann schließlich Herr Fritz Vetter selbst mit einstimmen mußten.

„Fritz, im Geiste sehe ich schon die neue Firma: Rother und Sohn und Vetter. Fräulein Plagemann, ich erlaube mir daher heute schon, Ihnen zu dieser Aussicht, meine zweite Frau Chef zu werden, zu gratuliren," wandte er sich dann in derselben humoristischen Laune an seine Schwester. Das Lachen mußte erneuert werden, als Fritz Vetters scharfe Brillengläser ihm Maria und Jenny zu Gesicht kommen ließen.

„Ah seht doch Fräulein Seidel mit ihrem Schützling. Wer sieht es wohl dieser kleinen Hoff heute an, daß sie Fabrikarbeiterin ist. — Ob wir grüßen?" setzte er gleich fragend hinzu.

„Gar keine Frage," erwiderte Plagemann. „Fräulein Seidel bekommt es sonst fertig und würdigt uns keines Blickes mehr."

Im nächsten Augenblick hatten die jungen Männer auch schon höflich ihren Hut gezogen.

Elly schien ganz erstaunt zu sein.

„Das war das geheimnißvolle Fräulein Seidel, von

dem Du mir erzählt hast?" frug sie, und als ihr Bruder nickte, fuhr sie noch immer im vollen Erstaunen fort:

„Aber die sieht ja wie eine vornehme Dame aus! Wie stolz sie den Gruß erwidert hat. Und wirklich eine Schönheit —"

Sie wollte wahrscheinlich noch etwas hinzufügen, aber Fritz Vetter fiel gleich ein:

„Das muß man sagen, ein sehr, sehr schönes Mädchen. Wunderbare Augen und eine herrliche Gestalt. — Ich kann wohl sagen, ich habe selten ein derartiges Mädchen —"

Fritz Vetter, der das Alles vollkommen gleichgültig gesagt hatte, fühlte plötzlich einen Ruck an seinem Arm, der ihn seine Begleiterin ansehen hieß.

„Es ist genug, Fritz, ich bin vollkommen überzeugt! Sie soll ja noch zu haben sein, bitte, genire Dich nicht."

Plagemann mußte wieder lachen. Er kannte diese kleinen Zänkereien und amüsirte sich darüber köstlich.

„Beruhige Dich, Elly," sagte er dann an Stelle Vetters; „Fritz wollte sich nur zum Schönheitsenthusiasten vorbereiten, Du weißt, wir wollen heute Vormittag Kunst schwelgen."

Damit war die kleine Eifersüchtelei bis auf Weiteres beigelegt.

Zu derselben Zeit trat Oswald Freigang in das Atelier seines Nachbars.

Hannes Schlichting war gerade mit seiner „Arbeit" für die kommende Woche beschäftigt, das heißt, die am Tage vorher ihm zugesandten Vasen in mehreren Reihen übereinanderzustellen und sie bei Seite zu rücken.

Er schien in fidelster Stimmung zu sein, denn er sang mit seiner etwas rauhen, zu dieser Kunst nicht gerade disponirten Stimme den Vers aus dem alten Wanderliede der Maler:

„Früh, wenn der Lerche Lied erschallt,
Die Sonne steht zur Seit',
Dann sitz' ich schon im grünen Wald
Und male was mich freut.

Auch kommen wohl die Leut' heran
Und haben ihre Freude d'ran —"

Er hatte dadurch das Eintreten Freigangs gar nicht gehört.

„Hannes, Du kannst auch singen?"

Schlichting erwiderte erst den Gruß seines Freundes.

„Na, und ob, Bruder! Lauter heilige Lieder, wie's sich für einen so frommen Kerl, wie ich einer bin, schickt."

Die beiden Maler lachten zu gleicher Zeit.

Freigang hatte dann an Hannes die Bitte zu richten, nach seinem Atelier hinüberzukommen. Dabei betrachtete er die „Madonna mit dem Kinde", die heute inmitten des Raumes auf der großen Staffelei stand.

„Willst Du heute malen — ohne Modell?" frug er.

„Das Kindel will ich mir noch 'mal herüber holen von der Frau Sandkorn. Das rechte Beinchen kommt mir immer noch nicht richtig vor. Ein wenig zu lang in der Verkürzung, meinst nicht auch, Bruder?"

Freigang mußte ihm beistimmen.

Als sie dann auf dem Korridor waren, um nach dem andern Atelier zu gehen, hörten sie jammervolles Kindergeschrei, begleitet von lauten Schimpfreden und einer klatschenden Tonart. In einer inneren Uebereinstimmung traten sie auf den Flur. Hier befand sich eine halbe Treppe tiefer die kleine Thür, die den vorderen Eingang zu der Wohnung der Engelmacherin bildete. Da das Schimpfen und Schreien immer ärger wurde, stiegen sie die wenigen Stufen hinab und versuchten durch das Flurfenster in den Seitenflügel zu blicken. Das obere Fenster war geöffnet, so konnten sie jedes Wort hören.

„Verdammte Bestie, wirst Du wohl schlafen?! Ich werde Dir schon das Maul stopfen! Das fehlte noch, für die lumpigen sechs Thaler monatlich keinen Augenblick Ruhe zu haben! Da nimm —"

Die beiden Freunde hörten noch einmal das Kind laut aufkreischen, dann vernahmen sie eine Art Gurgeln und

halberstickes Röcheln, als würde dem Kinde mit Gewalt irgend etwas in seinen Mund gestopft. Es stammelte und pustete wohl noch, dann aber war es plötzlich still.

Hannes Schlichting konnte nicht mehr an sich halten. „Dieses Scheusal von Weibsbild martert die armen Würmer noch zu Tode. Hast Du nun gehört, Bruder? Das ganze Haus spricht schon darüber. Ich wollte 's nimmer glauben, aber jetzt — ich schlage die Thür ein, wenn sie nicht aufmacht, willst Du?"

Der westfälische Hüne war in eine jener Stimmungen versetzt, in denen plötzliche Wuth ihn übermannte. Er hätte auf das leiseste Nicken Freigangs es fertig bekommen, mit seinen riesigen Fäusten sofort die Füllung der Thüre zu bearbeiten. Auch Freigang hatte die soeben vernommene Brutalität des rohen Weibes, die er bisher in dieser Ausdehnung noch nicht gekannt hatte, mit Entsetzen erfüllt, daß er selbst nicht übel Lust fühlte, ein Exempel statuirt zu sehen, aber er mischte sich nicht gern in Angelegenheiten, die er zu wenig kannte und schließlich das ganze Haus zusammengerufen hätten. Er versuchte also Hannes zu beruhigen.

Man müsse nicht gleich mit der Thüre ins Haus fallen, um so mehr da Hannes noch das Modell gebrauche. Aber sie wollten doch einmal sehen, was sie mit dem Kinde gemacht hätte. Es böte sich jetzt ein Vorwand, wenn Schlichting wie gewöhnlich den Freundlichen spielte und sein Anliegen, ihm noch einmal das Kind auf ein paar Stunden zu übergeben, vorbrächte. Wenn man dann schlimme Beobachtungen gemacht hätte, müßte man einfach die Polizei auf dieses Weib aufmerksam machen.

Hannes Schlichting mußte das sehr vernünftig finden. O, das Madonnenkindel, er mußte es ja heute noch einmal haben. Daran hatte er gar nicht gedacht. Wenn von dem viertel Dutzend Pflegebefohlenen es nur gerade dieses nicht war, dem sie so barbarisch das „Maul gestopft" hatte. Es hatte ihn immer mit seinen großen blauen Augen so unschuldig angeschaut, daß er beim Malen mit

ihm plaudern konnte, als wäre er selbst noch ein Kind. Und doch hatte er während der abwechselnden Tage, wo er es bei sich auf seinem Modelltisch gebettet hat, die Beobachtung gemacht, wie das Kindchen merklich in seinem Aeußeren sich verändere.

Man zog also an dem blanken Messingknopf, wartete eine halbe Minute und hörte dann nach dem Zuschlagen einer Thüre das Schlurren von Tritten.

„Ah, die Herren Künstler und Nachbarn —"

Das konnte doch unmöglich eine jener hartherzigen, berüchtigten Engelmacherinnen sein, diese stattliche Matrone mit dem ehrwürdigen Gesicht unter der bänderreichen, sorgfältig geplätteten Morgenhaube, dem sauberen Kleide und der schneeweißen Hausschürze. O, und dann dieses freundliche, süße Lächeln, das den Eindruck machte, als könnte es nie einem andern Ausdruck Platz machen, als müßte es gerade immer beim Anblick eines hilflosen Kindes hervorgerufen werden.

Der Herr Maler wolle gewiß wieder den kleinen Knaben auf ein Stündchen haben, o, er schlafe jetzt gerade so süß, wie ein leibhaftiger Engel mit so rothen Backen und so süßen Mienen. Aber das schade nichts, er würde gewiß bald aufwachen und wenn man ihm dann ein wenig Zuckerwerk gäbe oder einen Hampelmann aus Papier mache, würde er gewiß recht ruhig sein und Alles mit sich vornehmen lassen. Es sei wirklich ein so artiges, stilles Kind, gar nicht wie die andern. Sie bitte doch die Herren Künstler und Nachbarn einzutreten, es sähe zwar noch ein wenig unordentlich bei ihr aus, aber du lieber Himmel, es sei eben Sonntagvormittag, da hätte man alle Hände voll zu thun, und wenn man obendrein noch vier kleine Kinder zu versorgen hätte, dann — aber sie bitte die Herren Maler wirklich näher zu treten.

Wer so liebenswürdig und ungeziert zu reden verstand, der konnte doch gewiß keine kleinen Kinder brutal züchtigen und ihnen mit Gewalt das Maul stopfen, nicht wahr, das lag doch klar auf der Hand. Da mußte man

sich doch wirklich geirrt haben in der Etage und getäuscht haben in der Frau. Aber das war doch die leibhaftige Frau Sandkorn in eigener Person, die da vor ihnen stand, von der die ehrbaren Frauen im Hause mit einem leisen Schauder sprachen und durch die Drohung: „Ich hole gleich die Frau Sandkorn" ihre eigenen Kinderchen, wenn sie unartig waren, zu frommen Lämmlein machten. Das einzige, was dieses Weib bei der ersten Begegnung hätte abstoßend machen und den Zweifel auch an ihrer innern Ehrlichkeit hätte rege machen müssen, war der pompöse übertrieben-freundliche Redeschwall, mit dem sie Jeden überschüttete und Niemand so leicht zu Worte kommen ließ. Aber wer wittert auch gleich hinter jedem freundlichen Wort einen gemeinen Gedanken, in jeder sympathischen Hülle eine schwarze Seele. Und dann das Gerede der Leute, du mein Gott, wer kann auch immer etwas darauf geben, man weiß ja, wie gern der liebe Nächste vor seines Nachbarn Thüre kehrt. Schließlich bleibt der persönliche Eindruck doch immer der beste.

Freigang stand dieser Frau heute zum ersten Male so nahe Aug' in Aug' gegenüber und konnte sich dieser Reflexionen nicht erwehren. Er mußte ebenfalls eine freundliche Miene zeigen, schon der Anstand erforderte das. Und auch Freund Hannes Schlichting war gegen einen derartigen Ueberfall mit Zuckerwasser nicht gewappnet im Augenblick, wo er bestimmt glaubte, nach dem jedenfalls unerwarteten Klingeln ein unwirsches, vor Wuth kochendes Gesicht zu sehen. Und dann, war ihm diese Frau nicht immer so freundlich entgegen gekommen, wenn er sich den kleinen Buben zum Konterfeien „geliehen" hatte, wie er zu sagen pflegte? Gewiß, das dämpfte seinen Zorn, der Angesichts jedes Ueberschreitens der Menschenwürde in seinem Innern empor zu lodern pflegte.

Man wußte wirklich nichts Besseres zu thun, als der Aufforderung, einzutreten, nachzukommen. Da befanden sie sich denn in der geräumigen Wohnstube der sogenannten Engelmacherin und konnten Umschau halten. Es sah gar

nicht so übel aus in dem Zimmer, wenn auch etwas unordentlich wie überall am Sonntagvormittag in kleinbürgerlichen Behausungen. Die Möbel, die Gardinen, die Teppiche, die Bilder an den Wänden — Alles sah solide und sauber aus, wie bei Jemandem, der ein Geschäft hat, das seinen Mann nährt. An der einen Wand standen nebeneinander vier Wiegen — die eine war leer. Das Pflegekind, ein anderthalbjähriges Mädchen, das sonst in ihr zu schlafen pflegte, wurde eben von einem fünfzehnjährigen Mädchen, der Tochter der Sandkorn, auf einem Stuhl am Fenster angekleidet. Dieses Fräulein Tochter hatte ein halb stumpfsinniges, blödes Gesicht, mit kleinen geschlitzten, listig dreinschauenden Augen, die immer den Eindruck machten, als verbürgen sich hinter ihnen die verschmitztesten Gedanken, die man sich überhaupt denken konnte. Sie war etwas schief gewachsen, was von dem vielen Kindertragen herzuleiten war; außerdem besaß sie außerordentlich große Hände mit langen dünnen Fingern, die ganz dazu geschaffen schienen, sich wie Krallen zu krümmen, wenn sie versteckt unter den Röcken und Windeln die kleinen Würmer kniffen und pufften, um grüne und blaue Flecke auf der zarten Haut hervorzurufen. Das hatte „Mama" so gelehrt, denn mit jedem Kniff und Puff verlor so ein wehrloses zartes Geschöpf einen Theil seines Lebensodems.

In der zweiten Wiege ruhte ebenfalls ein Mädchen und in der dritten und vierten schlummerten zwei Knaben, Blondköpfe, fast in gleichem Alter und doch einander wenig ähnlich. Der eine war das Kind der Lina Schmidt. Es schlief sehr fest und schien schon lange so zu schlafen, denn die Saugeflasche war an den Rand des kleinen Bettchens gerollt und die Aermchen waren nach beiden Seiten gestreckt. Maria Seidels Kleiner aber hatte den Gummipfropfen noch im Mündchen. Das Gesicht glühte und war fast dunkelroth gefärbt. Die großen Augenlider wölbten sich noch im Schlafe so krampfhaft, daß die feinen blauen Aederchen sich reliefartig abzeichneten. Wer die Gesichter dieser drei

schlafenden Kinder ahnungslos betrachtete, mußte erfreut sein von der augenscheinlichen Gesundheitsfülle, die aus ihnen sprach. Nur dem Eingeweihten, dem Arzte oder der sorgsam wachenden und liebenden Mutter konnte es nicht entgehen, daß diese Gluth eine fast fieberhafte, künstlich erpreßte sein mußte, hervorgerufen durch irgend ein nervenzerstörendes, augenblicklich wirkendes Betäubungsmittel. Schon aus dem schnellen stoßweisen Athmen mußte das ersichtlich sein.

„Wollen die Herren nicht auf einen Augenblick Platz nehmen? Hier bitte — diese Ehre auch, ich bin nur eine schlichte Frau, man ist eigentlich auf so einen Besuch nie vorbereitet. Sehen Sie nur, wie die Buben schlafen, und so rosig und frisch sehen sie aus."

Die ehrenwerthe Frau Sandkorn hatte dann nach dem Fenster zu eilen. Wollte denn heute diese Trine von Frauenzimmer gar nicht fertig werden mit dem Anziehen? O, sie wußte, diese Krabbe schielte nur zu gern schon nach jungen Männern. Jetzt namentlich that sie außerordentlich langsam. Aber sie wollte ihr diese Mucken schon austreiben, wenn sie wieder allein waren.

„Aber, liebes Kind, willst Du Dich nicht ein wenig beeilen? Die schönste Sonne ist jetzt draußen. Hier das Kleidchen noch, liebe Pauline (sonst pflegte sie bei derartigen Gelegenheiten immer „faules Stück", und „faule Kanaille" zu sagen). So — und nun trage die Kleine ja recht behutsam, liebes Kind, hörst Du? Und gehe nicht in die Zugluft, auch nicht zu sehr in die brennende Sonne. Adaa, mein süßer Engel, adaaa —"

Sie schnalzte mit der Zunge, warf Kußhändchen mit glückstrahlendem Gesicht, als ginge jetzt ein Stück von ihrer Seele weg. Und während sie die Händchen der Kleinen erfaßte, die sie stumm mit starrem Gesicht anglotzte, um sie noch zu allerletzt zu eien und zu küssen, versäumte sie es nicht, der „Blöden" ein paar versteckte Seitenpüffe auszutheilen, die sie vorläufig für ihre erzwungenen Schmeichelworte entschädigen sollten.

Dann versenkten sich die Krallenfinger der Fünfzehnjährigen unter das Kleidchen der Vaterlosen und suchten sich schon jetzt mit Behagen die weichsten Stellen des zarten Körperchens aus. Und mit ihrem verschmitzten Blick trottete sie aus dem Zimmer.

Die ehrenwerthe Frau Sandkorn hatte dann ihren Redestrom wieder aufzunehmen und zuerst auf ihre einzige Tochter zurückzukommen. O, das sei ein braves, gutes Mädchen, etwas blöde und gar zu zurückhaltend zwar, aber eine Tochter, wie sich keine Mutter eine bessere wünschen könne. Die Kleinen namentlich hingen förmlich an ihr. Man könne sich obendrein kein besseres Kindermädchen denken: so liebevoll und zart verstände sie mit den kleinen Wesen umzugehen. O, wenn sie diese einzige Tochter verlöre, dann würde sie auch bald sterben müssen.

Sie fuhr wirklich mit der weißen Hand über die Augen, als läge dieser trübe Fall bereits vor.

Und ohne dabei eine längere Pause eintreten und dadurch die beiden Herren zu Worte kommen zu lassen, fuhr sie in ihrer Suade fort und kam auf ein anderes Thema, bei dem sie wieder Gelegenheit fand, all' die Ungeheuerlichkeiten zu entkräften, welche die bösen Zungen im Hause ihr nachsagten. Sie war so schön im Zuge und in einer so elegischen Stimmung, wie immer an jenem Tage, wo sie die Mütter dieser Kinder erwartete, die ihr das Pflegegeld bringen sollten.

Sie wisse recht gut, was man ihr Alles nachsage: daß sie die „armen vaterlosen Würmer" malträtiren und langsam zu Tode martern solle, aber das sei eine schändliche Lüge und nur der reine Neid der andern Frauen im Hause, weil sie mit ihnen nicht verkehre und nur immer einen „guten Tag" für sie hätte. Die Herren Nachbarn und Künstler könnten es wirklich glauben. Sie, die ein so gutes Herz habe und jeden Sonntag den Nachmittagsgottesdienst besuche, sollte diesen armen kleinen Wesen was zu Leide thun? Daß sich Gott erbarme! An solchen hilflosen Dingern, die nichts dafür könnten, daß sie

keinen rechtlichen Vater hätten, vergreife sich doch keine wahrhafte Christenseele, das müßten doch die Herren zugeben. Freilich lasse sie hin und wieder auch mal ein ärgerliches Wort vernehmen, aber das sei doch verzeihlich, wenn man es mit vier Kindern zu thun habe, die manchmal um die Wette schrieen. Aber wirkliche Schandthaten begehen, das hätte sie nie über's Herz gebracht. Sie sei so gut und sanft zu den Kleinen — die beste Mutter könne nicht so handeln. Es sei wohl wahr, daß im vergangenen Winter zwei Kinde bei ihr gestorben seien, aber an der Diphteritis und nicht an Nahrungssorgen und schlechter Behandlung, wie die giftigen Zungen ihr nachsagten. Das hätten die Herren Aerzte bestätigt und die Mütter auch. Man würde ihr wohl auch schön an den Kragen gegangen sein, wenn sie unerlaubte Dinge getrieben hätte. Wenn der liebe Gott es wünsche, daß die kleinen Würmer nicht mehr leben sollten, könne sie wohl etwas dagegen machen? Das müßte doch der unverständigste Mensch einsehen. Sähen wohl die drei Würmer, die jetzt da schliefen, danach aus, daß sie schlecht behandelt würden? Es könne sich ja Jeder davon überzeugen und die Herren Künstler auch. Sie wollte doch mal sehen, ob Kinder röthere Backen haben könnten. Thue sie nicht Alles, was in ihren Kräften stehe, um die Kinder gut zu pflegen? Als ob sie darauf ausginge, den armen Mädchen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Ganz umsonst könne man es doch nicht verlangen, denn umsonst wäre der Tod. Wenn sie nicht eine so angeborene Liebe zu Kindern hätte, würde sie sich gewiß damit befassen. Sie möchte doch mal sehen, welche Pflegefrau für ihre Schutzbefohlenen immer ihr Fläschchen echten Madeirawein vorräthig habe, wie sie. Da — die Herren könnten sich selbst überzeugen. Alle acht Tage kaufe sie so ein Fläschchen. Ob die Herren vielleicht kosten wollten, damit sie sich überzeugten? (In Wahrheit war das seit drei Jahren immer dieselbe Flasche, die sie jedem Besucher zeigte).

Nein, nein, sie sei wirklich eine Andere, als wofür

sie meist gehalten werde. O, wenn die Herren nur öfters kommen wollten, um sie ganz kennen zu lernen!

Dann, zum Schluß, kam die saubere Frau Sandkorn vom Speziellen aufs Allgemeine, auf die „armen Mädchen" zu sprechen, um den Zuhörern ihr eigentliches Ich zu enthüllen.

Schon dieser armen betrogenen Frauenzimmer wegen hätte sie das Amt einer Kinderpflegerin übernommen. Nicht wahr, es gäbe nichts Bedauernswertheres in der Welt, als so ein armes Mädel, das sich in einer schwachen Stunde einem Manne hingegeben hätte, und dann von so einem elenden Kerl sitzen gelassen werde. Die Ehe zu versprechen, damit seien solche Lumpen immer gleich bei der Hand, bis sie so ein schwaches Wesen glücklich bethört und dahin gebracht hätten, wohin sie wollten. Wenn dann so eine arme Unterlegene sich Mutter fühle und an die alten Versprechungen erinnere, dann ließe sich so ein gemeiner Kerl nicht mehr sehen und kenne sie nicht mehr. Das zehnte Mal wäre auch nichts dagegen zu machen, da käme auch die Verführte mit der Alimentenforderung nicht durch. Man hätte ihr Geschenke gemacht, heißt's dann, sie hätte Geld genommen, könne es mit einem Zweiten ebenso gemacht haben, wer wisse da, wer der eigentliche Vater sei — pfui über diese gemeinen Kerle, aber es sei unter hundert Fällen achtzigmal so, die Herren Nachbarn könnten es wirklich glauben. Wenn die Herren nur wüßten, wieviel uneheliche Kinder es in Berlin gäbe, und wieviel solcher armen schändlich hintergangenen Mädchen. Sie können ein Lied davon singen. Es sei himmelschreiend, aber wahrhaftig, es sei wahr. Und größtentheils seien es arme Mädel, die suche man sich immer dazu aus, und die jüngsten und schönsten zumal. Junges Gemüse sei immer am gesuchtesten, weil es zart und frisch sei. Was hätte dann nachher, wenn der Rausch vorbei sei, so ein Frauenzimmer von alledem nichts weiter, als daß sie sich doppelt quälen müsse, für sich und ihr Kind. Viele machten sich nichts daraus und gingen zu einem Zweiten und Dritten, und sänken schließlich immer tiefer, aber eine, die noch Ehre

im Leibe hätte, arbeite sich die Finger blutig, um nicht zu Grunde zu gehen und das Kind anständig erziehen zu lassen. O, wie viele solcher Mädchen kenne sie nicht, die bis spät in die Nacht hinein über die Nähmaschine gebengt säßen, um sich für sich und ihr Kind abzuquälen, während so'n Schuft von Verführer vielleicht gerade bei einer Andern seine Netze auswerfe, um es es ebenso zu machen wie zuvor. Sie könne Geschichten erzählen und Namen nennen, aber sie halte sich zu gut dazu, um Unrath aufzurühren. Dazu komme dann, daß die meisten dieser armen Geschöpfe wirklich auf gemeine Weiber angewiesen seien, sogenannte Engelmacherinnen, die sie aussaugten und die Kinder zu Grunde richteten. Vielen sei es manchmal ganz willkommen, wenn sie erführen, daß das kleine Wesen wirklich zu den Engeln gegangen sei, sie hätten dann eine Last weniger; sie wünschten sogar die Stunde sehnlichst herbei, und sie kenne Mädchen, die mit den Pflegefrauen darin unter einer Decke steckten, aber das seien doch immer nur einzelne erbärmliche Kreaturen, die nicht die Spucke werth seien, und sie wüßte nicht, was sie thun würde, wenn so ein Weibsbild zu ihr so etwas äußern würde. Darin kenne sie Jeder nur von der besten Seite. Die Herren sollten nur einmal die Mütter dieser Kinder da fragen, aber die würden sie leider wohl nie kennen lernen, denn Diskretion sei von jeher ihre starke Seite gewesen. Darin sei sie allbekannt. Nein, nein — die Herren sollten nicht mit einem schlechten Begriff von ihr gehen. Sie bitte sie wirklich, nichts auf das Gerede der Leute im Hause zu geben. Nochmals, sie sei eine ehrliche Frau, die immer so handle wie sie spreche. Sie möchte gern mit allen Menschen in Frieden leben, und wenn die Herren Nachbarn jetzt eine bessere Meinung von ihr hätten, so sollte sie das freuen. Jetzt wolle sie dem Herrn Maler den kleinen Buben sammt dem Kissen in einen Korb legen, und wenn er wolle, könne er das Kind gleich mitnehmen. Aber nur eine Stunde heute, das bitte sie sich aus, denn die Mutter käme dann. Du mein Gott, sie würde

ja gewiß nichts für das Hergeben des Kleinen nehmen, aber es käme ja doch nur der Mutter zu Gute.

Jetzt endlich schöpfte Frau Sandkorn Luft. Daß sie auch soviel hintereinander sprechen mußte, um ihre Reputation zu bewahren — Gefühle hervorbringen, die ihr so unendlich fremd waren. Aber diese beiden Herren, die gewiß nur durch das entsetzliche Geheul der losen Range angelockt waren, mußten doch auf seine Art und Weise übertölpelt werden. Zu was hat man denn seine Liebenswürdigkeit und seine glatte Zunge, wenn man sie nicht gebrauchen soll.

Die ehrenwerthe Pflegerin kleiner Kinder war aufgestanden und zog unterm Bett einen kleineren länglich runden Wäschekorb hervor. Sie nahm das Kind der Maria Seidel sammt den Kissen wie einen Haufen Ballast aus der Wiege und legte es in den Korb. Dabei verfehlte sie nicht vor den Augen der beiden Maler den Kleinen mehrmals an sich zu pressen und ein paar derbe schnalzende Küsse auf seine Wange zu pressen. „Du mein süßes Schnuddelchen, Du mein süßes Schnuddelchen," wiederholte sie mehrmals zärtlich. Dabei hatte sich ihre linke Hand unter die Kissen vergraben und zwickte das Wurm mit aller Kraft. Daß diese Range auch so schwer aufwachen wollte, dabei hatte sie ihm nur einen halben Theelöffel voll Kornbranntwein gegeben. Sie zwickte noch immer, als das Kind sich zu regen begann und dann die Augen aufschlug. Jetzt that sie so, als wenn das bloßer Zufall sei. „Na, mein Engelchen, bist Du endlich wach, hast Du wirklich ausgeschlafen, mein Engel?"

Das Kind war noch halb schlaftrunken und machte immer wieder Miene, die Lider zu schließen. Die Engelmacherin hatte den Künstlern den Rücken gekehrt, und beugte sich abermals über das Kind, wie um es aufs Neue zu küssen. In Wahrheit aber riß sie mit den Fingern der linken Hand die Augenlider des Knaben weit auseinander und hauchte mehrmals hinein Das wirkte gut, denn es nahm die Schläfrigkeit. „Du mein Schnuddelchen, mein

süßes Schnuddelchen," sagte sie wieder und tippte mit dem Zeigefinger der Rechten auf die Unterlippe des Knaben — wie eine liebende Mutter, die süßes Spiel mit ihren Kindern treibt.

O, der kleine Kerl, wie munter er plötzlich geworden sei. Der Herr Künstler könne jetzt seine Freude an ihm haben.

Sie hob den Korb vom Boden auf und hielt ihn dem Heiligenmaler hin. Wie Hannes Schlichting in das noch vom Schlafe hell geröthete Antlitz seines kleinen Modells blickte, hatte er alles Andere um sich herum vergessen, war er nur noch Künstler, der sich am Anblick der Schönheit erfreut. Jetzt hatte er den kleinen rosigen Kerl wieder auf eine Stunde für sich, konnte die letzte Feile an das Madonnenkindel legen. Dieser Gedanke stimmte ihn doppelt freudig. O, er hatte noch ein großes Stück Marzipan in seiner Schatulle, das sollte dem kleinen Bengel schmecken! Der westfälische Hüne nahm den Korb wie ein Packet unter seinen langen Arm und hatte, ehe er ging, noch allerlei lustige Faxen für den kleinen Buben bereit. Er spitzte den Mund, tippte mit dem Finger nach dem runden Kinn des Knaben, kitzelte ihn leise und ruhte nicht eher, bis sich auf den anfänglich ernsten Zügen des Kindes eine Neigung zum Lächeln zeigte. Dann küste er sein Modell herzhaft auf die rothen Lippen.

An dem hinteren Eingange der Wohnung, der vom Hof aus zu erreichen war, wurde geklingelt.

Frau Sandkorn schien es jetzt sehr eilig zu haben.

Die Herren möchten entschuldigen, wenn sie jetzt nicht mehr zu ihren Diensten stehen könne. Das sei gewiß die Mutter des kleinen Mädchens, das da schlummere. Sie komme jeden Sonntag sehr pünktlich und habe immer so viel zu erzählen. Die Herren wüßten nicht, wie sehr sie sich durch ihren Besuch beehrt fühle, es sei ihr ordentlich leichter zu Muthe, daß sie sich zu solchen gebildeten Herren einmal habe aussprechen können, und sie hoffe, daß die Herren

Nachbarn, die es doch so nahe hätten, recht bald wieder einmal mit vorsprächen.

Damit komplimentirte sie, immer noch weiter schwatzend, Freigang und Schlichting zur Thür hinaus, so daß die beiden Freunde erst zur Besinnung kamen, als sie auf dem Flur standen und die Thür hinter ihnen ins Schloß gefallen war. Das unaufhörliche Geschwätz dieser Frau hatte sie fast betrunken gemacht.

Freigang athmete lang auf, als er hinter Hannes die halbe Treppe zu den Ateliers emporstieg.

„Dieses Weib ist entweder ein Engel oder ein Teufel," sagte er dann, „ein Mittelding giebt's nicht."

Schlichting, der immer gern zum Optimismus neigte und obendrein mit seiner Last im Arme selig war, meinte, daß die Leute im Hause doch wohl gar zu arge Dinge redeten, oder Freigang hätte Recht: es müsse hinter diesen ehrbaren Matronenzügen wirklich ein schwarzer Satan lauern.

Damit war dies Thema vorläufig erledigt, denn oben angelangt, machte Hannes Anstalten, die eine Stunde, die ihm in Gesellschaft des Kindes geschenkt war, weidlich auszunützen.

Frau Sandkorn hatte währenddem die Küchenthür, die direkt nach der Hintertreppe ging, geöffnet, und ein junges, schlankes Mädchen zu sich hereingelassen. Sie wollte erst sehr freundlich thun, aber ein Blick auf das bleiche, krankhaft aussehende ernste Gesicht der Besucherin, die keine Miene zum Lächeln zeigte, ließ es sie nicht von Nöthen erscheinen. Diese Person schuldete ihr bereits seit drei Wochen das Pflegegeld für ihre Krabbe von Mädchen und wagte jetzt wieder ohne einen Pfennig Geld zu kommen. Die brachte nichts, das sah sie ihr sofort an. Eine derartige Leichenbittermiene trug sie immer zur Schau, wenn sie ihr Kind zu besuchen kam, um gleichzeitig um nochmalige Stundung des Pflegegeldes zu bitten. Man hatte also gar keine Veranlassung, dieser Person gegenüber freundlich und höflich zu sein. Das sollte überhaupt heute ein für

allemal geklappt haben. Entweder oder — Wer Kinder in die Welt setzen läßt, der kann auch dafür sorgen, daß sie etwas zu essen bekommen, sonst übernimmt man nicht mehr die Garantie für ihr Fortkommen, sondern läßt sie einfach hungern. Alles was Recht ist, muß Recht bleiben.

Frau Sandkorn war also nicht mehr die Sandkorn von vorhin, welche sich so meisterhaft bestrebt gezeigt hatte, den beiden Künstlern Honig um den Mund zu schmieren. Jetzt war sie wieder die berüchtigte Engelmacherin, vor der die kleinen Kinder im Hause die größte Furcht zeigten, wenn man ihnen mit ihr drohte. Sie hatte jetzt in Geschäften zu sprechen, und da hörte jede Rücksicht auf. Man hatte ja schon diese hohlwangige Person in Händen, da konnte man also grob sein und sich aufs hohe Pferd setzen.

Sie erwiderte auch vorerst gar nicht den halblauten, freundlich klingenden Gruß des jungen Mädchens, sondern schnappte das Drückerschloß der Küchenthür hinter der Eingetretenen in einer Art und Weise zu, wie man es bei Menschen thut, die man lieber gehen als kommen sieht.

Franziska Berg trug die Kleidung einer Arbeiterin, die daran gewöhnt ist, des Sonntags eben so einfach und bescheiden, wenn auch reinlicher und in einer andern Robe, aufzutreten, als in der Woche. Das kam daher, weil sie nie in großen Fabriken gearbeitet hatte, sondern nur in dem begrenzten Raum kleinerer Werkstätten. Sie arbeitete in Buchbindereien abwechselnd als Falzerin und Hefterin. Sie war erst zweiundzwanzig Jahre alt und besaß sehr regelmäßige Züge und eine hübsch gewachsene Gestalt, aber sie sah körperlich sehr heruntergekommen aus, nicht gerade verblüht, aber wie ein Mädchen, dem nur bessere Kost und andere Lebensart fehlt, um andere Formen und andere Farbe zu bekommen. Sie hatte ein Verhältniß mit einem Tischler gehabt, das nicht ohne Folgen geblieben war. Er hatte versprochen, sie zu heirathen, als er Soldat werden mußte und nach einer kleinen Garnisonstadt kam. Er konnte ihr also nichts geben, und sie mußte allein für ihr Kind sorgen. Im Gegentheil schickte sie ihm jede

Woche von ihrem Verdienst ein paar Mark, damit er besser leben könne.

Seit drei Wochen aber konnte sie ihm nichts mehr schicken, denn seit dieser Zeit war sie außer Arbeit. Sie hatte sich die rechte Hand an der Presse gequetscht und mußte sie in einer Binde tragen. Es ging ihr daher schlecht und die Sorgen erdrückten sie fast. Sie hatte noch einen Vater, der aber zum zweiten Male geheirathet hatte. Die Stiefmutter, die selbst eine Tochter hatte, hatte ihr von jeher die Hölle heiß gemacht, und als man zu Hause merkte, daß sie sich zu intim mit ihrem Bräutigam eingelassen hatte, war es überhaupt nicht mehr auszuhalten. Sie zog es daher vor zu fremden Leuten auf Schlafstelle zu ziehen. Sie hatte redlich für ihr Kind gesorgt, bis jetzt das Elend zum ersten Mal an sie herantrat. Sie mußte das Pflegegeld schuldig bleiben, und hatte vor acht Tagen erst noch mit Mühe und Noth diese Frau Sandkorn zu bewegen vermocht, nur noch eine Woche mit dem rückständigen Gelde zu warten. Das Weib hatte ihr gedroht, ihr heute das Kindchen splitternackt zurückzugeben, und die Kleider und Wäschestücke als Entschädigung zu behalten, wenn sie den letzten Zahlungstermin nicht innehielte. Das hatte sie entsetzlich gepeinigt, und die Aussicht, ihr Kind ohne Pflege zu sehen, hatte ihr tiefes, bitteres Weh bereitet. So hatte sie, als sie immer noch nicht die Aussicht sah, verdienen zu können, einen Ring und ihr bestes Kleid versetzt, um die viereinhalben Thaler rückständiges Pflegegeld zusammen zu bringen.

Franziska nahm gar keine Notiz von der stummen Grobheit der Pflegefrau. Ihre Gedanken waren jetzt nur bei ihrem Kinde. Seit acht Tagen hatte sie es nicht gesehen und sich doch in Sehnsucht nach ihm beinahe verzehrt.

So eilte sie denn bei der Sandkorn vorbei nach der großen Stube, der Wiege ihres Töchterchens zu. Ihre Wangen rötheten sich bei dem Anblick plötzlich und als sie sich über das Bettchen beugte, ging ihr Athem schneller und heißer. Als sie einen Kuß auf den Mund der Kleinen

drückte, regte sich das Kind. Jetzt konnte sich Franziska nicht mehr halten. Sie nahm das Kind sammt dem Deckbett mit der Linken aus der Wiege und preßte es an sich. Das war ein Genuß, ein lang entbehrter Genuß, in dem sie schwelgen konnte.

Die saubere Frau Sandkorn fand es jetzt an der Zeit ihre Trümpfe auszuspielen. Diese Marjelle that so, als wäre sie hier zu Hause, und vergaß wieder, von ihrer Schuld ein Sterbenswörtchen zu erwähnen. Das war doch ein bischen stark, gerade heute am letzten Termine that sie erst recht so, als müßte vom Bezahlen gar keine Rede sein.

Das Kind erwachte jetzt und lächelte seine Mutter an. O, was das für ein Gefühl für eine Mutter ist. Man vergißt dabei das Elend, die Schande, die trostlose Zukunft, Alles, Alles. Diese Arbeiterin, die heute nicht wußte, wovon sie am andern Tag leben sollte, war jetzt nur noch Mutter, die keusche, liebende Mutter. Sie hatte sich gesetzt und ihr Töchterchen auf den Schooß genommen. Die Kleine streckte die Aermchen nach ihr aus und faßte nach ihrem Busen. Franziska begann mit ihr zu schäkern; ihre Wangen rötheten sich, sie schien verjüngt und schöner geworden zu sein. Der Sandkorn gab das den Rest ihrer Galle. Dieses Frauenzimmer geberdete sich von all' den Müttern ihrer Pflegebefohlenen am verrücktesten. Von dem Fräulein Seidel (die Einzige übrigens, die sie wirklich respektirte und wie ein Fräulein behandelte), hatte sie schon so manches in dieser Affenliebe erlebt, aber wie diese Marjelle mutterselig that, das überstieg nach ihrem Begriff alle Grenzen. Diesem Frauenzimmer durfte sie gewiß nicht wie der Lina Schmidt mit der versteckten Anspielung kommen, sie langsam nach und nach von einer Last zu befreien, die hätte ihr die Augen ausgekratzt oder direkt den Weg zum Zuchthaus gezeigt. Und doch wäre ihr so damit gedient gewesen, denn sie hatte wirklich immer weniger auf dem Leibe und noch weniger auf den Knochen. Aber wenn sie nicht will, so macht man das aus eigenem Antrieb. Man meint's doch nur gut mit so einem Frauenzimmer, das nichts besitzt,

als was sie auf dem Leibe hat, und einen Kerl, der beim Militär gewiß schon längst eine Andere hat, und nur noch von seiner alten Liebe ziehen möchte.

Die ehrenwerthe Matrone stemmte jetzt beide Hände in die Hüften und stellte sich dicht vor die junge Mutter hin.

Wie es denn nun eigentlich wäre, ob man nun endlich auch einmal seinen Mund aufthun dürfe. So etwas von Dreistigkeit sei ihr noch nicht vorgekommen. Entweder wolle sie jetzt von ihr Geld sehen, oder sie könne sich mit dem Kind, wie es da ist, auf der Stelle packen. Das solle jedenfalls eine Warnung für sie sein, sich noch öfters von Personen, die man nur dem Namen nach kenne, und von denen man nicht wisse, wer und was sie seien, an der Nase herumziehen zu lassen. Auf der Stelle wolle sie jetzt Antwort haben, oder wenn man noch nicht wisse, wer Frau Sandkorn sei, so solle man es heute am heiligen Sonntag erfahren.

Die Engelmacherin fuhr noch ganze zwei Minuten in derartigen Liebenswürdigkeiten fort, was bei ihrer bekannten Zungenglätte nicht schwer wurde.

Franziska hatte, als sie mit der Kleinen schäkerte, angefangen ein Liedchen vor sich hin zu summen:

„Warum weinst du schöne Gärtnersfrau —"

Das war das Lied, das die Mädchen in der Werkstatt sangen, wenn der Meister nicht zugegen war. Sie ließ Frau Sandkorn ruhig reden. Sie war daran gewöhnt. Du mein Gott, das war das Schlimmste noch nicht, was eine schutzlose Arbeiterin, die aus einer Werkstatt in die andere wanderte, sich gefallen lassen mußte. Ueberhaupt hatte sie dasselbe Lied, das immer nur von Geld und Bezahlen handelte, erst heute früh von ihrer Schlafwirthin zu hören bekommen. Die war auch nicht zart, wenn sie sah, daß sie so ein hilfloses armes Ding vor sich hatte, das man schubsen und stoßen konnte, ohne daß es einmal mucken durfte. Was Wunder also, wenn sie bei alledem eine gewisse Gleichgültigkeit bewahrte. Ueberdies hatte sie jetzt auch wenig

Zeit, auf nebensächliche Dinge zu achten. Hatte sie da nicht ihre kleine Namensvetterin im Arm, die Blut von ihrem Blut, Fleisch von ihrem Fleisch, die ein Stück von ihrer Seele war? Laßt doch alle Megären Berlins auf sie hetzen, schubst und stoßt sie noch mehr als bisher, nehmt ihr das Letzte vom Leibe, nehmt ihr auch die Schlafstelle, treibt sie nackend auf die Straße, aber laßt ihr doch dieses Kind, das auch sein Kind ist, des Mannes Kind, den sie liebt. O, wenn dieses arme Wurm, das schuldlos an Allem ist, verkommen würde, wenn es hungern und darben müßte, wie seine Mutter schon jetzt, es würde ihr das Herz brechen, das würde sie nicht ertragen können, sie müßte von der ersten besten Brücke springen.

Dieser schaurige Gedanke war es wohl zumeist, der sie plötzlich weniger gleichgültig gegen die Suade der sauberen Frau Sandkorn machte. Sagte dieses gemeine Weib da nicht eben wieder, sie solle das Kind im bloßen Hemde mitnehmen, die Kleider bekäme sie nicht? Sie hätte aufjubeln mögen, daß sie die blanken Thaler in der Tasche hatte. Wenn dieses Weib weiter nichts wollte — Du, mein Gott, sie brauchte ja nur in die Tasche zu fassen, um das Geld hervorzuholen. Und ihr Kind hatte dann wieder Kost und Pflege und brauchte nicht zu verkommen. Diese Gewißheit ließ sie einen heißen Kuß auf die weiße Stirn der kleinen Franziska pressen. Dann wandte sie sich zu der Trägerin der Unschuldsfarbe.

Sie solle nur entschuldigen, sie hätte im Augenblick gar nicht daran gedacht. Hier seien die viereinhalb Thaler rückständiges Pflegegeld. Es stimme doch so: pro Woche anderthalb Thaler, und drei Wochen schulde sie noch. Man brauche nicht gleich so zu schimpfen. Wer Schulden habe, brauche immer noch kein schlechter Mensch zu sein. Viele reiche Leute hätten Tausende an Schulden, und seien doch geachtete Menschen und ließen Bücklinge vor sich machen. Sie sei zwar nur eine arme Arbeiterin und obendrein noch außer Brod, aber ihr Kind lasse sie nicht verkommen, eher

würde sie betteln gehen oder wer weiß was thun. Was Frau Sandkorn sich eigentlich denke! Sie wie einen Pudel zu behandeln! Sie werde auch in der Zukunft für ihr Töchterchen sorgen, und wenn sie auch ihr letztes Hemd ausziehen sollte. Wenn sie auch mal eine oder zwei Wochen schuldig bliebe, das müßte man ihr nachsehen. Sie könne nicht dafür, daß sie Unglück mit ihrer Hand gehabt habe. Sie arbeite gern, aber wenn sie zerquetschte Glieder habe, könne sie es beim besten Willen nicht. Fürs Stillsitzen gäbe ihr Niemand einen Heller und durch Zauberei könne sie ihre Hand nicht gesund machen. Es müsse Alles seinen Gang gehen und es würden auch wieder bessere Zeiten für sie kommen. Ob denn nach alledem Frau Sandkorn das Kind nach wie vor noch behalten wolle?

Franziska war aufgestanden und hatte das Geld auf den Tisch gezählt.

Beim Klange der einzelnen Stücke leuchteten die Augen der Sandkorn förmlich. Ihr ganzes Mienenspiel, das sich schon bei den ersten Worten der Arbeiterin wie erwartungsvoll geändert hatte, nahm einen vollständig andern Ausdruck an. Sie machte den Eindruck eines Vampyrs, dessen flackernde Augen die Sicherheit einer unerwarteten Beute anzeigen. In dieser einen Minute war ihre Gestalt der verkörperte Teufel, der durch eine geheime Kraft in der nächsten sich zu verändern vermag. Und diese nächste Minute blieb auch nicht aus. Die saubere weiße Schürze und Matronenhaube, die immer so freundlich dreinschauten, kamen wieder zur Geltung.

Man bezahlte also? Das war ja ganz etwas Anderes! Du lieber Himmel, man müsse nicht immer gleich jedes Wort auf die Waageschale legen und für baare Münze nehmen. Sie meine es nie so, wie sie spreche, das müßte Fräulein Franziska doch nun schon längst wissen. Das sei ja immer ihr größtes Unglück, daß man ihr Alles anders auslege, als wie sie es meine. Ob man wirklich glaube, sie könne es jemals fertig bekommen, so gemein zu sein, so ein armes Kindchen splitternackt förmlich auf die Straße zu werfen? Und wenn sie von Franziska ein halbes Jahr

lang kein Geld gesehen hätte, hätte sie es nicht fertig bekommen. Du lieber Gott — reden könne man viel, aber handeln — dazwischen liege immer noch das Wörtchen Gewissen. Und sie wollte sich dereinst mit gutem Gewissen aufs Sterbebett legen.

Während dieser abermaligen Umwandlung ihrer Gesinnung versäumte es Frau Sandkorn nicht, von der Tischkante mit einer einzigen Bewegung der hohlen Hand das Geld einzustreichen und in ihre Tasche verschwinden zu lassen. Dabei sprach sie natürlich immer weiter.

Ob sie das Kindchen noch weiter in Pflege behalten wolle? Wie man nur so fragen könne! Erst recht werde sie es pflegen, daß es dick und fett werde. So ein lieber, holder Engel! Wenn man ihn ansähe, müsse man ihm immer einen Schmatz geben. „Da, meine Zuckerpuppe, mein liebes, süßes Zuckerpüppchen — schmeckst du prächtig! Noch einen? Gewiß Du artiges Kind."

Sie nahm das Kind hoch zwischen beide Hände und drückte einen Kuß nach dem andern auf seinen Mund. Mit einem Seitenblick maß sie dabei Franziska. Die hatte ja noch ein ganz neues Kleid an, wie es schien aus Halbwolle, mit Besatz und Rüschen sogar. O, die war ihr auch für die Zukunft sicher, daß wußte sie, da konnte sie schon die Zärtliche zu dem Balg spielen, als Beweis, wie gern sie es behalte. Diese Person da, mit den eingefallenen Wangen und den großen zurückgesunkenen Augen ging in Lumpen gehüllt und stehlen, wenn es sich um ihr Kind handelte, darauf hätte sie einen Eid leisten mögen. Man konnte ihr also ohne Gefahr dreist wieder Credit geben. Man verdiente auch zu viel an dem Balg, als daß man es von sich geben sollte. Die letzte Woche hatte es überhaupt nur halbe Pflegekost bekommen. Daß seine Mutter es ihm nicht ansah! Aber das machte der Branntwein und der heiße Schlaf. Der Branntwein macht aufdunsen, da sah es immer so hübsch frisch aus. Morgen am Tage sollte es man nur wieder sehen, wie käsig und blaß es aus der Wiege hervorglotzte. Wenn das so weiter ging — ein

halbes Jahr noch, dann lag es auf dem Kirchhofe. Schadet auch nichts, dann kam ein neues. Es wird überhaupt auf die Dauer langweilig, immer das Geplärre von ein und derselben Range zu hören. Und dann, meinte man es nicht wirklich gut mit so einer Mutter? Das machte das Gewissen immer rein.

Frau Sandkorn wurde immer höflicher. Ob Fräulein Franziska schon gefrühstückt habe? Ja? Das thäte ihr sehr leid, aber eine Tasse Kaffee würde sie gewiß mittrinken, er sei eben frisch aufgebrüht worden. Ohne Kaffee könne es nun einmal selbst zum Frühstück nicht abgehen, das wisse doch Franziska.

Die Arbeiterin mußte die Einladung annehmen.

An der Hinterthür wurde abermals geklingelt. Das war die blöde Pauline wieder. Das Kind auf ihrem Arme sah von oben bis unten beschmutzt aus und schrie ganz jämmerlich. Sie war zu faul gewesen, es fortwährend zu schleppen, hatte es unten auf dem Hof am Brunnen hingesetzt und war nach der Straße gegangen. Das Kind war umgepurzelt und in den nahen Rinnstein gefallen. Aus Wuth hatte das Mädchen es auf der Treppe furchtbar gezwickt und die Nägel förmlich in das Fleisch vergraben. Das konnte das arme Wurm nicht ertragen.

Frau Sandkorn machte sofort die Küchenthür hinter sich zu und nahm sich die Fünfzehnjährige vor.

So eine niederträchtige Kanaille hatte schon wieder Malheur angerichtet? Das schöne weiße Kleid, das neu gewaschen und neu gestärkt war, war total naß und konnte aufs Neue in die Wäsche wandern. An dem Kinde lag ja nicht viel, aber das Kleid —

Frau Sandkorn gerieth in eine unbezähmbare Wuth. Wenn jetzt nur der Besuch in dem andern Zimmer nicht gewesen wäre, hätte sie dieser losen Dirne beweisen wollen, was eine Harke ist. So aber mußte sie wie eine Schlange zischeln und ihre Liebenswürdigkeiten halb ersticken. Aber eine Lektion mußte dieses Mensch doch haben.

Sie nahm vom Geräthhalter einen großen hölzernen Quirl und schlug mit aller Macht auf die trockenen Glieder der Fünfzehnjährigen ein, die sich sofort krümmend zur Seite wandte, den Rücken drehte und das Gesicht mit beiden Händen verdeckte, um die Augen zu schützen. O, sie kannte diese Rabenmutter; wo die hinschlug, da gab es blaue Flecke. Und sie durfte dabei nicht einmal einen Laut von sich geben, denn bei jedem Schlag preßte das Weib hervor: „Wenn Du schreist, Kanaille, schlage ich Dich todt.“ Und abermals fiel der Quirl hernieder und traf den knöchernen Ellenbogen, daß es sich anhörte als schlüge man auf einen hohlen Topf. Pauline biß die Zähne zusammen und blieb stumm. Aber sie rächte sich nachher vortrefflich an den kleinen Kindern.

Eine ganze Minute dauerte diese Züchtigung, dann steckte Frau Sandkorn den Quirl auf seinen alten Platz.

„Zieh das Balg aus, gieb ihm einen Theelöffel voll Rum mit etwas Zucker und lege ihn schlafen,“ kommandirte sie dann und kehrte mit einer großen Tasse voll Kaffee nach der großen Stube zurück, wo Franziska wieder das Lied von der „schönen Gärtnersfrau“ sang.

Als Hannes Schlichting sein Malzeug zurecht gemacht hatte, ließ er den kleinen Buben auf ein paar Minuten sammt dem Stück Marzipan allein zurück und ging zu Freigang hinüber. Hier ward ihm eine Ueberraschung zu Theil. Sein Nachbar und Kollege hatte förmlich Tafel gemacht. Der große runde Tisch vor dem Sopha war gedeckt und auf der anderen Seite mit Stühlen umgeben. Ein Freigangs Verhältnissen angemessen ziemlich lukullisches Frühstück breitete sich auf der weißen Decke aus.

Schlichting zeigte ungeheucheltes Erstaunen. „Da läuft Einem ja das Wasser im Munde zusammen, Bruder. Wein ist gar dabei — potz Blitz! Das hat 'was auf sich. Du hast doch nicht etwa ein Bild verkauft an irgend einen

Krösus, dem es auf eine Hand voll Goldfüchse nicht ankommt, und willst heimliche Verlobung feiern?"

Freigang mußte lachen.

„Mit wem denn, Hannes? Du weißt doch: Die Richtige ist noch nicht gekommen, und Handelsgeschäfte treiben wir Künstler nicht, wenn wir es nicht mit unserer Muse verderben wollen, denn sie bekommt es fertig, uns für ewig den Rücken zu kehren, wenn wir ein Weib nehmen, das uns nicht versteht und uns schließlich eines Tages die Hölle heiß macht."

Das war Hannes natürlich aus der Seele gesprochen und hätte ihm eigentlich wieder zu gewissen philosophischen Betrachtungen Veranlassung geben müssen, in denen das bekannte „'s ist nur noch 'ne Zeit für Dampf und Qualm" seine vortreffliche Verwendung gefunden hätte; aber er entsann sich im Augenblick ganz anderer Dinge. Freigang hatte seinem Freunde nie etwas zu verschweigen, so hatte er auch am Abend vorher zu Hannes der Maria Seidel Erwähnung gethan, und zwar mit einer an ihm von Schlichting noch nie wahrgenommenen Lebhaftigkeit, die dem Heiligenmaler zu denken gegeben hatte. Freigang war immer wieder auf das geheimnißvolle, schöne Mädchen zu sprechen gekommen, und nach dem alten Grundsatz: Für wen man sich interessirt, von dem spricht man viel, hatte sich Hannes sofort eine im Werden begriffene Liebesgeschichte zusammengereimt.

Jetzt fand er es an der Zeit darauf anzuspielen.

Er ahne schon, es ginge seit ein paar Tagen mit dem „Bruder" etwas vor. Das würde wohl die Richtige sein, die verzauberte Prinzessin da draußen in der Fabrik an der Spree. Das schade auch nichts. Bei einer Künstlerliebe müsse immer etwas Geheimnißvolles im Spiele sein, sonst ginge die ganze Poesie flöten.

Freigang brachte dieser direkte Hinweis auf sein innerstes Fühlen und Denken aus seiner sonstigen Ruhe.

„Was Du gleich denkst, Hannes," erwiderte er, aber die

Worte klangen doch sehr gezwungen. Dann kam er, um einer weiteren Anspielung des Heiligenmalers auszuweichen, auf ein anderes Thema.

Er habe Hannes doch schon gestern gesagt, daß er heute den Besuch seines alten Düsseldorfer Freundes Plagemann, nebst dessen Schwester und deren Bräutigam erwarte. Wenn man liebe Freunde seit Jahren wieder einmal in seiner Behausung empfange, dürfe man doch auch die Gastfreundschaft nicht hintenansetzen, namentlich, wenn er daran denke, wie oft er früher bei der Familie Plagemann zu Gaste gewesen sei. In einer Stunde würden sie spätestens hier sein. Hannes möge sich also mit dem kleinen Bengel da drüben beeilen, und nach einem Klopfen an der Thür Pinsel und Palette bei Seite werfen, denn die Gesellschaft erwarte ihn dann sehnlichst; widrigenfalls würden sie Alle einen Gänsemarsch zu ihm antreten, um die Madonna gnädigst um seine Entlassung zu bitten.

„O, o —" der biedere Westfale fuhr mit der Rechten durch seine Mähne und qualmte mit zum Humor geneigten Mundwinkeln. Das schien ja heute ordentlich fidel hergehen zu sollen. Eigentlich sei die Ehre zu groß für ihn, in so einer größeren Gesellschaft zu frühstücken, aber da es einmal Wein gäbe — Wein habe er überhaupt lange nicht getrunken. Bei solch einem miserablen Einkommen auch! Wer kaufe überhaupt Heiligenbilder? Nackte Weiber à la Makart mit dummen Gesichtern und üppigen Leibern müsse man malen, das wäre noch die einzige Rettung vor dem gänzlichen Banquerott, aber da hätte man wieder das Geld zu den Modellen nicht. Es sei eine ganz dumme Geschichte. Man werde doch schließlich bei der Heiligenmalerei bleiben müssen, denn sie sei wenigstens moralisch, wenn sie auch manchmal nicht das Salz einbringe. Aber Siegerin bleibe sie doch. Von Dürer und Lucas Cranach würde man noch sprechen, wenn kein Mensch mehr wüßte, wer Makart eigentlich gewesen sei.

Schlichting war dabei zum Tisch gegangen und hatte eine der Weinflaschen prüfend gegen das Licht gehalten.

Bei alledem zeigte er eine ganz fidele Miene, die Niemand besser zu würdigen verstand, als Freigang. Das war ein Mann, der in die Welt paßte, dieser Westfale: er malte eben so gern Madonnen und Jesusknäblein, wie er einen tüchtigen Trunk liebte. Von drüben herüber schallte Kindergeschrei. Das kleine Modell schien die Zeit ausfüllen zu wollen.

Der pockennarbige Riese verschwand eiligst, um vorläufig dem Kleinen die alte Stimmung wieder zu geben.

Freigang wollte ebenfalls nicht müßig sein. Er dämpfte das grelle Vormittagslicht etwas, indem er den großen Fenstervorhang bis zur Hälfte zuzog, und schritt dann an die Arbeit, die er heute allerdings mehr als Spielerei betrachtete. Das Bild, an dem er malte, war ebenfalls für die große Ausstellung bestimmt.

Nach Verlauf einer Stunde ungefähr wurde draußen kurz hintereinander zweimal scharf an der Klingel gezogen. Freigang wußte, das galt ihm, denn die Aufschrift seines Thürschildes war befolgt. Bei Schlichting wurde nur einmal geklingelt.

Die Erwarteten kamen. Man kann sich denken, daß die Begrüßung, namentlich zwischen Freigang und Fräulein Elly Plagemann, eine überaus herzliche war. Freigang drückte die Hand der hübschen Elly so herzhaft, er that in der Berechtigung als alter Freund so wenig fremd zu ihr, daß Fritz Vetter bei einer anderen Gelegenheit unstreitig die lebhaftesten Spuren der Eifersucht gezeigt haben würde. Heute aber achtete der junge Comptoirist wenig darauf. Es war das erste Mal, daß es ihm vergönnt war, das Innere eines wirklichen Malerateliers zu erschauen, Herr Vetter befand sich daher in der Lage eines Menschen, der vor lauter Sehen nicht weiß, wohin er seinen Blick zuerst wenden soll. Trotzdem Fritz äußerlich mit Leib und Seele Kaufmann war, und in vielen Dingen als ein sehr praktischer Mensch galt, neigte er doch im Geheimen dem Idealismus zu, was er vor Allem nach Alexander Plagemanns Meinung durch seine angeborene Erfindungssucht

zu beweisen bestrebt war. Man brauchte mit Herrn Fritz Vetter nur ein Gespräch über die großartigen Erfindungen unseres Jahrhunderts anzuknüpfen, um sofort in sein Herz geschlossen zu werden, und nach Verlauf von zehn Minuten die Erfahrung zu machen, daß eigentlich die Welt einen bedeutenden Mann mehr aufzuweisen hätte, wenn Herrn Fritz Vetter seit frühester Jugend Gelegenheit geboten worden wäre, die in ihm schlummernden Talente entwickeln respektive zum Ausbruch kommen zu lassen. In solchen für ihn seligen Stunden, wo er einen frommen Zuhörer fand, der (nach seiner Ansicht) ihn zu „verstehen" vermochte, ließ er nur zu deutlich durchblicken, wie der Kaufmannsstand für ihn gleich sei der Kugel des Galeerensklaven, die am Fortschreiten hinderlich sei und die innere Ohnmacht doppelt fühlen lasse. Herr Fritz Vetter glaubte selber nicht an die Tragik, die in seinen Worten lag, aber er liebte, wie alle Humoristen wider Willen, melancholische Stimmungen. In solchen feierlichen Augenblicken begann Herr Fritz Vetter zu demonstriren, um vorzügliche Beweise für seine Talente zu erbringen. Was hatte er nicht bereits Alles erfunden, um neben dem Ruhm auch den goldenen Lohn zu ernten! Da war vor Allem jene eigenthümlich konstruirte Bohrmaschine, die alle existirenden aus dem Felde schlagen sollte. Ein ganzes halbes Jahr hindurch hatte er die Abendstunden dazu benutzt, statt in den Kneipen zu sitzen, zu Hause in seinem bescheidenen Zimmer über das große Problem zu brüten. Als er endlich seiner Sache ganz sicher zu sein glaubte und im Geheimen einen biderben Schlossermeister durch die Aussicht, am „Gewinne" zu participiren, zu bewegen wußte, nach seinen Zeichnungen eine derartige Maschine zu bauen, scheiterte schließlich das große Unternehmen an der Hartnäckigkeit, mit der die neukonstruirte Bohrmaschine sich weigerte, ihre Räder in Bewegung zu setzen. Dann kam Fritz Vetter als leidenschaftlicher Anhänger des Wassersports auf den erhabenen Gedanken, den Berliner Ruderklub durch die epochemachende Mittheilung zu überraschen, er habe eine Vorrichtung er-

funden, vermittelst deren ein einzelner Mann im Stande sei ohne jede fernere Hilfe sechs paar Ruder im gleichmäßigen Takte das Wasser durchschneiden zu lassen. Leider erwies sich auch diese, nach Fritz's Ansicht für die gesammte deutsche Marine unentbehrliche Erfindung insofern als unausführbar, als kein Ruderboot groß genug gewesen wäre, die besagte Vorrichtung in sich beherbergen zu können. Die Ehrenmitgliedschaft des Ruderclubs, die dem strebsamen Comptoristen bereits im Traume winkte, ging also nicht ihrer Verwirklichung entgegen, und der talentvolle Erfinder sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, das spöttische Gelächter der Spreepiraten aller Fraktionen mit in den Kauf nehmen zu müssen. Aber er verzagte nicht, denn er betrachtete seinen Beruf noch nicht für verfehlt und sah seinen Stern noch immer leuchten. Er „erfand" also ruhig weiter, nur vertiefte er sich jetzt ganz in das Studium des Maschinenwesens der Firma Rother und Sohn. O, daß er auch nicht gleich darauf gekommen war! Was für Chancen standen ihm dabei nicht offen, wenn seine Verbesserung des Webestuhls Gnade vor den Augen seiner Chefs gefunden haben würde. Es schien ihm diesmal so vortrefflich gelingen zu wollen. Und doch hatte Herr Fritz Vetter gerade jetzt einen fürchterlichen Feind zu besiegen, und dieser fürchterliche Feind war Papa Titius, der alte Webermeister. Was hatte er nicht von diesem Alles zu ertragen, seitdem der alte Schlesier es frei heraus gesagt hatte, man werde „diesen närrischen Vetter" noch ins Irrenhaus sperren müssen, wenn er von seiner „fixen Idee" nicht lassen könnte. Ihm, dem Comptoiristen der Firma Rother und Sohn, der seiner gewissenhaften Arbeitserledigung wegen stets von Rother senior als Muster hingestellt wurde, eine Anwartschaft aufs Irrenhaus zu geben, ihm fixe Ideen anzuhängen; ihn geradewegs der allgemeinen Spottsucht und Lächerlichkeit auszusetzen — da hörte denn doch Verschiedenes auf! Herr Fritz Vetter betrachtete Papa Titius von nun an als seinen natürlichen Feind, mit dem er auf Tod und Leben zu kämpfen habe. O, er wußte wohl: die

erhabensten Ideen scheiterten zuerst an den dicken Schädeln der Zunft- und Zopfbrüder, die größten Erfinder hatten mit dem Unverstand der Massen zu kämpfen, und dieser grauköpfige Webermeister gehörte auch zu jenen Erzphilistern, die Feinde jeder Neuerung sind. Daß Papa Titius als alter Praktikus wirklich etwas von der Sache verstand und trotzdem seine Pläne nicht gutheißen wollte, betrübte Fritz Vetter am meisten. Aber das stählte ihn doppelt, ließ ihn immermehr Zeichenbogen mit Linien und Kreisen bedecken — der Sieg war ihm sicher, und wie wollte er diesem Manne großmüthig verzeihen, wenn die letzte Instanz, das heißt die Firma Rother, seine wirklichen Verdienste um die Teppichfabrikation dereinst faktisch anerkannt hatte. Ach, wie schön hatte sich Herr Fritz Vetter diesen Tag ausgemalt, an dem Rother senior würdevoll an ihn herantreten würde, um die Frage zu stellen: „Mein lieber Vetter, wir haben Ihre ausgezeichnete Erfindung eingehend geprüft und deren große Bedeutung für unsere Fabrikation anerkennen müssen; was wollen Sie dafür haben — ?"

Wenn Freund Vetter an diese Möglichkeit dachte und an die sonnige Perspektive, die hinter ihr lag — dann nahm er für gewöhnlich sein Notizbuch hervor, und begann zum hundertsten Male jene Zahlenkolonnen zu überfliegen, die sein und Ellys ganze Zukunft enthielten, und unter den Rubriken: Möbel, Küchengeräthschaften, Wäsche u. s. w. zu finden waren.

Als ihm gestern Plagemann die Einladung Freigangs übermittelte, hatte sie Vetter mit einer gewissen Freude angenommen. Es verbarg sich dahinter ein bestimmter Zweck. Er wußte, daß Freigangs Vater der bekannte Maschinenfabrikant war, und schloß hieraus, daß Oswalds Verständniß für Maschinenwesen wohl so weit gehen würde, um ihn nicht zu jenen Leuten vom Schlage des Papa Titius zählen zu müssen. Außerdem war er Künstler und konnte als solcher also zeichnen, und wer diese Kunst verstand, wußte auch dieses Talent Anderer zu schätzen. Der-

artigen optimistischen Combinationen gab sich der junge Comptoirist um so mehr hin, je eher er dabei wieder eine mitfühlende Seele zu finden hoffte. In Anbetracht dessen hatte unser Erfinder nicht vergessen, seine Brusttasche mit einem halben Dutzend seiner Pläne und Entwürfe zu füllen.

Nachdem Freigangs Besuch flüchtig Notiz von den angefangenen und halbvollendeten Bildern und Skizzen genommen, hier und dort einen Blick hingeworfen und dem Künstler allgemeine Bewunderung über sein neuestes Werk auf der Staffelei ausgesprochen hatte, fand es Plagemann an der Zeit, seinem Freund eine höchst wichtige Mittheilung zu machen:

„Denk Dir nur an, Dein Alter ist hier, um Dir seinen Besuch zu machen. Da müssen große Dinge vorgehen. Er war gestern Vormittag bei uns in der Fabrik. Du weißt, ich habe ihn ein paarmal in Düsseldorf gesehen. Rother führte ihn auch durch unsere Ateliers, und frug mich, ob ich einen Maler Oswald Freigang kenne. Der Alte weiß nämlich, was ich früher getrieben habe. Natürlich kannst Du Dir das Erstaunen der Beiden denken, als sie hörten, Du seist mein specieller Freund und Studiengenosse, und am Tage vorher ebenfalls in der Fabrik gewesen. Dabei — Du mußt mir die kleine Reclame schon verzeihen, lieber Junge — dabei verfehlte ich nicht von Dir als von einem angehenden Menzel zu sprechen. Ich habe in meinem Leben nicht die Worte „große Zukunft", „großes Talent" und „großer Realist" so oft hintereinander gebraucht, wie während jener fünf Minuten. Das Gesicht, das Dein Alter machte! Du hättest es sehen müssen. Er schien das kaum fassen zu können und überhaupt von Dir seit drei Jahren nichts gehört zu haben, denn er nahm das Alles mit einer Miene hin, als käme er direkt aus den Hinterwäldern und höre, daß hier auch noch Menschen wohnen."

Die letzten Worte riefen lautes Lachen hervor, in welches Freigang am fröhlichsten mit einstimmte; dann mußte der junge Maler doch seinem Erstaunen Ausdruck geben.

Sein Vater ihn aufsuchen — jetzt, nachdem er so lange nichts von sich hören gelassen? Das mußte einen besonderen Zweck haben, über den ernstlich nachzudenken er aber jetzt durch seinen Besuch verhindert wurde.

Freigang lud dann zum Niedersitzen ein und entsiegelte eine der Flaschen. Man möge, wenn man ihm einen Gefallen thun wolle, nur ja so thun, als ob man zu Hause wäre, und sich's schmecken lassen. Man müsse nun schon einmal bei einem Junggesellen, namentlich bei einem Künstler, dessen ganzes Reich sein Atelier sei, mit dem vorlieb nehmen, was da sei.

Man genirte sich dann auch wirklich nicht, namentlich griffen Alex und Elly sofort tapfer zu.

Dabei kamen wieder alte Reminiscenzen zum Vorschein. Plagemann erinnerte an das letzte Beisammensein in Düsseldorf, das sie ebenfalls mit Wein feierten. „Aber damals konnten wir uns nur eine Flasche leisten. Wir hatten das Geld dazu mit Mühe und Noth zusammengebracht, weißt Du noch?"

„Ob ich weiß — wir hatten ein paar überflüssige Zeichenbretter an den Mann gebracht," erwiderte Freigang, indem er sein Glas erhob und mit Elly auf deren Wohl leise klingend anstieß. Er blickte ihr dabei gedankenvoll auf die Stirn, als müßte er von der weißen, feinen Haut all' jene kummervollen Nächte ablesen, die er in diesem Augenblick mit Alexanders früheren Worten: „Wer nie sein Brod in Thränen aß" in Verbindung brachte. Sie war doch wirklich ein seelensgutes Mädchen, diese Erfahrung hatte er schon in Düsseldorf gemacht. Im Geheimen wünschte er ihr alles Glück, und unwillkürlich mußte sein Blick auch zu Vetter, dem Manne ihrer Neigung, gleiten.

Dieser hatte bereits mehrmals verheißungsvoll nach seiner Brusttasche gefaßt. Jetzt war er gerade im Begriff durch einen Gewaltakt Freigangs ganze Gedanken auf ein Blatt Papier voll Buchstaben, Zahlen und Linien zu lenken,

als plötzlich durch die Nebenwand das bereits bekannte Kindergeschrei, diesmal mit verstärkten Kräften erschallte.

Fast zu gleicher Zeit fragte Alex:

„Sage mal, Oswald, wo steckt denn Dein Heiligenmaler eigentlich?“

O, der gute Hannes — daß Freigang ihn auch ganz vergessen konnte. Er holte das Versäumte sofort nach, indem er aufsprang und derb an die Holzwand klopfte.

Nach Verlauf einer Minute trat dann auch Schlichting ein, beladen mit dem Korb sammt dem Kinde. Seine Situation war eine überaus komische. Er konnte diesmal den kleinen Bengel durchaus nicht beruhigen. Es schien, als hätte dieser auf Niemanden Rücksicht zu nehmen.

Das war was für Elly. Dieser kleine Bube — was für schöne Augen und feine Züge er hatte. Das junge Mädchen stand sofort auf und beschäftigte sich mit dem Knaben. Sie nahm ihn auf den Arm, küßte ihn, hob ihn hoch in die Luft, schwenkte ihn hin und her, und gebrauchte dabei all' jene herzigen Ausdrücke, all' jene kosenden Schmeichelnamen, wie sie den Frauen Kindern gegenüber eigen sind.

Das half denn auch. Schon das Gefühl, sich in der weichen Berührung mit einer Frau zu befinden, wirkt auf ein Kind beruhigend und besänftigend. Marias Kind hörte auf zu weinen. Diese „neue Mama“ schien ihm zu gefallen. Es faßte sofort nach dem Gesicht des jungen Mädchens und begann mit den kleinen Patschen allerlei Evolutionen vorzunehmen, machte dabei Anstrengungen zum Sprechen und zeigte eine freundliche Miene.

Fritz Vetter mußte dieser Anblick ungemein rühren, denn er zeigte jetzt ebenfalls die lebhafteste Theilnahme für dieses „Mutterspielen“ seiner Elly. Ach, gerade derartige Scenen hatte er sich ja schon so plastisch für die Zukunft ausgemalt. Der junge Comptorist und Erfinder wollte beweisen, wie wenig er hinter seiner Elly, Kinder lieb zu haben, zurückzubleiben vermochte. Es machte daher einen ungemein drolligen Eindruck, wie er den Mund

spitzte, kicherte, mit den gespreizten Fingern durch die Luft griff, um das Kind zum Lachen zu bringen — überhaupt all' das nachzuahmen suchte, was Fräulein Plagemann mit dem Kleinen that. Dieses Spiel schien ihm im Augenblick über das Interesse Anderer für seine Zeichnungen zu stehen.

Mittlerweile war man auch mit Schlichting bekannt geworden. Nach Verlauf von fünf Minuten hatten Plagemann, Elly und Vetter den Westfalen bereits in ihre Herzen geschlossen, und der junge Comptoirist empfand den wohlthuenden Eindruck, als hätte er in diesem biederen Bauersohn den allein richtigen Mann gefunden, der die Wichtigkeit seiner Maschinenprobleme in ihrer ganzen Großartigkeit zu würdigen im Stande wäre. Er nahm sich wenigstens sofort vor, bei der ersten Gelegenheit den Westfalen auf die Probe zu stellen.

Zu Ehren Schlichtlings griff Freigang zur zweiten Flasche Wein.

Hannes schnalzte mit der Zunge. Das sei ein köstliches Naß, aber unten am Rhein schmecke der Wein doch besser. Ach, wenn er Wein trinke und an seine Heimath denke, wo man sich für wenige Pfennige satt trinken könne — dann bekäme er immer Heimweh. Na — wenn er mal ein reicher Mann werden würde, in welche Verlegenheit ihn jedenfalls seine Kunst niemals bringen werde (die kleine Gesellschaft mußte fröhlich lachen), dann kaufe er sich da unten einen Weinberg, um immer direkt an der Quelle zu liegen.

Diese Worte reizten die Lust zur Fröhlichkeit natürlich noch mehr.

Plagemann äußerte dann als „Kollege", wenn auch als ein jetzt „abtrünnig gewordener", den Wunsch, Schlichtings neuestes Bild zu sehen.

Im Gänsemarsch schritt man hinüber; Hannes voran. Elly trug noch immer das Kind auf dem Arme. Sie war sehr neugierig zu sehen, wie dieser „allerliebste Junge" sich als Jesusknäblein machen würde.

Da die Hitze an diesem Vormittag bereits sich sehr geltend machte, ließ man die Atelierthüren zu dem Korridor weit offen. Man stand bewundernd vor Schlichtings Bild, und dieser äußerte gerade, daß man das Gesicht der Madonna noch nicht als vollendet betrachten dürfe, als diesmal an des Westfalen Klingelzug in einer Art und Weise geschellt wurde, als könne Jemand, der da draußen stehe, die Zeit des Oeffnens nicht erwarten.

Die Korridorthür befand sich vis-à-vis der Thür zu Schlichtings Atelier. Wenn die erstere jetzt geöffnet wurde, so hatte man sofort einen Einblick in des Westfalen Heiligthum.

Schlichting stürzte sofort nach der Thür, und hereintrat zu Aller Erstaunen Maria Seidel, gefolgt von Jenny Hoff, welche schüchtern hinter ihrer Freundin zurückzubleiben versuchte.

Marias sonst bleiche Wangen waren hochroth gefärbt, und ihre ganze Erscheinung machte den Eindruck einer athemlosen Hast.

Sie überflog mit einem Blick die Gesellschaft und ihre irrenden Augen suchten etwas. Sie beachtete in diesem Augenblicke weder die ihr bekannten Herren Plagemann und Vetter noch die Andern. Sie sagte nur einen kurzen Gruß, dann stand sie vor Elly.

„Mein Kind —!" war Alles, was sie in der ersten Minute hervorzubringen vermochte.

Kaum hatte der Kleine seine Mutter erblickt, als er die Aermchen nach ihr ausstreckte und seinen Oberkörper in eine Art hüpfende Bewegung brachte. Maria griff nach dem Kinde und Elly ließ es willenlos aus ihren Armen nehmen. Sie hätte auch wirklich nicht gewußt, weßhalb sie sich dagegen sträuben sollte, dieser so plötzlich herrisch auftretenden Arbeiterin gegenüber, deren ganzer Körper gegen ein an ihr begangenes Unrecht sich aufzubäumen schien; wie überhaupt die Ueberraschung sich auf sämmtlichen Gesichtern ausmalte.

Freigang und Plagemann waren wohl die Ersten,

welche die Situation begriffen. Sie warfen sich einen bedeutsamen Blick zu, dann vermochte Freigang seine Augen nicht mehr von Maria zu lassen. Dieser wunderliche Zufall, der sie hierhergeführt hatte! Also war es Wahrheit, was das Gerücht von ihr sagte; sie hatte wirklich eine Vergangenheit. Und gerade jenes Kind war das ihre und die famose Frau Sandkorn seine Pflegerin.

Maria Seidel schien jetzt erst zu begreifen, daß sie etwas sagen müsse, das ihren Zorn entschuldbar mache, jenen heißen Zorn, der bei ihr aufgestiegen war, als sie voll Angst ihr Kind vermißt, und die verlegen gewordene Sandkorn ihr dann eingestanden hatte, wo es sei. Sie fand das unerhört — ihr Kind wie ein Stück Möbel zum Gebrauch in fremde Hände zu geben. Sie wollte sich selbst davon überzeugen, und voll innerer Unruhe stieg sie in Begleitung Jennys zu den Ateliers hinauf.

Was lag ihr in ihrer wallenden Gefühlsstimmung daran, wenn jetzt die ganze Welt von ihrem Fehltritt erführe! War es noch nicht genug, daß sie auf alles Glück im Leben verzichtet, daß sie mit der Vergangenheit gebrochen hatte, daß sie sich selbst für die Welt todt zu machen suchte — wollte man ihr auch noch den Frieden ihrer Seele rauben — jenen Frieden, der in der Liebe zu diesem Kinde lag?

Mit diesen heißen Gedanken, die wie lohend dem Krater ihrer Seele entstiegen waren, war sie zu dem ihr fremden Maler hereingestürzt, dem nach ihrer Meinung ihr Kind nicht mehr als jeder andere Gegenstand galt, den er malte.

Was hatte sie ihm Alles sagen wollen, wenn sie das kleine Wesen sich selbst hilflos überlassen angetroffen hätte. Wenn schon dieses habsüchtige Weib da unten pflichtvergessen sein konnte — ein ehrenwerther Mann hätte sie auf diese Pflichtverletzung aufmerksam machen müssen.

Aber dieser Ausruf: „Mein Kind!“ war auch der einzige Laut, der aus diesem ihr Gemüth beherrschenden Gemisch von Sehnsucht, Groll und Zorn herausklang.

Jetzt, da sie den Kleinen unversehrt wieder im Arme hatte, da sie seine Wärme an ihrer Brust wahrnahm, da sie eine plötzliche Beruhigung fühlte, die ihr wie die Befreiung von einem schweren Alp schien, wurde sie sich selbst auch ihrer Situation bewußt.

Sie sah jetzt die Herren aus der Fabrik, sie erkannte in Elly die Schwester Plagemanns, jene Dame, der sie in Begleitung Jennys vor anderthalb Stunden begegnet war, und sie mußte auch ihren Blick zu jener hohen Männergestalt wenden, zu Oswald Freigang, der seitwärts hinter der Staffelei stand und seine Augen nicht von ihr ließ. Er hatte so ein ausdrucksvolles Antlitz und sah so vornehm aus — viel vornehmer, als die Andern.

Das war derselbe Herr, den sie an jenem Mittag neben Plagemann am offenen Fenster gesehen hatte, und der sie schon damals ebenso seltsam fixirt hatte, wie er es in diesem Augenblick that. Sie erkannte ihn sofort.

Jetzt mußte sie die Augen vor ihm niederschlagen und sie fühlte ein Brennen auf ihrem Gesicht. Ja, du mein Gott, wohin war sie denn hier gerathen, daß sie sich inmitten einer Gesellschaft befand, die sie überall, nur nicht an diesem Ort, gesucht haben würde? Daß sie hier plötzlich Personen gegenüberstand, denen einen Blick in ihre Vergangenheit zu gestatten, sie zu allerletzt erst erlaubt haben würde? Und sie, das „Fräulein" Seidel, hatte es doch selbst laut verkündet, daß dieses zarte Geschöpf hier auf ihren Arm ihr eigenes Kind sei.

Jetzt überkam sie eine tiefe Scham. Aus der selbstbewußten, stolzen Mutter, die sich tief verletzt und gekränkt glaubte, die mit Genugthuung von ihrem Rechte Gebrauch machen wollte, wurde das schamhafte, zitternde Weib, das sich auf einem Abwege überrascht sieht und aus Furcht nicht aufzublicken wagt.

In Maria erwachte jenes Bewußtsein einer Keuschheitsverletzung, das bei einem wohlerzogenen, gesitteten Mädchen immer anders sein wird, als bei einem in niedriger Sphäre aufgewachsenen.

Einzugestehen, daß sie ein Kind habe — mein Gott, das hätte sie tausend andern Menschen gegenüber gethan, wenn es unvermeidlich gewesen wäre. Es hätte ihr gewiß nichts von ihrem natürlichen Stolz genommen, denn sie fühlte sich rein, aber gerade diesen Leuten gegenüber es thun zu müssen, mit denen sie in ein und derselben Fabrik thätig war — das jagte eine Blutwelle nach der andern in ihre Wangen.

Und doch hatte sie es soeben gethan und suchte jetzt vergeblich nach passenden Worten, um sich aus dieser peinlichen Situation zu ziehen. Was sollten nur diese Menschen von ihr denken? Hatte sie nicht wie eine Wilde dem Fräulein Plagemann den Buben aus den Armen gerissen, daß die junge Dame vor Schreck ein paar Schritte von ihr gewichen war?

Hannes Schlichting hätte ihr wohl jetzt entgegenkommen können, denn eine Entschuldigung von seiner Seite hätte den Bann des Schweigens gelöst, aber dem Westfalen ging es wie Freigang: seine Augen hatten einen Magneten gefunden, der ihn vollständig in Anspruch nahm.

War denn diese Kleine da nicht die Madonna aus der Manteuffelstraße? O, da war kein Zweifel mehr. Da hatte er sie endlich in leibhaftiger Person vor sich, die kleine reizende Hexe mit den himmlischen Augen und den kirschrothen Lippen — von deren entzückendem Kopf er in der vergangenen Nacht noch geträumt hatte.

So leicht hatte er sich die Kaperung gar nicht gedacht, und der gutmüthige Riese hätte am liebsten zu jedem der Anwesenden so laut als möglich seiner Freude Ausdruck geben mögen. Vorläufig aber flüsterte er Freigang leise zu: „Bruder, das ist sie — Du weißt doch, das Modell zu dem Kopf.“

Freigang betrachtete jetzt Jenny näher. Die also hatte sich Hannes ausgesucht — die Heilige aus der Fabrik? Als ob er die nicht ebenfalls bereits kannte! Oswald versuchte diesem doppelten Zusammentreffen insofern eine gewisse humoristische Seite abzugewinnen, als er Schlichting

ebenfalls, auf Maria Seidel deutend, mit derselben bedeutenden Miene zuraunte: „Das ist sie — Du weißt doch, die Prinzessin aus der Fabrik."

Schlichting zeigte mehr Erstaunen, als man eigentlich nach dieser Parodie voraussetzen durfte.

Die also hatte dem „Bruder" den Kopf verrückt? Geschmack hatte der, das mußte man ihm lassen. Das war nach des Westfalen stummer Ansicht ein verteufelt schönes Weib. Aber sie hatte ja ein Kind, das Kind dort, das Modell. —

Hannes schüttelte schweigend mit dem Kopf. Er wußte im Augenblick gleich den Uebrigen nichts Besseres zu thun, als das ganze Zusammentreffen höchst merkwürdig zu finden.

Vielleicht hätte er es jetzt doch endlich an der Zeit gefunden, als Bewohner dieses Ateliers das Wort zu ergreifen, um der ganzen Scene eine andere Wendung zu geben, wenn Jenny ihm nicht zuvorgekommen wäre.

Die Kleine hatte kaum außer den beiden Malern auch ihre Vorgesetzten aus der Fabrik erblickt, als sie sofort eine andere Miene aufsteckte und ihre Schüchternheit verlor Da war ja der lustige Herr Vetter, der fidele Herr Plagemann und dessen so nette Schwester — lauter gute Bekannte!

Da brauchte man wahrhaftig nicht so zu thun, als wenn man wildfremden Menschen gegenüber stünde. Zwar hatte der große Mensch da mit den Pockennarben eine Mähne, daß man sich vor ihm fürchten mußte, wenn man nicht wußte, daß er ein Künstler war, aber das machte nichts, der fraß gewiß Niemand in Gegenwart Anderer.

Der angeborene Uebermuth der Berlinerin gewann die Oberhand.

Als Jenny jetzt auch Marias Kleinen wohl und munter erblickte, konnte sich die Plaudertasche nicht mehr halten.

Sie hatte dieselbe Angst durchlebt, wie ihre Nachbarin, da durfte man es ihr nicht verdenken, wenn sie ihrer Freude ungenirt Ausdruck gab.

„Guten Tag, Herr Vetter, guten Tag, Herr Plagemann,

da sehen wir uns schon wieder," sagte sie laut; dann sprang sie auf Maria und den Kleinen zu.

Und gleich einem ungezogenen Kinde fing sie an zu plappern:

„Da haben wir Dich also wiedergefunden, Du unnützer Schlingel. Uns am heiligen Sonntag solch einen Schrecken einzujagen . . . Wir dachten schon, Du wärst Deiner Mama durchgebrannt. Bist Du allein die Treppen hinauf gerannt? Na — gieb Tante Jenny einen Schmatz, kleiner Racker."

Die Stimmung im Atelier war wie durch Zauber umgewandelt. Selbst Maria lächelte jetzt und sonnte sich wieder im Anblick ihres Kindes.

Der Westfale war vielleicht der Glücklichste von Allen. Diese Kleine, wie herzig sie zu sprechen verstand, und wie gut sich das aus ihrem Mund machte. O, wenn sie ihm erst zu dem Kopf säße, wie würde er ebenso mit ihr plaudern.

Wenn er nur durch irgend etwas ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken könnte. Er wurde eifersüchtig auf das Kind.

Aber er mußte durch irgend etwas zu dieser Liebkosung beitragen.

In seiner Unbeholfenheit eilte er nach der Tischschublade und kam mit einem Stück Marzipan zurück.

Das möge das „Fräulein" nur dem Kleinen geben. Eine ganze Düte voll hätte er extra für den Buben gekauft, damit er hübsch artig sei. Er hätte schon so viel davon genascht, daß er selbst zur Marzipanpuppe geworden sein müsse, der liebe kleine Kerl; er hätte ihn behütet wie seinen Augapfel, aber der kleine Mann hätte manchmal Mucken wie ein alter.

Alles lachte.

Maria wußte nicht, wie ihr geschah. War sie denn unter solche gute Menschen gerathen? Sie fühlte, daß sie etwas sagen müsse und hob das Haupt wie zuvor.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, für dieses Geständniß. Ihre Worte haben mich sehr beruhigt. Ich muß gestehen, daß ich mit einem andern Vorurtheil zu Ihnen hereinkam,

aber verzeihen sie einer Mutter, wenn sie um ihr Kind bebte."

Das klang so vornehm und doch so sympathisch und herzlich, daß Freigang fühlte wie das Wesen, die ganze Erscheinung dieses Mädchens ihn immer mehr in Fessel legte.

Der Heiligenmaler, auf den ihr Blick jetzt ganz und voll gerichtet war, wurde wirklich verlegen.

Mit der Kleinen da hätte er sich schon etwas erzählen können, aber mit dieser da — nein. Die machte ihn halb verwirrt.

„Oh, o —" von einer Handbewegung begleitet, war Alles, was er als Antwort hervorbringen konnte.

Jenny kostete erst selbst das Marzipan, ehe sie dem Kleinen ein Stück davon in den Mund steckte.

Schmecke das süß. Das glaube sie wohl, dabei könne man schön artig sein, man käme ja vor lauter Wohlgeschmack gar nicht zum Unartigsein.

Herr Fritz Vetter benutzte diese allgemeine Auflösung in Harmonie, um auf das Bild Schlichtings aufmerksam zu machen.

Ob der kleine Junge nicht reizend aussähe?

Das Gemälde war Maria und Jenny abgewendet; jetzt erst wurden sie darauf aufmerksam.

War das eine Ueberraschung für die kleine Hoff! So etwas Schönes hätte sie noch nicht gesehen.

Maria blieb stumm. Die Gefühle, die sie durchströmten, auf der Leinwand das Antlitz ihres Lieblings zu sehen, ließ sie unwillkürlich die Hände übereinanderlegen.

Dann ließen sich Elly und Alexander mit ihr in ein Gespräch ein, während Hannes Schlichting Jenny wegen des Modellsitzens einen Antrag machte, den Freigang kräftig unterstützte.

Die kleine Hoff glaubte erst, man wolle sie zum besten haben. Sie eine Madonna! Die ganze Fabrik draußen würde darüber lachen. Sie fand das wirklich äußerst possirlich. Aber als Schlichting gleich eine Probesitzung veranstaltete, sie nach dem Stuhl auf dem Modelltisch

führte, ihr Haar ordnete und ein blaues Obergewand um ihre Schultern legte, brach die ganze Gesellschaft in Bewunderung aus. Selbst Freigang hatte einen solchen Eindruck nicht erwartet.

Jenny merkte jetzt wirklich den Ernst der Sache. Ihre großen blauen Augen suchten Maria.

Ob sie denn das thun dürfe, jeden Sonntag ein paar Stunden wie eine Wachskerze dazusitzen. Herr Schlichting müsse da jedenfalls erst mit ihrem Vater sprechen. Der Sonntag sei der Tag, wo sie gerade am wenigsten Zeit hätte.

Schlichting sagte, er würde die Geschichte mit dem Papa schon in Ordnung bringen, und Maria, die sich immer mehr von der ganzen Umgebung angeheimelt fühlte, und von dem Strome des herrschenden Frohsinns mit fortgerissen wurde, meinte, daß sich die Sache schon machen lassen würde.

Es herrschte jetzt in der kleinen Gesellschaft eine Stimmung, die durch nichts mehr bedrückt schien. Am freiesten athmete Maria. Wie höflich man sie behandelte. Aus keiner Miene, aus keinem Blick, aus keinem Wort ließ man ihr merken, wie wenig willkommen sie als Mutter eines unehelichen Kindes sei. Es war wie ein stilles Uebereinkommen von Achtung, das man ihr entgegenbrachte.

Plagemann namentlich behandelte sie voll zarter Aufmerksamkeit.

Endlich lud Freigang sie und Jenny ein, an dem unterbrochenen Frühstück theilzunehmen.

Sie lehnte erst dankend ab, aber Schlichting hatte jetzt mit einemmal Jennys wegen den Muth hervorzuplatzen:

„Einem Maler darf man nie etwas abschlagen, Fräulein, sonst hat man kein Glück mehr."

Maria hätte einwenden mögen, daß sie bereits auf alles Glück verzichtet habe, wenn das im Augenblick passend gewesen wäre.

Seit Jahren hatte sie nicht so liebevolle Menschen gefunden, die ihr ihre Vergangenheit nicht empfinden ließen. Das stimmte sie mild und nachgiebig.

Als Freigang ihr voll ungesuchter Artigkeit seinen Arm bot, um sie nach dem andern Atelier zu führen, nahm sie dankend an, und mußte sich dabei auf Augenblicke jener vergangenen Zeit erinnern, wo sie oft in gleicher Weise in Gesellschaften dahinschritt.

Dem Beispiel Oswalds folgte in fröhlicher Laune Vetter, der seine Elly an sich zog. Hannes Schlichting bot der kleinen Jenny seinen Arm, sie reichte dem Westfalen knapp an die Schultern. Den Zug beschloß Plagemann, der lachend, „um auch etwas für sich zu haben", das Kind an sich genommen hatte. Dieser feierliche Aufzug machte allen großen Spaß.

Schlichting meinte, daß nur noch die Pauken und Trompeten fehlten, um den Hochzeitszug fertig zu machen.

Er traf mit seinem derben Humor immer den Nagel auf den Kopf, das bewies das Lachen wieder, das laut durch das Atelier schallte.

Man unterhielt sich jetzt köstlich und Jeder hatte plötzlich eine Empfindung, als wäre er nie in so ausgezeichneter Gesellschaft gewesen.

Während Freigang, Maria, Plagemann und dessen Schwester lebhaft in Unterhaltung begriffen, zusammensaßen, ging Jenny, immer dreister geworden, durch die offen stehenden Thüren aus einem Atelier in das andere, Schlichting folgte ihr gewöhnlich, und Herr Vetter spielte dabei den Dritten, die glückliche Gelegenheit abpassend, wo er die Geduldprobe des Westfalen in Anspruch nehmen konnte. Endlich finden wir ihn wirklich im besten Fluß Hannes in dessen Atelier in äußerst ernsthafter Weise seine allerneuesten Maschinenverbesserungen zu demonstriren, wobei wir Hannes eine derartige ernste Miene zur Schau tragen sahen, als handle es sich hier um das Problem, einen Heiligenmaler durch seine Kunst zum reichen Manne zu machen.

Herr Fritz Vetter hatte hier wirklich den richtigen Mann gefunden. Dieser große Maler mit der Löwenmähne, der ebensoviel vom Maschinenwesen verstand, wie von Keil-

schriften, sprach kein Wort, hörte nur zu und sagte zu Allem Ja. Aber er hätte so stundenlang nicken und „ja“ sagen können in dem glücklichen Bewußtsein, die Kleine mit den himmlischen Augen und den kirschrothen Lippen neben sich zu wissen.

Eine ganze Stunde lang noch hatten die beiden Freunde von der Palette die Ehre, ihren Besuch bei sich zu sehen.

Als sie noch beim Abschied vom Flur aus über das Treppengeländer der Gesellschaft ihr Adieu nachsandten, stieg ein großer starker Herr mit rothem Gesicht und grauem Backenbart pustend die Stufen empor, indem er sich mit seinem weißen Taschentuch den Schweiß vom Antlitz wischte.

Es war der alte Freigang, der seinem Trotzkopf von Sohn Visite machen wollte.

Sechstes Kapitel.

Ein neuer Kassirer.

Robert Seidel hatte seine neue Stellung angetreten. Die ersten acht Tage hatte er vollauf zu thun, seine Gedanken auf seine geschäftliche Thätigkeit zu richten. Pult und Geldschrank hinter der großen matten Scheibe waren gleichsam für ihn zwei neue Freunde, mit denen er sich vertraut gemacht, eingelebt haben mußte, um ohne Gefahr sein Augenmerk auf andere Dinge seiner Umgebung zu richten.

Da hatte er das Cassabuch so genau zu studiren, als wollte er seinen Inhalt für ewige Zeiten in sich aufnehmen, denn dieser Foliant war für ihn gleich der Bibel auf dem Altar, gleich der Hostie, auf die er zu schwören hatte; da hatte er zu prüfen, abzustimmen, abwechselnd zum ersten Buchhalter hinüber zu laufen, um Zahlenkolonne mit Zahlenkolonne zu vergleichen. Dazwischen zeigte sich ein Kopf nach dem andern am Schalter, tauchten am Fenster jene militairisch strammen Gestalten auf, die es stets sehr eilig hatten und deren betreßte Mützen und großen ledernen Portefeuilles verriethen daß sie Kassenboten einer Bank oder großer Kaufmannshäuser waren.

Schweigend wurde ihm ein Wechsel präsentirt, den er sorgfältig prüfte, um dann zum eisernen Tresor zu gehen und mit Geldrollen, Kassenscheinen und klingender Münze zurückzukehren.

Dann war das Klappern der Stücke auf dem Zahlbrett und das laute wiederholte Nachzählen der Summe das einzige Geräusch, das über den Verschlag hinweg durch den großen Raum schallte.

Oder einfache Rechnungen wurden vorgezeigt, die sich auf Rohmaterialien oder gelieferte Arbeiten bezogen und draußen im Comptoir der Fabrik als zu bezahlen bestätigt waren. Unter derartigen Fakturen befanden sich denn auch jene quittirten Rechnungen, die sich speziell auf den Privatgebrauch von Rother senior und junior bezogen, und von der eigenen Hand der Herren Chefs gegengezeichnet waren. „Rother junior" namentlich kam Seidel oft zu Gesicht. Er kannte die etwas flüchtigen aber kaufmännischen Schriftzüge des jungen Chefs bereits auswendig. Da stand immer links in schräger Richtung geschrieben: „Bestätigt Edmund Rother. Privatkonto!"

Dieses Ausrufungszeichen hinter dem „Privatkonto", welches nie fehlte, machte auf Robert Seidel immer den Eindruck, als klänge es wie ein Schmerzensschrei um der öftern Wiederholung willen, mit der es aufeinander folgen mußte.

Mit wie verschiedenen Dingen hatte er nicht in den ersten acht Tagen gleich dieses Privatkonto zu belasten. Da hatte er zweimal hintereinander an einen „Tapezierer und Dekorateur" respektable Summen zu zahlen. Dann folgte ein Pianofortefabrikant, diesem eine renommirte Kunsthandlung, der sich ein Juwelier mit einer vierstelligen Zahl anschloß, in der die Tausender die Eins überstiegen. Mode-, Weißwaaren- und Putzmagazine folgten. Und jedesmal, wenn Seidel seinen Blick über den Kopf jeder einzelnen Rechnung gleiten ließ, gewahrte er irgend ein lithographirtes Wappen, das den Hoflieferantentitel im Gefolge hatte. Das gab ihm den Beweis, daß reiche Leute die Berechtigung hatten, dort ihre Einkäufe zu machen, wo man es für selbstverständlich hielt, daß der Titel irgend einer Hoheit oder Durchlaucht mitbezahlt wurde.

Wie die Goldstücke ihm bei derartigen Gelegenheiten dutzendweise durch die Finger glitten!

Freilich, ehe so ein junger Ehestand auch mit aller Behaglichkeit und allem Komfort seiner gesellschaftlichen Stellung zur Genüge eingerichtet ist, vergehen Wochen, Monate. Man muß es sich nach und nach bequem zu machen suchen, man muß gleichsam erst das junge Weibchen studiren, um seinen Wünschen, ehe sie ausgesprochen sind, entgegen zu kommen. Da giebt es Dinge, an und für sich oft Kleinigkeiten, an die man aber erst denkt, wenn man die Lücke für sie empfindet. Man hat das Geld dazu, um sich das Dasein rosig und kostbar zu gestalten, um sich den Luxus comme il faut zu gestatten, weshalb soll man da sparen, an seinem eigenen Glücke geizen?

Robert Seidel hätte hundert derartige verschiedene Dinge herzählen können, die dazu bestimmt waren das familiäre Behagen der Frau Rother junior allmählich zu vermehren, hätte er die Zeit dazu gefunden, denn in demselben Grade, wie er beschäftigt war, Geld auszugeben, hatte er die Stunden auszufüllen um Summen zu empfangen. Es kam im Hause Rother und Sohn viel Geld ein, das war der Schwerpunkt, der das Gleichgewicht vortrefflich zu Gunsten des „Debet“ hielt, man konnte also beruhigt sein.

In dieser geschäftlichen Inanspruchnahme des neuen Kassirers, in diesem fast einer Hetzjagd gleichenden Hineinleben in seinen Vertrauensposten, waren derartige von Rother junior bestätigte Privatrechnungen die einzigen Haltepunkte in seiner Berufsarbeit, die auf Minuten seine Gedanken von Geldschrank und Cassabuch abwenden hießen, hinüber zu Louise Rother.

Wenn er daran dachte, daß seine einstige Jugendliebe jetzt als Frau seines eigenen Chefs in seiner Nähe weilte, dann schweiften seine Gedanken zurück nach jener idyllischen Nachbarschaft in der Potsdamerstraße, und er hörte Louisens Lachen, ihr Scherzen, er sah sie Arm in Arm mit seiner Schwester. Seine Schwester —

Es war gut für Robert Seidel, daß in einem derartigen

Moment einer jäh auftauchenden, sein Gefühl durchbebenden Erinnerung, sich ein Kopf am Fenster zeigte und eine Stimme rief: „Bitte, eine Anweisung —“

Dann kam wieder eine Gelegenheit, wo er den abgebrochenen Gedanken andere folgen lassen konnte.

O, sie hatte wirklich eine brillante Parthie gemacht, der Neid mußte ihr das nachsagen. Und er stand früher mit ihr auf Du und Du! So läßt der große Becher Leben, aus dem Alles trinkt, seine Würfel fallen: Einstige warme Gefühle erkalten und werden zu Eis, und das macht allein der Alles vernichtende Frost, den man Zeit nennt.

Dieses einstige warme Gefühl des zarten Mädchens Louise Wilmer für ihn mußte erkaltet sein, dafür hatte ihm jene Begegnung bei seinem Engagement Beweis genug gegeben. Und doch fühlte er, daß das Gleiche bei ihm nicht der Fall war. Er glaubte es wenigstens zu empfinden, je öfter er jetzt Rother junior zu Gesicht bekam. Er wußte, der Mann hatte ihm nichts gethan, aber er fühlte von der ersten Minute seiner Thätigkeit an, daß er dem jungen Chef keine Sympathie werde entgegen bringen können. Er betrachtete ihn als den natürlichen Feind, mit dem er keinen inneren Frieden werde schließen können, so lange er das Bewußtsein mit sich herumtrug, in ihm den Mann sehen zu müssen, der die höchsten Anrechte auf sein altes Lieb erworben hatte.

Diese anfängliche Antipathie mußte nothwendigerweise dereinstigen Haß erzeugen, der um so gefährlicher später zum Ausbruch kommen mußte, je weniger er in der ersten Zeit Gelegenheit fand, sich zu äußern, je mehr er im Geheimen glimmte.

Und Rother junior schien merkwürdigerweise dasselbe Gefühl mit seinem Kassirer zu theilen.

Hätte Robert Seidel Gelegenheit gehabt oder überhaupt Zeit gefunden das Kapitel des Menschenstudiums auf den jungen Chef anzuwenden, so hätte er das bemerken müssen; es hätte ihm zum mindesten auffallen müssen, wie Rother junior sich weniger mit ihm beschäftigte, als er das mit

dem andern Comptoirpersonal that und wie es bei einem Neuling im Geschäfte vorauszusetzen gewesen wäre.

Trotzdem der junge Chef, so lange der Bau an der Spree nicht beendet war, das Ressort des Stadtgeschäfts zu verwalten hatte, wie er überhaupt seit jenem ersten Besuch nach Rückkehr von seiner Reise nicht mehr die Fabrik besucht hatte (er überließ das seinem Vater), schien er geflissentlich es Rother senior zu überlassen, sich um Robert Seidel in dem Grade zu bekümmern, als es ein derartiges geschäftliches Verhältniß erheischte.

Es war wie ein gewisses Mißtrauen, das er dem neuen Kassirer entgegenbrachte.

Rother senior schlug am ersten Tage gleich einen jovialen Ton dem jungen Mann gegenüber an, den er die folgenden Tage hindurch fortsetzte.

„Nun, mein lieber Herr Seidel, wie finden Sie sich hinein?“ frug er an jedem Morgen, indem er den Kopf durch die Oeffnung steckte.

„Danke, Herr Rother,“ erwiderte Seidel höflich, „es geht vortrefflich.“

„Das freut mich, Herr Seidel. Füllen Sie Ihren Posten aus und wir werden lange Freunde bleiben.“

Damit ging Rother senior nach seinem Arbeitszimmer zurück.

Das übrige Personal blickte nach derartigen Worten groß auf und bewunderte diese kordiale Redeseligkeit des alten Chef, die ungewohnt und neu war, ohne zu wissen, was für Antheil Rother senior an den persönlichen Schicksalen seines Kassirers nahm.

Eines Morgens steckte auch Rother junior seinen Kopf durch die Oeffnung des Verschlages.

„Geben Sie mir doch hundert Mark in Gold und belasten Sie mein Conto damit,“ sagte er, ohne den Kassirer, wie Rother senior es that, beim Namen zu nennen.

„Sehr wohl,“ erwiderte Seidel höflich und beeilte sich, von seinem Drehschemel herabzusteigen.

Während der Kassirer aus dem Drahtkorb das Geld

nahm, musterte ihn sein junger Chef scharf. Es war das erste Mal, daß er ihn so genau beobachtete.

Diese Geldforderung mußte nur ein Vorwand zur Einleitung eines Gespräches sein, denn nachdem Rother junior die Summe bereits in Händen hatte und Seidel bereits wieder auf seinem Schemmel saß, um die Summe einzutragen, lehnte Edmund Rother noch immer auf der Brüstung, als hätte er noch etwas zu sagen. Dabei, wenn man ihn so betrachtete, mußte man das Gefühl haben, als habe ihn eine gewisse Aengstlichkeit gefaßt, über die er nicht weg könne, von der er sich aber gern befreit sähe.

„Herr Seidel," begann er dann (er konnte jetzt diese höfliche Anrede nicht gut übergehen), „meine Frau erzählte mir, daß Ihre Familie mit der ihrigen befreundet gewesen sei —"

Robert Seidel mußte aufblicken, in der Erwartung, was nun kommen würde.

„Ja wohl," erwiderte er, und klappte das Cassabuch zu.

Rother junior fuhr fort:

„Sie läßt Sie durch mich um die Mittheilung bitten, ob Ihr Fräulein Schwester noch lebt, von der sie sagte, daß sie ihre Schulfreundin gewesen sei."

„Nein," sagte Seidel in einem Tone, der noch zu höflich klang, als daß der junge Chef irgend etwas ihn unangenehm Berührendes in ihm gefunden hätte.

Während der Kassirer sich über einen andern Folianten beugte, athmete Rother junior schwer auf, als hätte er das bisher nicht gewagt, in der Erwartung, eine andere Antwort zu hören zu bekommen.

Im selben Augenblick kam Rother senior aus seinem Zimmer und trat zur Kasse.

„Hast Du Herrn Seidel die Einladung schon übermittelt?' frug er seinen Sohn.

Rother junior schien dieses Hinzukommen seines Vaters nicht recht angenehm zu sein, denn das „Nein" klang ziemlich kurz. Ueberhaupt hätte er es gern gesehen, wenn der Wunsch seiner Frau, ihren einstigen Jugendfreund heute

Abend im Salon zu sehen, besser unerfüllt geblieben wäre, um so mehr, da dieses soeben geäußerte Interesse seiner Gattin für Seidels Schwester nur seine eigene Erfindung war, um die Gewißheit zu bekommen, in wie weit sein neugeschaffenes Eden ungefährdet sei.

Aber der alte Rother war davon beseelt, jeden Wunsch seiner Schwiegertochter zu erfüllen.

Er war bereits an Stelle seines Sohnes zur Oeffnung des Verschlages getreten und sagte:

„Mein lieber Herr Seidel, haben Sie heute Abend was Besonderes vor?"

Seidel verneinte.

Und Rother fuhr fort:

„Dann werden Sie uns die Ehre Ihrer Gesellschaft geben. Um neun Uhr, wenn ich bitten darf. Frack ist nicht nöthig, wir sind außer ein paar anderen Herren ganz unter uns," setzte er gutgelaunt hinzu, so daß Seidel lächeln mußte.

„Acceptirt?" frug der alte Herr dann noch.

Seidel verbeugte sich und nahm dankend an.

Als Rother senior wieder verschwunden war, um sich zur Fahrt nach der Fabrik zu rüsten, kam Leo Brendel die Wendeltreppe herauf. Der Volontair, der öfters im Lagerraum etwas auszurichten hatte, benutzte derartige Gelegenheiten, um mit Rother junior, „seinem lieben Cousin", ganz besondere Privatangelegenheiten zu ordnen. Leo Brendel verbrauchte viel Geld. Seine weitverzweigten Damenbekanntschaften namentlich kosteten ihn viel und ließen das ansehnliche monatliche Taschengeld nur zu schnell verschwinden. Aber er hatte in Edmund Rother einen vortrefflichen Freund. Er nannte ihn immer seinen „Banquier".

O, zu was hatte man denn so einen liebenswürdigen Cousin, dessen „pikante Geschichte" man ganz genau kannte. Wenn der Einem nicht aus der Klemme helfen sollte —

Da empfing Herr Edmund eines Tages ein Billet, auf dem lakonisch zu lesen war: „Lieber Cousin — bitte, sende

mir doch 50" (oder auch 100 — je nachdem) „Mark, ich bin total abgebrannt." Oder in anderer Variation: „Lieber Cousin! Ich komme heute früh" (oder am Abend — je nachdem) „zu Dir mit heran und hoffe, daß Du mich mit — folgte die Summe — aus der Patsche helfen wirst."

Derartige „Anpumpungen" hatten außer dem unverwüstlichen Versprechen, das Geld „binnen Kurzem zurückzuerstatten" — übrigens ein Versprechen, das niemals gehalten wurde — das Eine gemein, daß sie stets mit dem ewig sich wiederholenden Satz endigten: „Lina läßt Dich bestens grüßen."

In diesem „Lina läßt Dich bestens grüßen" lag für Rother junior die Unmöglichkeit, seinem famosen Cousin Leo die zum hundertsten Mal wiederkehrende Bitte um Geld abzuschlagen.

O, Herr Brendel wußte ganz genau, was für eine versteckte Anklage er seinem Cousin durch den ewigen Gruß Linas mit in den Handel gab, denn ein gewisser Handel war dieses stete Angehen um Geld und Gewähren von Geld doch nur zu nennen. Und wenn Rother junior auch im Geheimen diesen Vetter zu allen Teufeln wünschte, ihn xmal einen Verschwender nannte, ihm ins Gesicht sagte, daß es „diesmal das letzte Mal sei" — das nächste Mal griff er doch wieder in die Tasche, um Freund Leo „aus der Patsche" zu helfen. Machte er Miene, gar zu lange zu zögern, dann drängte Herr Leo Brendel zur Beschleunigung, indem er mit wahrhaft bewundernswürdiger Liebenswürdigkeit die Worte hinwarf: „Was ich gleich sagen wollte — Lina läßt Dir übrigens sagen, daß Dein kleiner Edmund vortrefflich gedeiht."

Wenn er dann dazu lächelte, hatte Rother junior immer das Gefühl, als hörte er irgendwo in seiner Nähe das Lachen eines Satans. Er mußte sich jedesmal umdrehen, als hätte ihn dieser Satan schon in seinen Klauen.

„Wenn ich Dich bitten darf, schreie doch nicht immer so," sagte er, und die Angelegenheit war wieder geordnet; denn Vetter Leo ging vergnügt von dannen.

Heute war Leo natürlich wieder nicht umsonst gekommen; er hatte bereits vorher avisirt, daß er wie gewöhnlich etwas auf dem Herze habe. Die hundert Mark, mit denen der junge Rother soeben sein Privatkonto belasten ließ, waren für ihn bestimmt.

Herr Leo Brendel empfand das Bedürfniß, für die nächste Zeit mehr Geld zu gebrauchen, als je. Nicht nur, daß er wie gewöhnlich sein altes Kneipen- und Ballhausleben fortzusetzen hatte — er hatte jetzt da so ein köstliches Amüsement mit einem unverdorbenen Mädchen, einer kleinen, bildhübschen Arbeiterin in Aussicht . . .

Er wollte diese kleine Jenny schon zahm machen, man mußte ihm nur Zeit dazu lassen. Mit Speck fängt man Mäuse und durch Geschenke und die nöthigen Verführungskünste kauft man sich die Töchter der Arbeiter, Armen und Elenden. Wenn diese Kleine auch jetzt noch ein bescheidenes, schlichtes Gewand trug, man mußte sie nur erst in eleganter Robe sehen, um ganz zu wissen, was man an ihr hatte. Man fängt so langsam mit dieser Umwandlung an, von einer einfachen Schleife bis zum seidenen Kleide, das eng die herrlichen Formen umschließt. Man läßt sie nur erst am Leben nippen, dann hat sie Sehnsucht es mit vollen Zügen zu genießen. Eines Tages hat sie das Dasein satt bei harter Arbeit und in dunkler Hofwohnung ihre jungen Jahre zu verbringen, sie kommt eines Abends nicht mehr nach Hause und wohnt in einem elegant möblirten Zimmer. Dann hat man sie ganz für sich, bis — man ihrer überdrüssig wird. Mag dann werden aus ihr was will: und wenn sie eine Dirne wird — das ist das ewige Schicksal der armen betrogenen Töchter aus dem Volke, die sich unwissend und schutzlos durch das Leben bis zum Spital des Lasters schleppen, um dort mit ihrem letzten Athemzug eine Nummer aus dem endlosen Register der Verkommenen zu löschen — vielleicht mit einem Fluche auf den Lippen . . .

Edmund ging seinem Vetter sofort entgegen, zog ihn

in seines Vaters Arbeitszimmer und wickelte mit ihm dort das Geschäft ab.

Dann eilte Leo Brendel nach der Kasse, um Robert Seidel zu begrüßen.

Sie schienen schon recht intim geworden zu sein. Die letzten Abende waren sie fast immer zusammen gewesen und hatten hier und dort gekneipt. Seidel kam sich einsam während der langen Abende vor, Brendels Gesellschaft war ihm daher nicht ganz unangenehm, um so weniger, da er in ihm den Kollegen sah. Ohnedies zeigte der Kassirer wirklich großen Hang zu Zerstreuungen in seinen freien Stunden. Er wollte nicht zu viel allein sein, um nicht zu grübeln zu brauchen — gerade jetzt, wo er tagtäglich das Weib in seiner Nähe wußte, daß ein Gemisch von Sehnsucht, neuentfachter Leidenschaft und geheimer Eifersucht gegen einen Dritten in ihm immer mehr rege machte.

Leo begrüßte Robert ziemlich laut. Er durfte sich das schon erlauben, wenn der „Alte" nicht gerade in der Nähe war.

„Na — gestern gut nach Hause gekommen? . . . Noch im Café Nationale gewesen? . . . Ich habe noch ein brillantes Abenteuer erlebt, ich sage Ihnen — im Café Venus! Muß ich Ihnen heute Abend erzählen. Sie kommen doch nach dem „Falstaff"?"

Seidel war diese laute Sprache in Gegenwart des ganzen Personals nicht angenehm. Er verneinte daher ziemlich kurz mit der Bemerkung, daß er für den Abend die bekannte Einladung erhalten habe.

Leo Brendel dämpfte jetzt seine Stimme etwas, da er den Grund dieser mürrischen Miene seitens seines Kollegen zu errathen glaubte.

„Eine Einladung zu Rothers, direkt von dem Alten? Ei, ei — binnen so kurzer Zeit schon so gut angeschrieben?" Der Volontair zeigte erst eine wirklich erstaunte Miene. Dann beruhigte er sich darüber und gratulirte Seidel zu dieser besonderen Ehre. Was ihn beträfe, so mache er sich

nicht viel aus derartigen Einladungen, das wisse der Alte auch. Er fühle sich dann immer so beengt. Er liebe das ungebundene Leben nun einmal. Wenn man noch so jung sei wie er, müsse man das Leben genießen. Man werde ihn also wahrscheinlich heute nicht im Salon zu sehen bekommen. Sonntags müsse er ja so wie so beim Alten zu Mittag speisen.

Als Leo Brendel den vorletzten Satz lauter sagte, wußte er, daß sein Cousin hinter ihm stand. Edmund Rother fühlte sich angenehm berührt, als er hörte, daß sein famoser Vetter heute Abend nicht im Privatzirkel sein werde.

Er hatte in der letzten Zeit schon immer befürchtet, daß bei einer derartigen Gelegenheit der frivole Leo in Gegenwart seiner Gattin Aeußerungen fallen lassen könne, die ihm, Rother, fatal sein mußten und ihn schließlich um sein gutes Renommée bei seiner jungen Frau hätten bringen können.

Aeußerst überrascht aber war Rother junior, als er aus der kurzen Unterhaltung zwischen den beiden jungen Männern erfuhr, wie intim sie bereits miteinander verkehrten.

Das nahm ihm, aufrichtig gestanden, sofort einen guten Theil von dem persönlichen Renommée, in dem ein Kassirer der Firma Rother und Sohn unter allen Umständen zu stehen hatte.

Er kannte jedenfalls diesen leichtfertigen Windbeutel von Vetter noch nicht genau, der nur Sinn für zweifelhafte Frauenzimmer und Zechgelage hatte und dem nur sein dereinstiges Erbtheil fehlte, um es binnen wenigen Jahren zu vergeuden.

Da mußte man bei Zeiten eine Warnung erlassen. Was Rother junior bei diesem Verkehr am meisten befürchtete, war, daß sein hoffnungsvoller Cousin möglicherweise in seliger Stimmung dem neuen Kassirer Dinge über seinen jungen Chef anvertrauen konnte, die sich absolut nicht

mit dem geschäftlichen Ansehen vertragen hätten. Dabei ahnte er nicht, daß Seidel diese „Dinge" bereits wußte.

Als Leo gerade gehen wollte, trat Rother senior fertig zum Ausfahren noch einmal ins Comptoir.

„Nun, Leo, hattest Du hier zu thun?" frug der Alte nach der Begrüßung, noch immer in guter Laune, den Sohn seiner Schwester.

Leo bestätigte. Rother senior meinte dann, daß sein Neffe gleich mitfahren könne.

Leo war das durchaus nicht angenehm, denn er pflegte bei einem derartigen Besuche in der Leipzigerstraße zu gern seine „Stationen" zu machen, wie er an solchen Tagen seine flüchtigen Besuche in Kneipen mit weiblicher Bedienung nannte, aber er mußte sich heute der Aufforderung seines Onkels fügen.

Als die Beiden hinaus waren, lehnte sich Rother junior wieder über die Kassenbrüstung.

„Wo haben Sie denn so schnell die Bekanntschaft meines Vetters gemacht?" frug er dann.

Seidel fühlte keine Veranlassung, jene zufällige Begegnung im „Falstaff" zu verschweigen. Er erzählte also.

Als Rother das Wort Falstaff abermals hörte, spürte er wieder ein frostiges Unbehagen. Er wußte, daß jetzt seine ehemalige Geliebte dort servirte und daß es den Anschein hatte, als ersetze seine Stelle jetzt Vetter Leo bei ihr.

Aus diesem Grunde traute er auch seinem neuen Kassirer nicht. Er betrachtete ihn wieder mit einem höchst mißtrauischen Blick. Wenn er schon etwas wüßte . . .?

Das war ein Unglückstag, an dem dieser Mensch von seinem Vater engagirt wurde, das wußte Rother junior heute bereits ganz genau. Seitdem man tagtäglich gezwungen war, seinen Blick nach der großen matten Scheibe zu richten, hinter der jener Mann emsig arbeitete, aus dem eines Tages ein fürchterlicher Rächer einer betrogenen Schwester entstehen konnte, wurde man jenen entsetzlichen Alp nicht mehr los, den man bleiche Furcht nennt.

Wenn Edmund Rother zufällig beim Vorbeigehen an

der Kasse ein Geräusch am Pulte des jungen Kassirers hörte, mußte er zusammenzucken und eine halbe Wendung seines Kopfes machen. Es war ihm dann immer, als müßte dieser ernste Mann dort neben dem Geldschrank sich urplötzlich wie ein Tiger auf ihn stürzen und ihm die fürchterlichen Worte entgegenbrüllen: „Bis jetzt habe ich geschwiegen — Schurke, komm zu meinen Füßen, ich will die Ehre meiner Schwester rächen, die Du betrogen hast!"

Teufel auch — da ist nicht zu spaßen, wenn man durchaus nicht weiß, woran man mit einem derartigen Mann ist. Man kann es keinem Menschen an der Nase ansehen, ob er Kenntniß von irgend einer Handlung hat, und nur den Ruhigen und Gleichgültigen spielt, um das Terrain für seine Operationen erst genau zu sondiren.

So befand sich der junge Chef stets zwischen zwei heimlich glimmenden Feuern, deren heißes Brennen ihn peinigte, ohne daß er irgend eine Flamme bemerkt hätte.

Und doch, wenn er dann diese ruhigen, höflichen Antworten seines Kassirers hörte, aus denen das ganze Glück einer sichern Existenz zu sprechen schien — schwand sein Verdacht auf Minuten, um — bei der nächsten Gelegenheit doch wieder die Oberhand zu gewinnen.

Am liebsten allerdings hätte er es gesehen, wenn am andern Tage bereits an Stelle Seidels dort am Pult ein anderer Kassirer seinen Platz ausgefüllt hätte, aber dem Willen seines Vaters gegenüber war er darin machtlos. Was für einen Grund zur Entlassung hätte er auch wohl anführen sollen, ohne sich nicht selbst zu kompromittiren? In diesem Widerstreit der Gefühle zeigte sich denn auch bei Rother junior ein Zug des Herzens. Er hätte durch irgend etwas seine einstige gemeine Handlungsweise gegen Maria an deren Bruder gut machen mögen, hätte er die Genugthuung dadurch bekommen, daß die Schatten der Vergangenheit die Sonne seines jetzigen Glückes nicht verdunkelt hätten. Sie, die ihm einst ihr Alles geschenkt hatte, um schmählich von ihm betrogen zu werden, war todt — seinen wahren Namen hatte sie nie zu erfahren bekommen,

wie ihr Bruder ihn auch nicht wußte, überhaupt ihn, Rother, niemals persönlich während der Zeit jenes Verhältnisses zu Gesicht bekommen hatte — wenn da nicht ein diabolischer Zufall sein Spiel getrieben hatte oder noch trieb. War dieser dunkle Punkt seines Lebens für die Menschheit verwischt, durfte er frei aufathmen und sein Gewissen entlasten, wenn er dem Bruder vergalt, was er an der Schwester verbrochen hatte.

Wenn er nur darüber völlige Gewißheit gehabt hätte! Aber trotzdem — so lange er noch keinen genügenden Beweis für seinen nie schwindenden Verdacht hatte, wollte er auch dem Zuge seines Herzens folgen.

Robert Seidel mußte vor Allem den Verkehr mit Leo abbrechen, man mußte ihm dies zur Bedingung machen. Dadurch zog man ihn auch aus der Nähe Linas, dieser gefährlichen Schlange, die in der Weinlaune ihre eigene Schande nicht mehr verbergen konnte, und die Zahl ihrer Verhältnisse an den Fingern herzählte. Lieber bedachte man Seidel des Oefteren mit Einladungen fürs Haus. Wenn man schon einmal in den sauren Apfel beißen mußte, suchte man sich doch den besseren aus.

Rother junior ließ also eine wohlmeinende Warnung vom Stapel.

Sein Vetter sei ein ganz leichter Patron, der bereits in einer Fähndrichsschule durch seine unüberlegten Streiche den Beweis gegeben habe, daß er keine Disciplin vertragen könne und für ernstes Streben keinen Sinn habe. Leider hätten sie diese Erfahrung auch bei sich im Geschäft bis jetzt gemacht. Aber er sei der einzige Sohn einer reichen Witwe und aus verwandtschaftlichen Rücksichten habe man ihn zu sich genommen, um einen letzten Versuch zu machen. Jedenfalls wäre es besser, wenn Seidel seine Gesellschaft so viel als möglich meiden würde, um so mehr, da Rother senior einen derartigen Verkehr durchaus nicht billigen würde. Es ginge ihn ja nichts an, was sein Comptoirpersonal außer den Geschäftsstunden triebe, aber in Betreff seines Neffen würde er diese Ansicht überschreiten. Wenn

Seidel sich also keine Unannehmlichkeiten bereiten und sich die Gunst Rothers senior erhalten wolle, möchte er seinen Verkehr mit Leo nur auf den rein geschäftlichen Umgang beschränken, was er jedenfalls um so lieber thun werde, da dieser Rath nur ein wohlgemeinter sei.

So erstaunt Seidel auch im ersten Augenblick darüber war, daß man sich um seine privaten Angelegenheiten kümmerte, und so sehr er eine derartige Ermahnung mit seinen Bildungsgrad nicht in Einklang bringen konnte, so wenig vermochte er sich doch dem Eindruck von Rothers Worten zu entziehen. Der junge Chef hatte die Form, in der er seine Vorstellungen vorbrachte, so gut gewählt, daß der junge Kassirer im Augenblick seine Bildung verleugnet hätte, wenn er sich verletzt gezeigt hätte.

Uebrigens, wenn die Dinge so lagen, mußte er sich selbst eingestehen, daß es vorzuziehen sei, die Gesellschaft Brendels zu meiden. Innerlich hatte er doch gefühlt, daß dieser junge halbblasirte Geck kein Umgang für ihn sei. Er hatte sich ihm nur aus reiner Geselligkeit angeschlossen. Schließlich, wenn der alte Rother das nicht gern sah, kam die Existenzfrage dabei ins Spiel, und die gab den Ausschlag.

Robert Seidel zeigte also eine freundliche Miene, bedauerte nicht gewußt zu haben, daß Familienrücksichten dabei eine Rolle spielten, und sagte dem Wunsche seines jungen Chef zu.

Als Rother junior zum Schluß noch die Hoffnung aussprach, daß nicht nur der heutige Abend ihn in seinem Familienkreise sehen möge, konnte Seidel nur verbindlichst für diese Auszeichnung seiner Person danken.

Damit war denn auch diese Angelegenheit geordnet und Rother junior nach seiner Ansicht glücklich über die erste Klippe hinweggekommen.

O, gewiß: dieser Bruder hatte noch keine Ahnung, in wem er den Verführer seiner Schwester zu suchen habe — das ließ denn schließlich den jungen Chef sein Hangen und Bangen nicht so tragisch auffassen.

Am Abend war Seidel im Begriff der Einladung Rother senior Folge zu leisten.

Schon unterwegs, während er, von seiner nahen Wohnung kommend, in der er sich umgekleidet hatte, durch die belebten Straßen ging, überkam ihn ein beklemmendes Gefühl, bei dem Gedanken, in den nächsten Minuten schon der gegenüber stehen zu müssen, der sein Herz noch immer gehörte. Das hatte er niemals mehr empfunden, als jetzt, wo er ihr wieder in die Augen schauen sollte.

Wie würde sie sich ihm gegenüber benehmen, wie sollte er es thun?

Als Seidel noch auf der Straße zehnmal diese Frage erwog, ohne sich einmal eine bestimmte Antwort darauf geben zu können, wurde er an der Charlottenstraße in dem Gedränge der Passanten, die an dem herrlichen Sommerabend stromweise auf- und abwogten, von zwei Personen aufgehalten, denen er fast in die Arme gelaufen war.

Es waren Brendel und Lina, die Arm in Arm dahergeschritten kamen. Die Schenkmamsell hatte heute einen ihrer freien Tage, an denen sie sich gewöhnlich von irgend einem ihr bekannten Herrn ausführen ließ. Heute war Leo Brendel dieses Glück zu Theil geworden. Der gute Leo — er nahm nie andere Plätze als „Loge" im Theater und gab immer ein Souper mit Wein. Er verlangte zwar immer etwas dafür, aber du lieber Himmel, das konnte man ihm schon gestatten, das war nicht so schlimm, als man glaubte. Wenn man Kellnerin ist und läßt sich von einem Herrn ins Theater führen, der obendrein das Souper bezahlt, so weiß man ganz genau, daß dieser Herr nachher seine Wünsche hat und findet das ganz natürlich. Man will sich doch so viel als möglich amüsiren.

Lina Schmidt hatte sich in ihren besten Staat geworfen und hätte in der enganliegenden Seidenrobe und dem schwarzen Hut mit großer blauer Feder beinahe wie eine vornehme Dame ausgesehen, wenn man ihr an ihrem Gesicht nicht die geheime Dirne angesehen hätte. Diese blassen durchsichtigen Züge, dieses breite, sinnliche Lachen, diese

halbmatten frechblickenden Augen, die immer den Eindruck machten, als könnten sie jeden Anblick ertragen, ohne sich senken zu müssen — gaben dem Antlitz jenen herausfordernden Anstrich, dem jede weibliche Würde abhanden gekommen ist.

Brendel begrüßte sofort seinen Kollegen sehr laut, in einer Weise, daß die Vorübergehenden aufmerksam wurden und Lina einer ziemlich ungenirten Musterung unterzogen. Auch Lina freute sich, einen Bekannten aus der Kneipe getroffen zu haben.

„Wir wollen nach der „Walhalla“,“ sagte Brendel, „und Sie gehen natürlich zu Rothers?“

Seidel bestätigte mit einer etwas verdrießlichen Miene. Währenddem blickte ihn aber die Mamsell äußerst zärtlich an. Die Hand hatte sie ihm besonders stark gedrückt.

„Ach, zu der schönen Frau Rother?“ frug sie, und setzte gleich übermüthig hinzu: „Dann grüßen Sie mir doch den schönen Edmund. Ich möchte den Duckmäuser jetzt 'mal sehen, wie er den Moralischen herausbeißt. Ja, diese guten Frauen, sie sollten nur immer die Sünden ihrer Männer kennen. Was für eine Menge unreine Wäsche käme da zum Vorschein!“

Sie lachte wie im unterdrückten Neid, und ihr Begleiter stieß sie dabei an und sah sich um, als seien ihm derartige Reden in Gegenwart eines Kollegen denn doch nicht angenehm.

Seidel behagte diese laut geäußerte Frivolität auch nicht, gerade jetzt, wo er mit andern Gedanken beschäftigt war.

Er gab vor, keine Zeit weiter zu haben.

„Aber wir treffen uns doch heute noch?“ frug der Volontair und setzte hinzu: „aber nicht im Falstaff, dazu wird's zu spät. Seien Sie um zwölf Uhr im Café National und erzählen Sie mir, wer alles in der Gesellschaft war. Wir müssen doch dort vorbei und trinken noch einen Schlummerpunsch. Nicht wahr, Lina?“

Das Frauenzimmer nickte und bat dann Seidel ebenfalls,

dorthin zu kommen. Sie fand den Kassirer sehr hübsch und nach ihrem Geschmack.

Seidel gab keine bindende Antwort. Er dachte an das Versprechen, das er seinem jungen Chef gegeben hatte, und das er sich selbst gelobt hatte, die Gesellschaft dieses jungen Lebemenschen zu meiden.

Man trennte sich dann, ohne daß nicht noch zuvor Lina zum zweiten Male die Hand des Kassirers zärtlich gedrückt hätte.

Als Seidel dann die teppichbelegte breite Marmortreppe zu Rothers senior Wohnung emporstieg, fühlte er sein Herz stark und schnell pochen. Mit einem Gemisch von Zagheit, innerlicher Unzufriedenheit und Neugierde zog er an dem Krystallknopf.

Im Vorzimmer nahm ihm der Diener Hut und Paletot ab. Während er zum Spiegel ging, genügte Seidel ein Blick auf die Garderobe, um zu bemerken, daß, wie Rother wirklich gesagt hatte, nur ein paar Herren noch dadrinnen weilen mußten. Das machte ihn noch mißmuthiger; er hätte sich lieber in einer größeren Gesellschaft befunden, in der er sich freier hätte bewegen können.

Dann ließ er sich melden.

Die Gesellschaft befand sich auf dem Balkon eines Zimmers, das nach einem kleinen aber künstlerisch verschönten Park hinausging.

Die Glasthüren waren weit geöffnet, und der Lichtschein der mattrosa beschirmten großen Ampel im Zimmer konnte nicht verhindern, daß die hellbrennende Lampe auf dem Balkontisch ihren Schein fast blendend durch die Thür warf und die Gestalten und Gesicher der Draußensitzenden von dem bereits eingetretenen Dunkel scharf und beweglich abhob.

Die herrliche Würze des Juliabends, die im Verein mit den reinen Düften des Gartens die Luft durchschwängerte, zog auch ins Zimmer hinein, und kam bei seinem Eintritt dem jungen Kassirer wie die berauschenden

Wellenschläge eines leise in Bewegung gesetzten Fächers entgegen.

Rother senior war der Erste, der den Gast begrüßte. Dabei verleugnete er seine etwas derbe Gutmüthigkeit nicht.

„Ah — da ist ja unser junger Freund —"

Wenn das Comptoirpersonal ihn jetzt so gesehen hätte, wie er beweglich aufsprang, um Seidel ein paar Schritte entgegen zu gehen, so hätte es für diese Außerachtlassung der sonstigen Reserve des alten Chef nur eine Erklärung gegeben: er habe an seinem neuen Kassirer einen Narren gefressen — um im Tone des Volkes zu reden.

Auch Rother junior kam seinem Untergebenen freundlich entgegen, dann erhob sich auch des alten Rother Schwiegertochter, um den jungen Mann in überaus herziger Weise zu begrüßen.

„Seien Sie mir willkommen als alter Jugendfreund, Herr Seidel," sagte sie leicht lächelnd. Dabei streckte sie ihm die Hand entgegen.

Bei Nennung des Namen Seidel machte der eine der beiden anderen Gäste ein Geräusch, das dadurch entstanden war, daß er, mit einer gewissen Hast sich ganz umwendend, an seinen Stuhl gestoßen hatte. Der Herr blickte groß auf und betrachtete den Kassirer mit einem Blick, von dem man nicht wußte, ob Erstaunen oder Neugierde aus ihm sprach.

Frau Rother junior trug eine mattblaue Robe, mit der die Fülle des dunkelblonden Haares vortrefflich harmonirte. Ihre Gestalt war so hoch und schlank und doch so voll und junonisch in ihrer Erscheinung. O, dieses Weib machte einen so keuschen, tugendhaften Eindruck, und doch lachte die Verführung wie ein neckischer Kobold aus jeder Falte ihres Kleides, aus jeder Rundung ihrer klassischen Formen. Wie sich beim Lächeln jetzt die Grübchen in ihren Wangen zeigten, wie die kleinen weißen Zähne leuchteten, als könnten sie nie die Zeit erwarten, wo sie sich unter den vollen rothen Lippen zeigen durften! Der Mann, der ein solches Weib besaß, durfte sich doch stolz

und glücklich zu gleicher Zeit fühlen. Nichts an ihr sprach davon, daß sie nicht selbst von diesem Gedanken überzeugt sei.

Wie Robert Seidel sich jetzt stumm verbeugte und ihre Hand in der seinen fühlte, durchrieselte es ihn siedendheiß.

Vielleicht hatte sie erwartet, daß er ihre Hand küssen würde, denn wie er sich tiefer beugen wollte, entzog sie ihm dieselbe schnell.

Dann begann das Vorstellen der anderen Herren:

„Herr Maler Freigang — Herr Maler Schlichting —"

Die beiden Freunde aus dem „Photographenkasten" waren durch diese Einladung zum heutigen Abend überrascht worden.

An jenem Sonntag Vormittag, an dem Freigang senior seinem „verlorenen" Sohn die bekannte Visite machte, gab es im Atelier des Genremalers wieder eine jener bekannten Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn.

Im Hause Freigang sollte eine Umwandlung stattfinden. Die Hochzeit von Oswalds Schwester stand bevor, der alte Maschinenfabrikant wollte diese Gelegenheit benutzen, um seinen Sohn versöhnlicher zu stimmen, ihn für seine Pläne zurückzuerobern. Oswald sollte die Malerei nur als Nebenbeschäftigung betrachten, dagegen mit seinem Schwager (den er nicht einmal kannte) die Leitung der Fabrik übernehmen. Freigang senior wurde in der letzten Zeit besonders viel vom Rheumatismus geplagt, — der ihm die Aussicht auf alleinige Leitung der Geschäfte nahm. Er kannte seinen Schwiegersohn in spe als tüchtigen Kaufmann, traute ihm aber nicht jene Energie zu, die zur Oberaufsicht über die Fabriksäle, der eigentlichen Fabrikation selbst, nöthig war.

Dieser Trotzkopf von Sohn aber war ganz wie sein Vater geartet: er besaß jene Zähigkeit und eiserne Ausdauer, die alle Hindernisse des Lebens machtlos machen und einen klaren Blick für die nichtigsten Dinge schaffen.

O, im Innern imponirte Oswald seinem Alten ungemein, nur waren sie zwei jener Naturen, die zu stolz

sind, dort, wo sie in ihrem Rechte zu sein glauben, dem Andern gegenüber zuerst nachzugeben. Rother senior hatte das Richtige getroffen, wenn er sie Beide als aus zu trockenem Holze geschnitzt bezeichnete, welches Feuer gebe, wenn eine Reibung entstehe.

Und dieses Feuer des Trotzes, der entgegengesetzten Meinungen über den persönlichen Willen eines Menschen, war auch bei der letzten Unterredung wieder stürmisch emporgerasselt, ohne irgend einem Zwecke gedient zu haben.

Oswald setzte allen gutgemeinten Einwendungen des Alten die lakonische Behauptung entgegen, daß er zu einem Geschäftsmenschen nicht passe. Seine Kunst sei nun einmal seine Lebensaufgabe geworden, von der er nicht mehr lassen könne. Seine Erfolge sprächen dafür.

Und als nun Freigang senior Angesichts dieser erneuerten Rücksichtslosigkeit gegen seine wohlmeinenden praktischen Vorschläge, seine väterliche Autorität schließlich dadurch wieder zu beweisen suchte, indem er in hellen Zorn ausbrach und seiner Baßstimme den möglichst weitesten Umfang gab, war überhaupt jeder Aussicht auf einen Friedensschluß wieder die Spitze abgebrochen.

Dann sprach er wieder von Enterbung. Als er durch ein fröhliches Lachen seines Sohnes auch dieses schwere Geschütz als wirkungslos betrachten mußte, war der alte Polterer mit Hinterlassung verschiedlicher Invektiven wie „brodlose Künste", „verrückte Hirngespinnste", „eingebildeter Narr" und so weiter, zur Thür hinausgestürmt.

So etwas von Hartnäckigkeit bei einem Menschen war ihm noch nicht vorgekommen. Das übertraf seine eigene.

Und doch reizte ihn dieser Starrsinn gerade zum Weiterminiren seiner Breschungsversuche. Was für ein prächtiger Kerl doch dieser Junge eigentlich war. Zehn Ateliers hätte er ihm gebaut, er hätte weiter malen können, so viel er wollte — nur in seinem Hause wollte er ihn haben, nur nicht als Hauptbeschäftigung hätte sein einziger Stammhalter die Kunst betrachten sollen. Als ob der Sohn von

Friedrich Wilhelm Freigang es nöthig hätte, vom Verkaufe seiner Bilder zu leben!

Während dann der alte Polterer sich ingrimmig in eine Droschke geworfen hatte, war ihm der Gedanke gekommen, sich in seinen väterlichen Bemühungen einen Helfer zu suchen, der im Stande gewesen wäre, seinen Sohn erfolgreicher zu „bearbeiten". Sein Freund Rother war ihm eingefallen. Richtig, der war der Mann dazu. Noch an demselben Abend hatte man sich darüber ausgesprochen. Rother senior hatte versprochen, sein Möglichstes zu thun.

„Da ist noch so ein langer Schlingel von Farbenklexser, der wie ein Waldmensch aussieht. Mit dem haust der Junge zusammen. Die Beiden scheinen wie eine Klette zusammenzuhängen. Laden Sie ihn mit ein, lieber Rother," hatte Freigang gesagt.

Trotzdem, wie wir wissen, Oswald ziemlich abgeschlossen von der Gesellschaft lebte, besann er sich doch keinen Augenblick, die Einladung Rothers anzunehmen, wenn er auch dahinter die Absichten seines Alten witterte. Seitdem aber der Name Maria Seidel mit der Firma Rother und Sohn verflochten war, bildete er sich selbst ein, dieser Einladung nicht so fremd gegenüberzustehen, als es zuerst den Anschein haben mußte. Zudem konnte ein glücklicher Zufall ihn Näheres über Maria Seidel erfahren lassen — jenes eigenthümliche Mädchen, das seine Gedanken von Tag zu Tag immer mehr beherrschte.

Schlichting mußte natürlich mitkommen. Die Augen und Miene, die der Westfale machte! Er, so ein eckiger Kerl, sollte in einem feinen Salon erscheinen, vielleicht, um sich über geschmiegelte und pomadisirte Bengel und Zierpuppen von Damen krank zu ärgern? Das solle ihm der Bruder nicht zutrauen, wenn er es gut mit ihm meine.

Aber alles Raisonniren des naturwüchsigen Heiligenmalers half nichts, wenn auch schon Freigang seine Ueberredungskunst erst von Erfolg begleitet sah, als er die Einwendung machte, man müsse gerade diese Einladung annehmen. Rother senior sei bekannt als Kunstfreund, vielleicht besuche

er sie auch einmal in ihren Ateliers und kaufe ihnen etwas ab.

Ein Bild verkaufen können? Oh! Der Heiligenmaler war gleich wie umgewandelt. Ja — wenn der Bruder meine, daß man möglicherweise durch diese Bekanntschaft ein Bild verkaufen könne, das ändere die Sache sofort. Da müsse man schon einmal in den sauern Apfel beißen und den „langen schwarzen" Rock hervorholen; aber das bedinge er sich aus, der Bruder müsse ihm helfen Toilette machen.

Dieses „Toilettemachen" hatte denn auch ein kleines Kabinetsbildchen voll köstlichen Humors dargeboten.

Da wollte dem Hannes durchaus die Cravatte nicht recht sitzen, und Freigang mußte sich alle Mühe geben, eine möglichst kunstvolle Schleife unter seinen Fingern entstehen zu lassen. Dann fand sich der Westfale in dem Gehrock höchst unbequem, so daß er in diesem eingeengten Zustande eine ganz trostlose Miene zeigte, der Oswald nur eine andere Stimmung zu geben vermochte, indem er seinen Freund nach allen Richtungen vor dem Spiegel drehte, um ihm den Beweis zu geben, wie wirklich vortrefflich er sich in dem Kleidungsstück ausnehme.

Zum Schluß kam dann die Löwenmähne an die Reihe, der Freigang eigenhändig vermittelst einer Papierscheere einige nothwendige Stutzungen zu Theil werden ließ.

Und zwischen all' diesen recht drollig wirkenden Scenen und Situationen klang in bestimmten Zwischenpausen des ehrlichen Schlichtings erheiternde Frage: „Bruder — meinst Du, daß es so gehen wird?"

O, es war vortrefflich gegangen, wenn auch der Westfale nicht im Stande war, das Ungewohnte seiner Situation zu verleugnen. Das bewies die ganze Art und Weise, wie er dasaß, die Anstrengungen, die er machte, um die langen Beine nie zu weit vorzustrecken, und wie er die Arme fortwährend übereinandergekreuzt hielt, um Angesichts dieser vornehmen Umgebung möglichst würdevoll zu erscheinen. Dieser Bauernsohn voll tiefer Empfindung und edlem

künstlerischen Streben, der furchtlos seine breite Brust jeder ernsten Gefahr dargeboten hätte, kam sich selbst in dieser Gesellschaft hilflos und schüchtern wie ein Kind vor.

Als Seidel ihm aber zu Gesicht gekommen war, hatte er für Freigang, der neben ihm saß, ein paar geflüsterte Worte bereit:

„Du — das ist ja Der aus dem Falstaff, der Freund von dem Gecken, gelt —?"

Freigang nickte zur Bestätigung, daß er den jungen Mann auch erkannt habe.

Ein paar Minuten lang mußte sich Seidel an einem gleichgültigen Gespräch betheiligen. Dann verschwand Frau Rother junior, um die Anordnungen für den Abendtisch zu treffen.

Beim Speisen kam dann Rother senior auf ein ihn höchst interessirendes Thema. Im September kam der Tag, an dem er vor fünfundzwanzig Jahren seine Fabrik begründet hatte. Diese Feier sollte besonders festlich begangen werden. Mit einem gewissen Behagen erzählte der alte Fabrikant, zu Freigang und Schlichting gewendet, wie rasch und segensreich sein Glück emporgeblüht sei. O, Freigangs Papa wisse am besten, wie klein und unbedeutend die Firma Rother angefangen habe, denn die ersten Maschinen seien von ihm bezogen. Aber Ausdauer, Fleiß und Sparsamkeit seien drei Hebel, die mächtig emporhelfen könnten. Vor Allem aber müsse man die Solidität nie außer Acht lassen. Deshalb habe er sich auch nie mit dem Aktienwesen befreunden können, trotzdem man ihm während der Gründerzeit die glänzendsten Anerbietungen gemacht habe. Vielleicht hätte er dadurch sein Vermögen mit einem Schlage verdoppeln und verdreifachen können, aber er sei immer der Meinung gewesen, daß der künstliche Weg nie von sicherer Dauer sei.

Während der alte Herr dann zum Weinglas griff, lächelte er glücklich, als sollte dieses Lächeln der Ausdruck seiner inneren Befriedigung sein.

„Wir müssen überhaupt bald Anordnungen zu dem Jubiläum treffen, lieber Edmund," wandte er sich an seinen

Sohn und Compagnon. Und in einem Athem sagte er zu Freigang:

„Wie wäre es, lieber Herr Freigang, wenn Sie uns den Entwurf zum Festplatz draußen an der Spree machen würden. Wir wollen da etwas ganz Besonderes arangiren. Haben Sie Lust? Sie beehren mich dann gleich morgen Vormittag und fahren mit mir hinaus."

Rother senior hätte diesen Wunsch gern erfüllt gesehen, denn durch diesen engeren Verkehr mit Oswald hätte er die beste Gelegenheit gefunden, diesen dem Vorhaben seines Vaters geneigter zu machen. Er hätte wenigstens prüfen können, inwieweit er das dem Maschinenfabrikanten gegebene Versprechen zu erfüllen im Stande gewesen wäre.

Dem jungen Künstler kam das Ansinnen Rothers senior sehr überraschend. Aber er zögerte nicht lange, er willigte sofort ein. Was für Einblicke konnte er da wieder in die Fabrik thun! Vor Allem zog es ihn in die Nähe Marias. Eigentlich gehörte das Dekorationsfach nicht zu seinem Genre, aber er traute sich so viel Verständniß dafür zu, um die ihm gestellte Aufgabe erfüllen zu können.

„Abgemacht also," sagte der alte Rother und gab dem Maler die Hand.

Dann sprach er des Näheren über seinen Jubiläumsplan und zog auch seinen Sohn und Schlichting in die Debatte.

Der Letztere war allmählich aufgethaut. Das Wesen des alten Fabrikbesitzers gefiel ihm und heimelte ihn an, namentlich, als Rother senior vorher erwähnt hatte, daß er selbst der Sohn eines armen Webermeisters sei, und Alles, was er besitze, seiner eigenen Kraft zu verdanken habe. Und als Rother senior jetzt ein paar derbe Witze machte, lachte Hannes laut auf. Damit war der Bann gebrochen und des Westfalen glücklicher Humor begann sich zu regen.

Er hatte jetzt da so manche Bemerkung bereit, die an und für sich drastisch und originell, gerade deswegen dem

alten Chef gefiel und ihn den etwas ungeschlachten Riesen mit andern Augen betrachten hießen.

Das war ein Gradeaus-Mensch von ehrlicher Gemüthsart, das merkte Rother senior sofort. Als Schlichting dann, mit der Zunge schnalzend, den Wein lobte und dabei auf seine Heimath zu sprechen kam, hatte man einen neuen Berührungspunkt im Gespräche gefunden, der den alten Herrn ganz besonders interessirte und ihn mit dem Heiligenmaler eifrig diskutiren ließ.

Rother junior zeigte heute die mißgestimmteste Miene von Allen. Mit halbem Ohr nur hörte er auf die Fragen seines Papas und halb zerstreut und halb gezwungen fielen die Antworten aus.

Er hatte auch wirklich seine ganze Aufmerksamkeit dem andern Ende der kleinen Tafel zuzuwenden.

Da saßen seine liebe Frau und Robert Seidel, die sich angelegentlich unterhielten.

Trotzdem jedes Wort laut gesprochen wurde und die Unterhaltung auf jeden Menschen den harmlosesten Eindruck machen mußte, verwünschte der junge Chef dieses Gespräch, und heute mehr als je den Zufall, der den Kassirer ins Haus gebracht hatte.

Das Schlimmste war, daß er seine fliegende Unruhe nicht einmal zu beherrschen vermochte. Bei dem Gespräch auch, das die Beiden neben ihm führten! Da sollte ihn nicht jedes Wort wie ein geheimer Dolchstich treffen, bei dem man nicht wagen darf, aufzuschreien, sondern ihn stumm verbeißen muß!

Wie Frau Rother sich liebevoll und zartfühlend nach der Schwester ihres einstigen Jugendfreundes erkundigte! Und bei jeder Frage tauchte eine Fülle alter Erinnerungen auf, die das schöne Weib schneller als sonst sprechen ließen und selbst dem ernsten Gesicht Seidels ein lebhafteres Mienenspiel gaben.

„Die liebe, gute Maria — ich werde sie nie und nimmer vergessen können —" sagte die junge Frau und ihr Auge ruhte auf Seidel, der bei diesen Worten auf seinen Teller

starrte, als hätte er dort das Wort „Lüge“ zu lesen, mit dem er selbst dieses Weib, das ihm heilig war, überschüttet hatte.

Rother junior wollte sich gerade ein Glas Wein einschenken. Seine Hand aber zitterte so mächtig, sein Blick war scharf auf den Kassirer gerichtet, als wolle er in dessen Innerstem die Wirkung der eben gesprochenen Worte lesen, daß ein Strom des rothen Getränkes das Tischtuch färbte.

„Aber, Edmund — was machst Du?“ —

Die junge Frau richtete ihren Blick groß auf ihren Gatten und fand plötzlich, daß er auffallend blaß aussehe, daß seine Augen jetzt unstät nach einem Ruhepunkt umherirrten.

„Das war sehr ungeschickt von mir,“ sagte er endlich.

Frau Rother junior mußte lachen.

„Das finde ich auch, lieber Edmund — bitte, laß uns den Schaden wieder gut machen.“

Sie erhob ihr Glas, um mit ihrem Gatten anzustoßen.

„So lassen Sie uns Alle einmal anstoßen meine Herren,“ sagte jetzt auch Rother senior und fügte hinzu: „Mich leitet dabei der Wunsch, Sie recht oft in meinem Hause zu sehen.“

Robert Seidel hatte schneller als die Andern getrunken. Die ganze Situation, in der er sich hier befand: an der Seite dieser Frau, deren Kleider ihn fast streiften, deren Anblick sein Herz keine Minute ruhig klopfen ließ, dann dem Manne gegenüber, der ihm wie ein ewiges eiskaltes Hinderniß seiner wärmsten Gefühle erschien, den er haßte, wie nie einen Menschen — all' das machte ihn abwechselnd kalt und heiß, ließ seinen Puls schneller jagen.

Dieses Letztere „lieber Edmund“ war wieder die Veranlassung, daß er sein Glas jetzt mit einem Zug leerte.

Rother senior hob die Tafel auf.

Er klingelte nach dem Diener und befahl in den andern Salons Licht zu machen. Er wollte den beiden Malern ein paar Gemälde zeigen.

Als der Diener eintrat, überreichte derselbe zu gleicher

Zeit ein Telegramm. Rother bat die Herren um Entschuldigung und riß das Couvert auf.

Dann wandte er sich an seinen Sohn:

„Gebrüder Braun in Wiesbaden fragen an, ob ihre Bestellung abgegangen ist, und bitten per Draht um Antwort."

Rother junior bestätigte, daß die Commission heute gerade effektuirt sei.

„Dann bist Du wohl so freundlich, lieber Edmund, und besorgst die Antwort. Sende den Portier."

Sein Sohn nickte.

„Kommen Sie, meine Herren," sagte Rother senior dann und ging Freigang und Schlichting voran. Alsdann entschuldigte sich auch der junge Chef bei seiner Frau und seinem Kassirer und verschwand aus dem Zimmer.

„Bitte, bleibe nicht lange, lieber Edmund," sagte noch die junge Frau, dann war sie allein mit Robert Seidel.

Die Balkonthüren waren noch halb geöffnet, am durchsichtig klaren Himmel stand voll und leuchtend der Mond.

„Ich finde, es ist schwül im Zimmer — kommen Sie, Herr Seidel, wir plaudern draußen noch ein Weilchen, bis die Herren zurückkehren."

Frau Rother legte sich den vorhin abgelegten durchsichtigen Shawl wieder um die Schultern und trat auf den Balkon.

„Ein ganz herrlicher Abend heute —" sagte sie, um doch etwas zu sagen. Sie fühlte, daß der junge Mann an ihrer Seite in wenigen Minuten seltsam verändert erschien.

Ein paar Augenblicke standen sie schweigend nebeneinander an der Brüstung und sahen nach dem Garten hinunter.

Ja, es war wirklich ein herrlicher Abend, die Sinne berückend durch seinen Duft und die Stille, die auf Baum und Strauch und auf den Blumen ruhte.

Die schwindelndhohe, von Epheu umrankte Wand des Nachbarhauses erschien wie ein hermetischer Verschluß, der das Leben auf der anderen Seite von diesem kleinen Stück

Eden neidisch getrennt hielt. Nur über die Dächer hinweg, zog wie ein leises halbdumpfes Rauschen und Murmeln das Geräusch des Straßenlebens Berlins, das nie erwacht und nie zur Ruhe geht.

Rosen und Jasmin standen in vollster Blüthe, und sandten ihre Düfte zu dem Balkon empor. Ein kleiner Springbrunnen ließ sein Wasser plätschern, in dem das Licht des Mondes silberne Fäden zog.

Und in diesem Gemisch von Duft, Blüthenatmosphäre und geheimnißvollen blaß-blauen Schein ertönte plötzlich der Schlag einer Nachtigall, die drüben an der Wand auf der einzigen Linde saß. Sie schmetterte so perlenrein, sie schluchzte dann auf so süß-verständlich, so herzbewegend-inniglich, als wollte sie der Welt aufs Neue jene alte, ach so uralte Mär von den zwei Königskindern erzählen, die sich so unendlich lieb hatten und sich doch nimmer bekommen konnten . . .

Dieser Sommerabend voll Gesang, Duft und bleichem Schimmer des Lichts mußte Gefühle erwecken, berauschend auf die Sinne wirken, mußte die Wirklichkeit vergessen lassen.

Robert Seidel empfand die ganze Macht dieses Eindrucks. Doppelt wirkte die Nähe des heißer als je von ihm geliebten Weibes auf ihn ein. Da stand sie dicht an seiner Seite, sein einziges, höchstes Ideal vergangener Zeit — sie, die heute für ewig an einen Andern gefesselt war.

Aber in diesen Augenblicken ihres beiderseitigen Alleinseins vergaß er, daß er die Frau seines Chefs vor sich hatte, vergaß er, daß er Gast in diesem Hause war, dachte er nur an ein vergangenes Bild. Sein Kopf glühte von dem schnell genossenen Wein, sein Blut rann heiß durch die Adern. Seine Hand verirrte sich plötzlich nach der Hand der jungen Frau, und mit bebender Stimme frug er:

„Sie leben glücklich, Louise, Sie lieben Ihren Mann?"

Die Frau Rothers junior zuckte zusammen.

Was waren das für zwei tollkühne Fragen, die plötzlich

an sie gestellt wurden? Ob sie glücklich lebte? — Gewiß, sie mußte glücklich leben. Sie war umringt von Glanz, Pracht und Reichthum, man trug sie in diesem Hause fast auf Händen. Ob sie ihren Mann liebte? — Gewiß, sie mußte ihn doch lieben, denn sie war seine Frau und hatte ihm vor dem Altar Treue geschworen, bis daß der Tod sie trennen würde. Wie man nur solche Fragen an sie richten konnte, die sie nie erwartet hatte! Und doch, weshalb war sie eigentlich in dieses Haus gekommen? Hatte nicht Rother senior dreißigtausend Mark Schulden auf einem Brett für ihren Vater getilgt? Daß ihr das gerade jetzt wieder einfallen mußte, wo dieser Jugendgeliebte sich vergessen konnte.

Louise Rother vermochte vor Ueberraschung zuerst kein Wort hervorzubringen, aber schnell entzog sie dem jungen Mann ihre Hand und trat einen Schritt zurück. Dann sah sie ihm ins Gesicht, als bange ihr vor der nächsten Minute.

Seidels Antlitz sah in dem Mondlicht bleich, fast fahl aus. Die ganze angespannte Erregung seines Innern prägte sich auf seinen Zügen, in den vergrößerten, leuchtenden Augen aus. Er konnte sich nicht mehr halten.

„Louise, ich habe Sie nie vergessen können — Sie waren das einzige Mädchen, dem ich je mein Herz geschenkt hatte, ich habe Ihr Bild aus meinem Gedächtniß nicht zu bannen vermocht. Als der Zufall mich in dieses Haus führte und Sie wieder zu Gesicht als Frau eines Andern kommen ließ, ist die einstige wahnsinnige Liebe zu Ihnen mir doppelt zur Erkenntniß gekommen. Bei der Erinnerung an unsere einstige Liebe, bei der Freundschaft, die Sie für meine arme Schwester hegten, bitte ich Sie, antworten Sie mir, und ich will, wenn Sie ja sagen, mich trösten mit der elenden, nichtswürdigen Gewißheit —"

Er hatte in dieser maßlosen Aufregung, die seine Lippen zittern, den ganzen Körper erschüttern machte, ihn äußerlich fast veränderte, aufs Neue ihre Hand ergriffen.

Und etwas von dieser zersetzenden Aufregung, die das

kalte Blut der Vernunft betäubte, ging auch jetzt auf die junge Frau über. Sie flog am ganzen Körper vor entsetzlicher Angst und der Macht dieses unerwarteten Ergusses einer glühenden Leidenschaft.

Dieser Mann war noch der alte Feuerkopf von früher, nur schien er gehärtet, resignirt in der Schule des Lebens. Aber schöner war er ihr nie erschienen, selbst in jenen vergangenen Tagen nicht, da auch er ihr als das Ideal eines Jünglings erschienen war.

Ach, sie lag so weit, so weit diese Zeit —

Sie riß sich zum zweiten Male los.

„Um Himmelswillen, was thun Sie, vergessen Sie nicht, wo Sie sind."

Dann überkam sie die volle Erkenntniß ihres Pflichtgefühls, das ihr die Ruhe wiedergab und dem einstigen Geliebten wohlmeinende Worte sagen ließ. Aber selbst diese Beherrschung ihrer Aufregung vermochte das Zittern der Stimme nicht zu vermeiden. Sie warf einen hastigen Blick nach dem Zimmer, dann sagte sie:

„Robert, seien Sie vernünftig — hören Sie: Ich begreife Sie vollkommen, aber Sie müssen mich zu vergessen suchen. Ich bin verloren für Sie für ewig. Nehmen Sie an, ich wäre glücklich, ich hätte mir nichts zu wünschen, das wird und muß Ihnen genügen. Ich achte meinen Mann sehr hoch, er hat mich zu dem gemacht, was ich bin, er hat den ehrlichen Namen meines Vaters gerettet — Sie kannten ja unsere Verhältnisse —, das läßt ihn mich noch höher schätzen —"

Seidel unterbrach sie wild:

„Und Sie lieben ihn nicht —?"

Frau Rother lachte leise und kurz, ohne es vielleicht zu wollen.

Dann sagte sie wieder ernst:

„Habe ich das schon gesagt? Nehmen Sie an, daß Liebe auch da sein kann, wo Achtung ist. Das wird Ihnen noch mehr genügen."

Sie machte eine Pause, dann begann sie wieder mit weichem Ton:

„Robert — Herr Seidel, wollen Sie mir ein Freund sein, ein guter lieber Freund? Bitte, schlagen Sie ein."

Sie streckte ihm ihre kleine, weiße Hand entgegen.

Der junge Kassirer athmete schwer und lang auf. Diese Frau war das Opfer einer jener vielen Eheschließungen, bei denen man nur mit Zahlen rechnet und die Resignation der Stempel ist, der das Bündniß sanktionirt. Das wußte er im Moment. Dieses Bewußtsein war ihm in seiner Herzensqual schon eine Genugthuung, für die er sich bedanken mußte.

Er wollte ihr daher die Hand küssen, sie aber gewährte es ihm nicht, sondern gab ihm ihre aufrichtige Abneigung dagegen durch die Worte zu verstehen:

„Ach — lassen Sie derartige Scherze. Zwischen uns Beiden sollte das nicht vorkommen. Also Sie wollen mein Freund bleiben?"

„Louise —"

Sie schien die erneuerte leidenschaftliche Mahnung, die in der Nennung ihres Namens lag, nicht beachten zu wollen, denn sie machte nur eine unruhige Bewegung und hielt ihm wieder die Hand entgegen.

Etwas wie ein dumpfer Seufzer kam über seine Lippen, dann schlug er ein. Aber der Druck, den er empfing, durchrieselte ihn heiß.

„Frau Rother," sagte er dann plötzlich, „als ich dieses Haus betrat, wußte ich noch nicht, daß ich Ihnen noch so viel sei, als ich es im Augenblicke bin. Jetzt ist es meine Pflicht etwas gut zu machen. Ich habe Ihnen über Maria nicht die Wahrheit gesagt. Ich weiß nicht, ob sie schon todt ist, oder noch lebt, aber es ist eine traurige, bejammernswerthe Geschichte, die ich Ihnen über meine arme Schwester zu erzählen habe. O, so traurig, bejammernswerth — —"

Er schlug die Hände vor sein Gesicht und lehnte sich weit über die Brüstung des Balkons. Kein Laut kam über seine

Lippen, aber das Zucken seines Körpers verrieth den Sturm der plötzlich erweckten Seelenqual, der sein Inneres durchtobte.

Vom Lindenbaum herüber ertönte noch immer das Schlagen der Nachtigall, aber ihr Gesang hörte sich jetzt an, als bestände er aus Schmerzensschreie um ein verlorenes Menschenleben.

Louise Rother fühlte sich durch dieses plötzliche Eingeständniß tief berührt und erschüttert. Das war wieder der alte Bruder, dem seine Schwester unsäglich lieb und theuer war. Was würde sie da zu hören bekommen?

Wieder wandte sie ihren Blick dem Zimmer zu.

„Robert," sagte sie dann leise, — „bitte, man könnte kommen, raffen Sie sich zusammen und setzen Sie sich hier mir gegenüber."

Sie hatte die Flügel der Thür weit zurückgestoßen und einen Fauteuil, auf dem sie Platz nahm, dicht an die Schwelle gerückt, so daß man vom Zimmer aus sie sofort erblicken konnte. Sie beobachtete, wie das Mädchen die letzten Stücke von der Tafel abräumte und lautlos davonging, dann sah sie auch, wie Seidel sich aufrichtete und ihr gegenüber auf einen zweiten Fauteuil sich niederließ. Er sah bleicher, verstörter aus, als vordem. Um ihm gerade ins Gesicht sehen zu können, mußte sie eine halbe Wendung machen, dadurch rückte sie an ihrem Sitz und drehte dem Zimmer halb den Rücken.

Und Robert Seidel begann hastig, halb abgebrochen, den Kopf halb gesenkt, die Hände ineinander gelegt, die Arme auf die Knie gestützt, die Geschichte seiner betrogenen Schwester zu erzählen, soweit er sie ahnte und soweit er sie aus ihrem letzten Briefe an ihn entnommen hatte.

Und dazwischen gab er seinem brennenden Gefühl nach Vergeltung ungeschminkten Ausdruck.

„O, wenn ich wüßte, wer jener Ehrlose ist, ich sage Ihnen —"

Er ballte in seiner Wuth die Faust und knirschte förmlich mit den Zähnen.

„Und Sie hatten wirklich keine Ahnung, welcher gemeine Schurke sich unter dem falschen Namen Hugo Wald verbarg?“

Mit der Nennung dieses Namens und der schnell erfolgten Antwort Seidels: „O, nicht die geringste,“ fiel gleichzeitig ein lautes Klirren zusammen, das schrill vom Zimmer heraustönte.

Rother junior war, von plötzlich erwachter Eifersucht geplagt, wie ein Panther herangeschlichen, um die Beiden zu beobachten, und hatte bei Nennung des Namens Hugo Wald gegen einen Nippestisch gestoßen, daß eine kleine Glasfigur zur Erde gefallen war.

Seine eigene Frau hatte ihn einen gemeinen Schurken genannt, wenn auch ahnungslos, daß er damit gemeint sei!

„Was ist da gefallen?!“ sagte die junge Frau, sich erhebend. Sie erblickte ihren Mann. „Ah, Du, Edmund — hast Du Malheur gehabt?“

Er sah kreideweiß aus und bückte sich im selben Moment, ein „Ja“ hervorstotternd.

Zum Glück für seine Situation hörte man jetzt die laute Stimme Rothers senior, der mit den beiden Malern ins Zimmer trat.

„Das freut mich, meine Herren, daß sie den Achenbach so vorzüglich finden. Ich habe Lepke baar viertausend Thaler dafür bezahlt. — „Louise, liebes Kind, Du sitzt noch immer auf dem Balkon? Bitte — die Herren wollen sich durchaus für heute empfehlen.“

Das war auch für Seidel eine Mahnung.

Als er nach zehn Minuten sich wieder auf der Straße befand, in der noch reges Leben herrschte, fühlte er noch nicht das Bedürfniß, schlafen zu gehen, wohl aber irgend einen Gesellschafter aufzusuchen. Er dachte an Brendel, und fand plötzlich, daß es lächerlich sei, sich in seinem Privatverkehr von seinem Chef hofmeistern zu lassen. Den Mann achtete sie! Vielleicht ohne sein vergangenes Leben zu kennen. Da mußte man nur Brendel sprechen

hören, man konnte gar nicht genug von diesem erfahren.

Robert Seidel befand sich in der Stimmung eines Menschen, der heiße, wild auf ihn einstürmende Gedanken der mannigfachsten Art durch irgend ein Betäubungsmittel zu verdrängen suchen will, und dem die sonstigen Anschauungen der Welt auf Stunden hinaus gleich Null sind.

Er schlug daher den Weg zum Café National ein.

Ende des ersten Theiles.

G. Päß'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

Verlag von E. Pierson in Dresden und Leipzig.

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte von Bertha v. Suttner.

Zwei Bände. Brosch. ℳ 8.—, eleg. geb. ℳ 10.—.

Obiger Roman hat in der Presse eine ungewöhnliche Bewegung hervorgerufen und geradezu Aufsehen erregt. Sogar in offenem Parlamente (Budgetdebatte des österreichischen Abgeordnetenhauses, 18. April 1890) wies **der Finanzminister von Dunajewski** in seiner Rede auf das Buch mit den Worten hin: „Es hat ja neulich in erschütterndster Weise — es war kein Parlamentarier, eine deutsche Dame (B. v. Suttner) in einem Roman den Krieg geschildert. Ich bitte Sie, diesem Werke einige Stunden zu widmen, und wer dann noch Passion für den Krieg hat, den bedauere ich wirklich."

Auszüge aus den Urtheilen der Presse:

... Das herrliche Werk wird, ich bin überzeugt, ein Standard-work werden. Seit Frau von Staël haben wir keine so mächtige weibliche Feder aufzuweisen. Friedrich v. Bodenstedt (Wiesbaden).

Es ist dies ein Buch, das nach jeder Richtung im schönsten Sinne des Wortes veredelt, indem es den ganzen Zauber, aber auch den unvergänglichen Werth echter Liebe klarlegt.

Aus dem „Bertha v. Suttner" überschriebenen und vom Reichsraths-Abgeordneten Carneri gezeichneten Feuilleton der „Neuen Freien Presse". 15. März 1890.

... Darum gehört ihr Buch zu den gelungensten, die je geschrieben worden sind. O. Neumann-Hofer
in einem Feuilleton des „Berliner Tageblatt".

Ich will das Buch nicht preisen, nennen will ich es. Von Hand zu Hand will ich es reichen! Wie ein Evangelium soll es Jünger finden, die es in die Welt tragen!

Hans Land (in seinem am 13. Februar 1890 im Saale der Wilhelmstr. 118 zu Berlin öffentlich gehaltenen Vortrage).

... Bei den Schilderungen des Krieges gewinnt ihre Darstellung eine Erhabenheit, die an die größten Meister der Weltliteratur gemahnt.
Balduin Groller, „Neue Illustr. Ztg.", 2. März 1890.

... Es ist ein muthiges und ein kluges Buch, das Frau v. Suttner geschrieben hat. Max Harden, „Die Nation", 1890, Nr. 22,
„Ein Kulturroman".

Das ist nicht nur ein Buch: es ist ein Ereigniß.
Heinrich Hart, „Tägliche Rundschau".

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Betrogenen.

Die Betrogenen.

Berliner Sitten-Roman

von

Max Kretzer.

Zweite Auflage.

Zweiter Theil.

Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.
1891.

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Siebentes Kapitel.

Schlechte Gesellschaft.

Wenn Robert Seidel jetzt wie gewöhnlich hinter der matten Scheibe saß, und Rother junior mit ihm zu thun hatte, so entwickelte sich allmählich zwischen Beiden eines jener frostigen Verhältnisse, in denen nur ein guter Grund fehlt oder die Höflichkeit es verbietet, um offenen persönlichen Widerwillen zu zeigen. Jeder fühlte instinktiv den Haß dem Andern gegenüber, ohne ihm Ausdruck geben zu können.

Der junge Chef konnte schließlich sein Mißtrauen nicht mehr bewahren. Er bewies dies durch jeden Blick, durch die verhaltene Schroffheit, mit der er geschäftliche Dinge mit seinem Kassirer erledigte.

Und Robert Seidel fand keinen Grund, um nicht in derselben kurzen, wenn auch höflichen Weise mit seinem Chef zu verkehren. Er kam allen Anforderungen, die man an ihn stellte, getreu und pflichtmäßig nach, er ließ sich keinen Fehler zu Schulden kommen, das bestärkte ihn in dieser Meinung. Dazu kam der innere tief-seelische Haß, der tagtäglich auftauchte, wenn seine Gedanken im hintern Seitenflügel weilten.

Der junge Chef suchte schließlich förmlich nach einem Grund, um mit seinem Untergebenen in unangenehme Berührung zu kommen, um ihm irgend ein geschäftliches Versäumniß vorhalten zu können. Bestärkt wurde dieses

fast krankhafte Bestreben durch den Umstand, daß er in anderer Beziehung seiner Antipathie nicht Ausdruck geben konnte. Rother senior war freundlicher denn je zu seinem Kassirer, und verfehlte nicht, ihm hin und wieder über die Gewissenhaftigkeit, mit der er die Cassabücher und den Inhalt des Geldschrankes in Ordnung hielt, ein Lob zu ertheilen. Eines Sonntags erhielt der Kassirer sogar die erste Einladung zu Tisch bei Rother senior. Der junge Chef konnte nichts dagegen machen, ohne verdächtig zu erscheinen. Seiner Antipathie gegen Seidel gesellte sich jetzt eine halb ohnmächtige Wuth zu. O, wie seine Frau erfreut schien, ihren „Jugendfreund" anwesend zu sehen.

Dieser ersten Sonntagseinladung war die zweite gefolgt, und Rother junior mußte sich wieder fügen.

Einmal übermannte ihn die innere Wuth darüber derartig, daß er allen Ernstes beschloß, seiner Frau eine Scene zu machen, daß er seinem Vater gestehen wollte, die Tischnachbarschaft dieses Menschen gefalle ihm nicht mehr, aber wenn er sich nur dadurch nicht lächerlich gemacht hätte! Er kam also wieder davon ab. Und doch verlor er seinen Verdacht nicht, jenen für ihn entsetzlichen doppelten Verdacht: daß seine Frau und Seidel eines Tages in ihm den ehrlosen Verführer Marias sehen könnten, daß die erstere ihn hintergehen könnte! Das brachte ihm erst das Bewußtsein, wie wirklich tief er seine Frau liebte. In einer derartigen peinlichen Stunde hielt es Rother junior für angebracht, seinen Privatschreibtisch einer eingehenden Revision zu unterziehen. Er kramte in alten Papieren und Briefschaften. Richtig, da fand er noch ein paar Briefe an „Herrn Hugo Wald", gezeichnet mit „Deine Dich heißliebende Maria."

Er ballte sie zusammen und verbrannte sie eigenhändig im Kamin. Dann athmete er auf. Wenn er eines Tages den Schlüssel hätte stecken lassen, wenn seine Frau — — O, er wußte, junge Frauen sind in der Regel so neugierig und hegen Mißtrauen gegen ihre Männer. Zum zweiten und dritten Mal untersuchte er dann die Fächer seines

Schreibtisches, um irgend etwas zu entdecken, das ihn mit Maria Seidel hätte in Verbindung bringen können. Es war nichts mehr vorhanden.

Er stellte sich jetzt nur noch seine Hauptaufgabe: den Kassirer aus Geschäft und Haus zu bringen. Was war ihm nun das Mitleid, wo es sich um seine eigensten Interessen handelte!

Er sah ihm also doppelt auf die Finger, um eine Blöße bei ihm zu entdecken. War Seidel zu Tisch, so nahm Rother junior seinen Platz ein, um die Cassabücher zur Hand zu nehmen.

Eines Nachmittags sagte der junge Chef ziemlich brüsk und laut, daß das ganze Personal es hören konnte:

„Wie kommt es, daß Sie den Posten von Delius in Köln nicht eingetragen haben?"

Seine Augen ruhten scharf auf Seidels Gesicht.

Der Kassirer blickte vom Schreiben auf. Sein Gesicht begann sich roth zu färben, sein leicht erregbares Temperament wallte auf.

Aber er bezwang sich und erwiderte höflich, wenn auch gemessen:

„Welchen Posten meinen Sie, Herr Rother?"

„Den letzten —"

„Der ist bereits eingetragen. Bitte, wollen Sie sich überzeugen —?"

Rother junior mußte sich wirklich überzeugen.

Er hatte den Posten, der als erster auf einem neuen Folio vermerkt war, ganz übersehen. Er biß sich auf die Lippen, sagte nichts weiter und drehte sich kurz um.

Das war das erste und letzte Mal, daß er seinem Kassirer eine Pflichtverletzung in Gegenwart Anderer nachzuweisen versuchte. Daß er sich auch so irren mußte! Aber er gab seine feindselige Stellung nicht auf; er wurde nur lauernder und bissiger.

Robert Seidel bemerkte dieses scharfe Kontrolliren seines Thun und Lassens im Geschäft nur zu genau. Ein derartiger ungerechtfertigter und leichtsinniger Vorwurf, wie

der erwähnte, konnte die Kluft zwischen ihm und dem jungen Chef nur erweitern. Dieses Alles, der Haß gegen Rother junior, die im Geheimen glühende Liebe zu dessen Frau, die beim Anblick des verhaßten Gatten immer neue Nahrung bekam, das ewige Fühlenlassen seiner abhängigen Stellung, machte ihn unzufrieden mit sich selbst, ließ ihn des Abends den Weg aller möglichen Zerstreuungen suchen.

Er ging jetzt förmlich darauf aus, die Gesellschaft Brendels zu suchen, um wenigstens Einen zu haben, der mit ihm die Ansichten über Edmund Rother theilte.

O, dieser Cousin Leo verstand es vortrefflich, sich über seinen „Banquier" lustig zu machen. Er hatte keine Ahnung, was dessen Frau eigentlich dem Kassirer war, und fand es durchaus nicht auffallend, wenn Seidel ihn förmlich durch ein hingeworfenes Wort herausforderte, über Edmund Rother herzuziehen.

Nur, als der Volontair ein paarmal in unpassender Weise Louise Rother ins Gespräch gezogen hatte, machte der Kassirer ein ernstes Gesicht, nahm einen vollständig veränderten Ton an und machte seinen Kollegen darauf aufmerksam, daß es wohl besser wäre, eine anständige Frau aus dem Spiel zu lassen.

Leo Brendel fand das „sehr nett" von seinem Gesellschafter und machte nur die Bemerkung: „Sie haben Recht — der Junge ist die Frau nicht werth. Lassen wir also die „Frau Chef" immer aus dem Spiel."

Wie gewöhnlich war man den Abend zuerst im Falstaff, dann machte man dem Wiener Café den üblichen Nachtbesuch. Das Café National, das der Kneipe am nächsten lag, wurde regelmäßig dazu ausersehen.

Oft theilte Lina die Gesellschaft der Beiden, meist waren sie aber allein, um „ungenirter" zu sein, wie der Volontair meinte.

Da saßen sie denn oft stundenlang in der Nähe des plätschernden Springbrunnens, umringt von aufgeputzten, geschminkten und frechblickenden Dirnen, und ließen dem Kaffee Bier und Absynth folgen.

Brendel setzte seinen Kneifer auf und fand sich recht behaglich, wenn er mit irgend einem Frauenzimmer vielsagende Blicke oder beim Vorbeigehen desselben zweideutige Worte wechseln konnte. Dann gab er seiner Bekanntschaft mit vielen dieser Dirnen unverhohlenen Ausdruck.

„Ah," sagte er zum Beispiel, beim Hereinrauschen eines Mädchens, „da kommt ja die Paula aus dem Colosseum. Was die für einen alten Kerl heute hat. Die wird den wohl ordentlich hochnehmen . . . Seh'n Sie sich 'mal die kleine Blonde da drüben an, die da bei dem Studenten sitzt. Ein famoses Frauenzimmer, was? Das war früher meine Nachbarin in der Skalitzerstraße. Ihr Vater ist Tischler. Er scheint sie aber hinausgeworfen zu haben, denn ich sehe sie nicht mehr in meiner Gegend, aber man amüsirt sich vortrefflich mit der Krabbe, ich sage Ihnen —"

Oefters trafen sie in diesem Café mit einem schon bejahrten Stadtreisenden zusammen, dessen Wohlbeleibtheit den etwas verbummelten Habitus nie ganz verdecken konnte.

Brendel hatte ihn irgendwo in einer Kneipe kennen gelernt und fand ihn äußerst possirlich, der gemeinen Anekdoten wegen, die dieser fliegende Jünger Merkurs stets dutzendweise auf Lager hatte.

Feodor Erasmus, genannt Leisemann (der großen Gummischuhe wegen, die er Sommer und Winter trug), war der Typus eines heruntergekommenen, ehemals selbständigen Kaufmanns, der mit philosophischem Gleichmuth sich in das armselige Loos eines Stadtreiseonkels „in Sardinen in Essig und Oel" zu finden wußte. Außer dem einzigen Anzug, seiner großen Menschenkenntniß und seinem manchmal äußerst cynischen Witz, besaß Herr Feodor Erasmus, genannt Leisemann, nur noch Schulden, die er seinen Gläubigern bereits längst vergeben hatte, und eine stete Neigung zum Nassauern und zum Anpumpen — Eigenschaften, die er mit bewundernswerther Virtuosität auszunutzen verstand. Wer für ihn bezahlte, war sein Freund, für den beschloß er im Geheimen bei der nächsten Gelegenheit sein

Leben zu lassen oder ihn insofern auszuzeichnen, indem er ihm sofort die Brüderschaft antrug.

Herr Erasmus war an das fortwährende Bezahlen Anderer für ihn bereits so gewöhnt, daß er überhaupt schon längst davon abgekommen war, Geld in größerer Münze bei sich zu tragen, geschweige denn mit Portemonnaie oder Börse seine Tasche zu beschweren. Er hatte durchaus auch nicht nöthig, sich diesen Luxus zu gestatten. Es gab keine einigermaßen honette Kneipe Berlins, die er nicht, vermöge seines „Artikels" — „Sardinen in Essig und Oel", kannte, und es war undenkbar, daß er in jeder dieser Kneipen nicht mindestens einen Bekannten angetroffen, den er bei der ersten Gelegenheit zu seinem Banquier ernannt hätte.

Schon aus dem feststehenden Begrüßungsruf: „Da kommt Leisemann!" der ihm vom Stammtisch entgegenschallte, leitete er die Berechtigung her, mit den üblichen zwei Zehnpfennigstücken in der Tasche, sich auf Kosten Anderer ein Caviarbrödchen nebst einem Schoppen Bier bestellen zu dürfen.

Kam dann der kritische Moment des Bezahlens, so zeigte Herr Feodor Erasmus, genannt Leisemann, eine Herablassung seinem Nebenmann gegenüber, die unter allen Umständen imponiren mußte. Er faßte wie ein Fürst in die Westentasche, zog die zwei Nickelstücke hervor, suchte ernst und würdevoll weiter, ohne ein drittes oder viertes zu finden, schüttelte bedenklich mit dem Kopf und wandte sich dann mit majestätischer Unverfrorenheit an seinen Nachbar, denselben mit dem ganzen Bewußtsein seiner Persönlichkeit durch die laut gesprochene Bitte überfallend: „Ach, lieber Herr N., Sie sind wohl so freundlich und „legen die Kleinigkeit" für mich aus, ich sehe zu meinen Erstaunen, daß ich kein Geld eingesteckt habe. Ich habe ein Caviarbrödchen, zwei Bratheringe und drei Glas Bier —"

Und ohne erst das verblüffte Gesicht des also meuchlings Ueberrumpelten einer näheren Prüfung zu unterziehen, begann Herr Feodor Erasmus, genannt Leisemann, wieder durch die bekannte Einleitung: „Da fällt mir eine

Geschichte ein — wissen Sie schon —?" die „allerneueste" Anekdote zu erzählen — mit all' den Finessen eines auf diesem Gebiete bewanderten Gourmands, daß überlautes Lachen die Wände erdröhnen machte und die Bäuche der Bierphilister zu wackeln begannen.

Herr Feodor Erasmus hatte sich sofort wieder das Vorrecht geschaffen, der Löwe des Stammtisches zu sein. Machte er dann Miene, mit einem erhabenen Hinweis auf seine „Geschäftsgänge", das Lokal zu verlassen, so war irgend eine zweite gutmüthige und besonders animirte Seele der Gesellschaft bereit, ihn durch Bestellung eines „allerletzten" Schoppen noch länger „festzuhalten".

Herr Erasmus machte zwar vornehmer Weise seine Einwendungen, konnte es aber nie über's Herz bringen, derartigen wohlgemeinten Bitten zu widerstehen. Mit der Selbstschätzung eines unentbehrlichen Gesellschafters nahm er wieder Platz und ließ sich jede Anekdote mit einem frischen Schoppen bezahlen. Erinnerte ihn sein Magen an das Bedürfniß einer neuen Speisung, so empfahl sich unser Stadtreiseonkel, um den Stammtisch einer nächsten wohlrenommirten Kneipe aufzusuchen.

Machte das Auslöschen der letzten Gasflamme seinen längeren Aufenthalt in den Bierlokalen unmöglich, so pilgerte er nach den Wiener Cafés, um irgend ein neues gutmüthiges Opfer mit seinem Schnorrersystem zu beglücken. Bei alledem nahm man ihm seine Zudringlichkeit nicht übel, sondern nahm seine Gesellschaft wie die eines Spaßvogels auf, dem man das Amüsement, das man durch ihn hat, von Herzen gern bezahlt. Namentlich war er von jungen Kaufleuten gern gelitten. Er kannte alle Firmen, war mit allen geschäftlichen und privaten Verhältnissen derselben vertraut, besaß vermöge seines nie ruhenden Berufes eine erstaunliche Personenkenntniß, und konnte im besten Sinne des Wortes für ein lebendes Auskunftsbureau nebst Adreßbuch gelten. Die Gesammteigenschaften hatten ihn namentlich bei den Kellnern der Wiener Cafés zu einem äußerst bekannten Manne gemacht und ihn von dieser Species der

Besitzer eines schwarzen Fracks und großer Hand die Titulatur „Herr Kommerzienrath" eingebracht.

Sahen die Kellner einen seiner „jungen Freunde" suchend umherblicken, so ertönten von einer Handbewegung begleitet im unverfälschten Wiener Dialekt die Worte: „Bitte — der Herr Kommerzienrath Leisemann sitzen da drüben, schaun's, da drüben — "

Im Café National war es besonders Brendel, der seine Gesellschaft suchte, über die Späße des Alten lachte und sich äußerst freigebig zeigte.

Herr Feodor Erasmus, genannt Leisemann, hatte über die Priesterinnen der Venus so famose Bemerkungen bereit, die dem Hautgoût des Volontairs entsprachen.

Er verstand es so vortrefflich, die Lebensgeschichte einer derartigen Gefallenen zu entwickeln, diese Lebensgeschichte durch treffendes prickelndes Beiwerk zu erweitern, daß der „gute Leo" eine wahre Herzensfreude empfand, derartigen weltweisen Ergüssen eines halb verlodderten Schnorrers sein Ohr zu schenken.

„Sehen Sie doch nur dieses kleine Balg da drüben," streute er zum Beispiel sein Beobachtungsmaterial aus, — „die da mit dem Stumpfnäschen und den breiten blauen Bändern am Hut. Wie sie sich eng geschnürt und was für eine famose Büste sie schon hat. Die kann kaum sechzehn Jahre sein... Vor sechs Wochen noch sah ich sie jeden Mittag die Rosenthalerstraße entlang gehen, im einfachen Shawltuch, die eingewickelten Vesperstullen im Arm, jetzt verdient sie sich ihr Geld leichter. Sehn Sie doch, mein verehrter Herr Brendel, wie schüchtern sie noch thut, bei der muß es sich —. Die wird rasch Carrière machen," schloß er dann.

Schon war ihm wieder ein anderes Frauenzimmer aufgefallen.

„... J — da ist ja auch die Kleine. Schon so weit — sollte man meinen! Hm, das hätte ich nicht geglaubt."

Da er mit geheimnißvoller Miene abbrach, wurde die

Neugierde Brendels gereizt. Er rief nach dem Kellner, um einen Absynth zu bestellen, und der Herr „Kommerzienrath Leisemann" hatte abermals von dem „merkwürdig raschen Falle" eines Mädchens zu erzählen.

„Ja, von der hätte ich es nicht geglaubt," hub der Mann mit dem runden Bauch und dem wohlgenährten Gesicht an, „wenn ich ihre Geschichte nicht, so zu sagen, vor meinen Augen hätte abspielen sehen. Ich weiß mit Bestimmtheit, daß sie vor Kurzem erst ihren fünfzehnten Geburtstag gefeiert hat, und doch schon so verderbt — o — o — mein lieber Herr Brendel, ist diese miserable Welt verderbt! Absynth, Absynth, das ist das einzig Wahre um zwei Uhr Morgens. Wissen Sie, mein lieber Herr Brendel, der Absynth besitzt die besonders gute Eigenschaft, die spät genossenen Speisen rascher verdauen zu helfen. Da habe ich bei Knaak noch um zwölf Uhr ein Rumsteak gegessen — vorzüglich, delikat, ausgezeichnet, und bei dem Preis, sage ich Ihnen — ich empfehle Ihnen diesen Abendtisch. Aber, wie gesagt, der Absynth, er fördert rascher die Verdauung. — Bitte, rücken Sie doch ein wenig zur Seite, damit mich der Kerl dort nicht sieht, der lange, mit dem Galgenvogelgesicht. Er behauptet allen Ernstes, noch fünftausend Thaler von mir zu bekommen, aus meiner besseren Zeit, verstehen Sie? Er sollte sie eigentlich bekommen, verstehen Sie, mein lieber Herr Brendel? Aber, wo nichts ist, hat selbst der Hoflieferant Sebaldus Kneifer sein Recht verloren. Ich habe den Manifestationseid mit gutem Gewissen geleistet, ich leiste ihn überhaupt jedes Jahr von Neuem, der Sebaldus Kneifer kneift mich dazu, es ist der Einzige, der noch Hoffnungen hegt — o, er kennt mein Talent, aber Kuchen, sage ich Ihnen . . . Ich manifestire mich so durch, um mein Leben zu fristen . . . Aber bitte, rücken Sie gefälligst noch ein wenig vor, so, so, ich danke Ihnen. Es wäre mir doch nicht angenehm, wenn er mich sehen würde. Er hat geschworen, mir die fünftausend Thaler nickelweise vom Rücken herunter zu schlagen, das würde unnützen Skandal geben. O, er kommt gar

nicht bis hierher, er setzt sich zu der dicken Bertha, dieser Sünder, er sollte sich 'was schämen, hat Frau und Kinder zu Hause. Aber dieser Anblick ist eine Repressalie für mich, die ich bei der nächsten Gelegenheit auszunützen wissen werde . . ."

Dann bemerkte er die etwas ungeduldige Miene Brendels und kam wieder auf die erwähnte Kleine zurück.

„Also die Kleine dort — ja, hm — sie ist die Tochter eines gar frommen Schneidermeisters, der durchaus eine Heilige aus seinem dunkeläugigen Kinde machen wollte, oder mindestens wollte er doch ihre Unschuld zeitlebens bewahrt sehen. Sie müssen nämlich wissen, mein lieber Herr Brendel, der Mann ist Mitglied des evangelischen Kirchenvereins in der Oranienstraße — das sagt Alles. — Trinken wir noch einen Absynth? Sehr wohl, wie gesagt, der Absynth fördert die Verdauung vortrefflich . . . Mit acht Jahren besuchte die Kleine bereits die Sonntagsschule in der Sophienkirche, verstehen Sie, um sich zur Heiligen vorzubereiten. — Sehen Sie doch nur, das Galgengesicht da drüben, das sich Hoflieferant nennt, geht jetzt wirklich mit der dicken Bertha. Pfui, so ein Lump, der sollte sich doch wahrhaftig schämen! . . . Darf ich Sie vielleicht bitten, mir eine Ihrer ausgezeichneten Cigarren zu offeriren, mein lieber Herr Brendel? Ich glaube wirklich, ich habe mein Etui wieder im andern Rock (!) stecken lassen."

Er tastete mit der einen fleischigen Hand wie ein Diplomat nach seiner Brusttasche, während die andere sich auch schon seinem Nachbar entgegenstreckte.

Dann fuhr er in seinem, von ablenkenden Bemerkungen unterbrochenen Erguß fort:

„Natürlich durfte das Fräulein Schneidermeistertochter den Nachmittagsgottesdienst niemals versäumen. Dann schickte der Alte sie in den Konfirmandenunterricht. Besagter Pastor, so den Unterricht ertheilte, hatte ein Söhnlein, der an unserer Universität in die heiligen Fußtapfen seines Papas zu treten sich beflissen zeigte . . . Mit dreizehn Jahren war das schon ein Mädel, ich sage Ihnen, sie

hätte heirathen können. Der Herr Predigersohn, der den Gerstensaft im Kreise seiner Kommilitonen mehr liebte, als die Mär der frommen Lehre, sonach Wasser in Wein sich verwandle, verdrehte dem Mädel den Kopf. — Kurz und gut, mein lieber Herr Brendel, was soll ich Ihnen sagen, statt den Nachmittagsgottesdienst zu besuchen, traf sich die kleine Schlange regelmäßig mit dem Bruder Studio der heiligen Theologie in einer Konditorei der Rosenthalerstraße, Ecke der Linienstraße ... Würden Sie vielleicht so freundlich sein, mein lieber Herr Brendel, mir den Kuchenständer von dem Nebentisch herüber zu reichen? So — ich danke Ihnen. Sie haben keinen Begriff, wie ausgezeichnet der Blätterteig in diesem Café schmeckt. Vortrefflich — versuchen Sie nur einmal."

Herr Feodor Eramus, genannt Leisemann, kaute ein paar Sekunden, dann fuhr er mit vollen Backen fort:

„Das Ende vom Liede, mein junger Freund — Kennen Sie vielleicht die gewissen Absteigequartiere für Verlobte und Liebende unserer glorreichen Stadt? Nein? O, Sie Duckmäuser, reden Sie nicht, machen Sie mir nichts weiß ... Kennen Sie vielleicht den berühmten und berüchtigten Gasthof zum weißen Schimmel in der Köpnickerstraße? Nein? O, Sie doppelter Duckmäuser, Sie kleiner Schäker, hahaha — werden den weißen Schimmel nicht kennen, hahahaha. — Also besagter Bruder Studio und besagtes Fräulein Schneidermeistertochter fanden es auf die Dauer langweilig, sich nur an den Süßigkeiten der Konditorei zu erquicken, sie nahmen eines Sonntagsnachmittags, allwo der Herr Papa sein Töchterlein in der Kirche glaubte, eine Droschke und fuhren nach dem Gasthof zum weißen Schimmel, allwo man Zimmer auf Stunden und Tage zu miethen bekommt. Diese erste Droschkenfahrt zur Höhle der Frau Venus wiederholte sich fortan an jedem Sonntag. Fräulein Schneidertochter wurde noch vor Vollendung ihres fünfzehnten Geburtstages sündhafte Mutter, der Herr Papa verfluchte sie im Namen des Evangelischen Kirchenvereins, ließ sie fürbaß gehen, und sie ging, — natürlich

erst nach der „Passage", um zwischen sechs und sieben Uhr zu promeniren. Wohin sie gekommen ist, das sehen Sie mit ihren eigenen Augen. Sie hat sich vortrefflich herausgemustert. O, über diese verderbte Welt, mein lieber Herr Brendel! Trinken wir noch eine „Schwarze" zum Schluß, mein lieber Herr Brendel? Ich glaube, das dürfte den zu ätzenden Genuß des Absynths dämpfen. Schoani! der Herr will bestellen —"

Und mit der größten Liebenswürdigkeit sich über diese abermalige Unverfrorenheit hinwegsetzend, kam Herr Feodor Erasmus alias Kommerzienrath Leisemann vom Speciellen im Allgemeinen auf die „Absteigequartiere" Berlins zu sprechen. Das war ein so weit umfassendes Thema, über das gründlich zu disputiren nur ein Mann von hervorragender Lokalkenntniß im Stande war.

„. . . Wenn Sie wüßten, mein lieber Herr Brendel, mein junger Freund, was für eine schmutzige Kloake derartige Hotels garnis für unsere glorreiche Stadt bilden. Wenn man so seit zehn Jahren in der Stadt herumkommt, jeden Stein, jedes Firmaschild, jedes Haus kennt, da kann man was erzählen. Was bekommt man da für Einblicke hinter die Gardinen, die so schneeweiß und unschuldig nach der Straße leuchten. Entsetzliche Einblicke — es ist haarsträubend . . . Dürfte ich Sie vielleicht bitten, mein lieber Herr Brendel, mir Ihren nicht verwendeten Zucker zu schenken? So — ich danke Ihnen sehr. Eine kleine Aufmerksamkeit für meinen Kanarienvogel (der natürlich nur in seiner Phantasie existirte) . . . Sie haben doch gewiß schon in den Zeitungen Annoncen folgenden Inhalts gelesen: Frau so und so in diskreter Angelegenheit zu sprechen täglich von so und so. Das ist die schmutzige Kehrseite jener schmutzigen Vorderseite, die man Annoncen des Inhalts: Zimmer auf Stunden, Tage, Wochen dort und dort zu vermiethen, nennt. Pfui, über die Presse, die so etwas aufnimmt! . . . Würden Sie vielleicht erlauben, mein junger Freund, daß ich mir zu diesem ganz vorzüglichen Kaffee einen kleinen Cognac bestelle?

Sie trinken gleich einen mit, o, das ist vorzüglich! Ein guter Cognac zu einem guten Kaffee ist besonders zu empfehlen. Schoani!"

„Der Herr Kommerzienrath befehlen —"

„Der Herr bittet um zwei Cognacs . . . Sehen Sie also, mein lieber Herr Brendel, zwischen diesen diskreten Frauen und diesen diskreten Zimmervermiethungen besteht der demoralisirende Zusammenhang unserer glorreichen Stadt, denn diese diskreten Frauen sind gewöhnlich zu gleicher Zeit die ganz wohlsituirten Inhaberinnen jener kleinen versteckten Hotels garnis, die ich mir erlaubte mit schmutzigen Kloaken zu vergleichen. Verstehen Sie nun, mein lieber Herr Brendel? Man schlägt da gleich zwei Fliegen mit einer Klappe und macht ein doppeltes Geschäft. Das Geld bleibt so in der Familie. Ganz abgesehen von den Gasthöfen à la weißer Schimmel, die durch ihr Firmaschild auch noch Bauern von außerhalb zu fangen gedenken, und in denen man unter Umständen auch noch ein Souper mit Wein bekommt. Sie wissen, der Wein berauscht . . . O, da ist ja auch die Gräfin von der Nova. Ist das Frauenzimmer dick und fett geworden. Sie soll aus sehr guter Familie stammen und durch einen Officier zu Grunde gerichtet worden sein. Nur ein bischen antik schon, finden Sie nicht auch? Vor zehn Jahren hätte man von der schon singen können: Schier dreißig Jahre bist du alt. Aber was so ein bischen raffinirte Toilette nicht macht . . . Um weiter fortzufahren, mein lieber Herr Brendel, mein junger Freund — Sehen Sie sich doch nur gefälligst um und gehen Sie der Sache auf den Grund. Fast jedes dieser Frauenzimmer hat so seine Geschichte, das eine mehr, das andere weniger. Und ich kann Sie versichern, mein junger Freund, in dieser Geschichte spielt so eine Frau in „diskreter Angelegenheit" und so ein Hotel garni nicht die letzte Rolle. Man macht sich die Sache so leicht: man lernt so eine Nähmamsell oder Ladenmädchen kennen, führt sie dreimal hintereinander aus, kneipt eines Abends mit ihr Wein, macht sie feurig, schläfrig und sehnsüchtig zu

gleicher Zeit, spricht von Liebe, Verlobung und Ehe und kauft sich zum Schluß eine Droschke, die dem weißen Schimmel zusteuert — hahaha, da soll so ein armes Ding nicht willenlos sein. O, über diese miserable Welt, mein junger Freund! Wenn ich eine Tochter hätte, ich würde sie nicht eher aus meinen Augen lassen, als bis sie verheirathet ist ... Sie wollen die genaue Adresse vom weißen Schimmel wissen? Sie werden doch nicht —? Kleiner Schäker! Hahaha. Aber recht so, Leute Ihres Schlages müssen das Leben genießen. Die Weiber wollen es ja nicht anders haben ... Köpnicker Straße Numero —"

Herr Leo Brendel, Volontair der Firma Rother und Sohn, zog lächelnd ein kleines Portefeuille hervor und notirte sich Straße und Nummer.

Und sein grauhaariger Mentor in derartigen schmutzigen Dingen fuhr belehrend fort:

„Sie wenden sich direkt an Karl, den Oberkellner, drücken ihm ein Markstück in die Hand und bitten für sich und Ihr „Fräulein Schwester" um ein Zimmer bis zum andern Tage. Er wird Sie sogleich verstehen und ungestört lassen. O, dieser Karl ist ein pfiffiger Mann."

Und als hätte der Schnorrer von Profession und Lump von Gesinnung für dieses neue Auskunftsmittel eine abermalige Gratifikation zu beanspruchen, stellte er mit feister Miene und geröthetem Gesicht die Frage:

„Mein junger Freund, ich finde, es wird hier immer drückender. Ob wir noch einmal bei Schwantzer ein Glas Echtes trinken? Sie meinen Ja? O, das ist vortrefflich! Aber nur eins, das bitte ich mir aus. Haben Sie schon bei Schwantzer Krebse gegessen? Sie sind dort ganz ausgezeichnet. Es ist das so eine wohlthuende Beschäftigung, bei einem Glas Echten Krebse zu schälen. Ich weiß nicht — das Rumsteak war ja ganz vorzüglich, aber es ist merkwürdig, wie schnell sich der Hunger beim Menschen einstellt, wenn er längere Zeit im Dunst sitzt und obendrein viel hintereinander sprechen muß... Dürfte ich Ihnen vielleicht noch mit einigen anderen Adressen zu Hilfe kommen? Auf alle

Fälle nur, mein junger Freund. Da ist die separirte Frau von Ellernthal in der Louisenstraße Numero .., eine ganz vornehme Dame, die größtentheils nur mit Officieren zu thun hat. Sie vermittelt Zusammenkünfte mit Damen aus ganz vorzüglicher Familie ... Da ist die Frau Selma Schulz in der Französischen Straße Numero .., da ist die Frau Flora Gutbier in der Landsberger Straße Numero .. —"

Er begann ein halbes Dutzend derartiger Adressen herzuzählen und wurde dann plötzlich durch eine Dirne in rothem Kleide unterbrochen, die auf ihn zugeeilt war und ihm die Backen streichelnd zärtlich frug: „Na, Papa Leisemann, wie geht's?"

Diese Dirne mit majestätischer Gestalt, mit nicht unschönen aber vom Laster gebleichten Zügen, war seine gesunkene Tochter. In dieses Geheimniß waren nur die Kellner eingeweiht, die gleichsam mit der Zeit durch ihren Beruf gelernt haben, aus jeder Geste, aus jedem Blick, aus für Andere unverständlichen Gesprächen die näheren Beziehungen derartiger Individuen zu einander sofort herauszufinden. Fräulein Alma Erasmus war nach dem Tode ihrer Mutter und dem vollständigen Ruin ihres Vaters den Weg all' jener beklagenswerthen Mädchen gegangen, denen ein zerrissenes Familienband und ein sittenloses Vorbild die letzte Kraft zur ehrlichen Arbeit nimmt. Man wußte eigentlich nicht, wer verworfener war, dieser Vater oder diese Tochter. Aber Beide fanden, daß sie sich sehr gut dabei standen, sie bezahlte regelmäßig die Miethe für ihn, sorgte für seine Garderobe und er versäumte nicht, sie den jungen „Collegen" ganz besonders zu empfehlen. Dabei zeigten sie stets, wenn sie sich öffentlich trafen, ein Verhältniß zu einander, wie es zwischen einer Dirne und einem alten Filou angepaßt schien. Selbst das natürliche „Du" konnte hier nur als ein vertraulicher Ton gelten.

Dieser Vater, der vor einer Viertelstunde noch mit sittlicher Entrüstung davon gesprochen hatte, daß er seine Tochter nie vor ihrer Verheirathung aus den Augen lassen

würde, begann jetzt mit seinem leiblichen Kinde ein Gespräch, das seine ganze moralische Verkommenheit bloslegte.

„Na, mein kleiner Balg, wie geht's Geschäft. Du siehst ja furchtbar angegriffen aus..."

Er kniff ihr mit der einen Hand in die Wangen und klopfte mit der andern auf ihren gewölbten Nacken. Dabei lachten sie sich gegenseitig an und wechselten Blicke, eigenthümlich in ihrer Art, deren vielsagende Bedeutung dieses edle, von jeder Blutsverwandtschaft längst losgelöste Paar nur allein verstand.

„Danke, liebes Alterchen — adieu, amüsire Dich —"

Sie drückte ihm lange die Hand. O, wie Herr Feodor Erasmus durch diesen langen Händedruck angenehm überrascht wurde, denn in seiner hohlen Hand blieb ein Zehnmarkstück zurück, das er mit der Virtuosität eines Taschenspielers aus naheliegenden Gründen sofort verschwinden ließ. Wie er jetzt die Hand krampfhaft an die Westentasche hielt, zeigte er die Miene eines Menschen, der in den plötzlichen Besitz ganz unerwarteter Mittel gekommen ist, und dadurch die Berechtigung in sich fühlt, mit einer gewissen souverainen Verachtung auf seine Umgebung zu blicken.

Diese Alma mußte einen Dummkopf ganz gehörig gerupft haben, daß sie sich heute so splendid gegen ihren „alten Papa" zeigen konnte. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre dem alten Sünder eine Thräne ins Auge getreten. Noch von Weitem fühlte er sich zur Dankbarkeit verpflichtet, denn als sich das Frauenzimmer bereits an einen entfernten Marmortisch gesetzt hatte und noch einmal lächelnd ihren Blick zu ihm zurückwandte, warf er ihr mit einem koketten Nicken des Kopfes mehrere Kußhändchen hinüber. Eigentlich wollte er sich noch nach ihrem Mädchen erkundigen, aber sie war zu schnell fortgeeilt. Dieses uneheliche Kind, von dem Fräulein Alma Erasmus nichts sehnlicher wünschte, als daß es einer baldigen Auflösung entgegengehen möge, war jenes vierte kleine Wesen, daß die saubere Frau Sandkorn in Pflege hatte, und das an jenem

Sonntag so übel von der blöden Pauline zugerichtet worden war.

Feodor Erasmus, genannt Leisemann, hatte sich dann wieder an seinen „jungen Freund" zu wenden.

Das sei ein Staatsmädel, diese Alma, und einen Körper habe sie — Die sei wirklich zu empfehlen. Sie bewohne drei Zimmer und halte sich ihre eigene Zofe. Wenn Herr Brendel vielleicht einmal die Absicht hege —

Feodor Erasmus zog ein abgenutztes Portefeuille hervor und entnahm demselben eine Schicht gleichaussehender hellblauer Visitenkarten, deren eine er dem Volontair darreichte.

„Fräulein Alma. Behrenstraße Nr. . . vorn 2 Treppen gerade zu. Von 10—12 u. 3—6." las Leo Brendel und steckte mit einem kurzen Dank die Karte zu sich.

Feodor Erasmus alias Kommerzienrath Leisemann versuchte dann noch weiter Reclame für dieses „königliche Weib" zu machen.

„Wissen Sie, mein junger Freund, Sie werden staunen über den Empfang, den Sie dort finden. Wirklich höchst comfortabel und ganz ladylike, wie man in England zu sagen pflegt. Habe ich Ihnen schon erzählt, mein junger Freund, daß ich zwei Jahre in London war? Zwei ganze Jahre, als junger Mann in einem Waarengeschäfte, vorzügliche Stellung, der Chef hatte mich in sein Herz geschlossen, aber dieser ewige Nebel, dieses entsetzlich steife Volk, — Sie werden begreiflich finden, daß ein Spree-Athener es dort nicht lange aushalten kann . . . Also denken Sie sich, mein junger Freund: Sie kommen nach einem gesunden Mittagsschlaf nach der Behrenstraße Nr. . . — wenn ich Sie bitten darf, prägen Sie sich nur die Nummer ein, Numero . ., das zweite Haus von der Kanonierstraße, von hier aus drüben auf der andern Seite links . . . Ob man noch wagen kann, ein Gläschen helles Bier — was meinen Sie, mein verehrter Herr Brendel? Schwantzer läuft uns nicht weg —"

Feodor Erasmus trommelte mit den Fingern der linken

Hand auf seinen Bauch, während Daum und Zeigefinger der Rechten noch immer in der Westentasche vergraben waren, als wollten sie sich immer aufs Neue von der Existenz des Goldstückes überzeugen. Dabei betrachtete der Alte den jungen Mann mit einem Blick, als müßte er im nächsten Augenblick die Genugthuung erleben, nach dem Ignoriren dieser neuesten Unverfrorenheit pathetisch in die Worte ausbrechen zu können: Mein junger Freund, Sie erlauben dann wohl, daß ich mich durch zwei Gläser Bier revanchiren darf. Aber Brendel sollte da jedenfalls wieder etwas recht Interessantes zu hören bekommen, das genügte schon, um in seinem halb bezechten Zustande sich mit Allem einverstanden zu erklären. Man konnte gar nicht genug von dem Leben und Treiben dieser Dirnen erfahren. Der „Kommerzienrath" Leisemann drückte das Zehnmarkstück vor Wonne und ließ dann den bekannten Ruf erschallen: „Schoani, der Herr will zwei Glas Bier bestellen!" Mit diesem „der Herr will", verwahrte er sich von vornherein dagegen, als hätte er für die Zeche aufzukommen. Dann fuhr der weltstädtische Schnorrer fort:

„Sie kommen also nach der Behrenstraße und steigen die teppichbelegten Treppen empor. Natürlich haben Sie erst an dem Knopf der Portierloge ziehen müssen. O, es ist wahr, mein junger Freund, Fräulein Alma wohnt in einem höchst distinguirt aussehenden geschlossenen Hause. Das giebt dem Ganzen das nöthige Relief, einen gewissen Nimbus, der namentlich den Fremden ungemein imponirt. O, es ist wahr, mein junger Freund, dieses königliche Weib darf sich der Bekanntschaft zahlreicher, des öfteren in unserer glorreichen Residenz sich aufhaltender Fremden rühmen — höchst distinguirter sage ich Ihnen. Da ist zum Beispiel ein Rittergutsbesitzer aus der Mark, nebenbei gesagt von hohem Adel, höchst glücklicher Gatte eines blühenden Weibes und Vater zweier noch blühenderer Kinder. Dieser besagte Herr — prosit, mein junger Freund, prosit, prosit — dieser besagte Herr, dessen Name auf „itz" endigt und im Gothaischen genealogischen Kalender zahlreich ver-

treten ist, kommt alle sechs Wochen nach Berlin und läßt regelmäßig bei Fräulein Alma einen Hundertmarkschein liegen. Sie müssen nämlich wissen, mein junger Freund, bei Fräulein Alma vergißt man Geld, Sie verstehen mich doch —? O, diese höchst wohlerzogene Dame, von der ich mit Bestimmtheit weiß, daß sie eine höhere Töchterschule besucht hat, würde sich nie so kleinlich machen zu fordern. Sie läßt sich beschenken, das ist der große Vorzug, der diese Dame ganz besonders auszeichnet. Sie nimmt Liebesopfer, aber einen Tarif zu haben, wie die gewöhnliche Demimonde — nein, mein junger Freund, so weit würde sich Fräulein Alma nie erniedrigen. Gerade deswegen hat sie ihre vornehmeren Kunden. O, sie verdient eine Menge Geld, aber sie verbraucht auch viel und hat so ihre Passionen. Die Zofe kostet viel, die Wohnung — aber Sie werden ja nachher einen Blick hineinwerfen, ich werde Sie im Geiste führen. O, ja — sie verbraucht viel Geld. Diese Garderobe sollten Sie sehen, na — . . . Was denken Sie, mein junger Freund — eines Tages fällt es ihr ein, sich in einen blutarmen Studenten zu verlieben, mit dem sie eines Nachts zufällig an einem Tisch im Café Bauer saß. Sie war in Begleitung eines alten häßlichen Privatiers aus Potsdam, der durch einen Gardeofficier an sie empfohlen war, im Opernhause gewesen und dort eingekehrt. Der alte Kerl war ihr bis in die Seele zuwider, aber er war ganz verrückt nach ihr und zog alle fünf Minuten eine Brieftasche, gespickt mit Banknoten, hervor. Jedesmal, wenn er etwas zu bezahlen hatte, wechselte er einen Hundertmarkschein, um seinen Reichthum zu beweisen, dabei rief er immer dem Kellner zu: „Aber in Gold!" Das kam ihr im Grunde furchtbar tölpelhaft vor und imponirte diesem wohlerzogenen Mädchen durchaus nicht. Ich sage Ihnen, mein junger Freund, sie besitzt Geist, dieses Fräulein Alma, oh, eine ganze Portion . . . Also — der alte Hecht war wirklich rein närrisch in ihre Reize verschossen. Dreihundert Mark hatte er ihr schon geboten, ohne daß sie etwas Anderes als ein Lächeln als

Antwort für ihn bereit gehabt hätte. Sie hat wunderbar kleine und weiße Zähne, dieses Fräulein Alma — haben Sie wohl bemerkt, mein junger Freund, wenn Sie lächelt, was für kleine Grübchen sich in ihren Wangen zeigen? . . . Aber hören Sie nur weiter. Um den alten Esel recht zu ärgern, kokettirte sie mit einem Ulanenofficier, an dem ihr außer der hübschen Uniform das furchtbar dumme Gesicht ganz besonders gefiel, aber sie wollte den kahlköpfigen Hecht absolut ärgern. Er bemerkte das natürlich, rückte dicht an sie heran und flüsterte ihr fortwährend zu: „Vierhundert Mark — vierhundert Mark — Fräulein Alma, aber gucken Sie nicht fortwährend dort hinüber." Das machte ihr riesigen Spaß. Ich sage Ihnen, wie sie mir nachher die Geschichte erzählte, wollte sie bersten vor Lachen. Der alte Potsdamer, der, nebenbei gesagt, dürr wie ein Stock war, wollte sie schließlich ganz für sich haben und sie als seine Wirthschafterin mit nach Hause nehmen. Aber hören Sie nur weiter, mein junger Freund, das Beste kommt jetzt. Die beiden Musensöhne am Tisch — es war noch ein anderer dabei — die etwas animirt bei ihrer Tasse Schwarzen saßen, merkten natürlich den ganzen Kitt, amüsirten sich köstlich und machten ganz offen ihre Glossen über den alten Kunden. Fräulein Alma mußte schließlich über die witzigen Anspielungen nolens volens mitlachen. Der Eine gefiel ihr ganz besonders. Es war ein bildhübscher, famos gewachsener Junge mit prächtigem, krausen Haar. Derselbe hatte gerade noch fünf Groschen in der Tasche, wurde aber so kühn, fortwährend unterm Tisch seine Fußspitze mit der Fräulein Almas in Berührung zu bringen. Dabei sah er sie mit seinen feurigen Augen so verliebt an, daß die schöne Alma, wie sie mir selbst eingestand, nichts Anderes zu thun vermochte, als das Telegraphiren unterm Tische zu erwidern. Diese gefährliche Nachbarschaft machte den alten Esel noch wüthender, ohne daß er ein anderes Mittel der Abwehr fand, als der Person seiner feurigen Neigung abermals zuzuflüstern: „Fünfhundert Mark — fünfhundert Mark, Fräulein Alma — aber kommen Sie gleich." Und

der famose Musensohn parodirte fortwährend, das Halbemarkstück wie ein Monocle ins Auge klemmend, halblaut zu seinem Collegen: „Fünfzig Pfennig zum ersten, zum zweiten —" und telegraphirte ruhig weiter, Fräulein Alma konnte das Lachen nicht mehr verbeißen. Als dann der kahlköpfige Hecht großspurig zum dritten Mal nach dem Zahlkellner rief und abermals eine große Banknote zum Wechseln bot, erreichte die Kühnheit des Bruder Studio den Höhepunkt: Er rief dem Kellner ebenfalls zu: „Ach, wechseln Sie mir doch 'mal ein Funfzigpfennigstück, ich habe kein Kleingeld — aber in Gold, wenn ich bitten darf." Die beiden Studenten wollten sich ausschütten vor Lachen. Der Krauskopf gefiel jetzt der Alma ungemein. Sie mußte sich das Taschentuch vor den Mund halten. Was soll ich Ihnen sagen, mein verehrter Herr Brendel — als Fräulein Alma endlich mit dem Alten ging, winkte sie an der Thür dem Studenten zu, der ihr natürlich folgte. In ihrer Wohnung angelangt, ließ sie sich von dem halb blödwitzigen alten Herrn die fünfhundert Mark schenken, schützte Müdigkeit vor, vertröstete ihn dann auf den Morgen, ließ ihn im Vorzimmer campiren, schickte ihre Zofe hinunter, ließ den Krauskopf durch die Seitenthür zu sich herein, behielt ihn die Nacht bei sich und schenkte ihm aus Dankbarkeit einen Hundertmarkschein. Der Potsdamer war furchtbar geleimt worden, denn er schlief bis in den hellen Vormittag hinein und mußte mit dem Zweiuhrzug wieder nach Hause ... Fräulein Alma konnte von dem hübschen Studenten nicht mehr lassen. Ich sage Ihnen, mein verehrter Herr Brendel, er hatte es gut bei ihr, der arme Junge. Er war der einzige Sohn einer hilfsbedürftigen Beamtenwittwe. Alma that Alles für ihn. Sie kleidete ihn nobel, sie ließ ihn in den ersten Restaurants speisen, sie gab ihm Taschengeld, sie bezahlte die Collegiengelder für ihn, Alles aus Liebe zu dem netten Krauskopf. Ein halbes Jahr hindurch dauerte dieses Verhältniß. Der arme Junge läuft jetzt wie ein Schatten umher, Sie sollten ihn nur einmal sehen ... Prosit, mein junger Freund, prosit, prosit! ... Aber um

auf unser altes Thema zurückzukommen — Sie stehen jetzt also an der Thür geradezu, und haben geklopft. Die niedliche Zofe öffnet Ihnen — ein allerliebster Balg, sage ich Ihnen, man könnte sich in die Krabbe verlieben, wenn man nicht noch rechtzeitig ihre Herrin zu sehen bekäme. Aber diese Schlange hat jetzt schon Anlagen, es einmal recht weit zu bringen ... Sie befinden sich dann im Empfangssalon, mein junger Freund — rothes Plüschsopha, dito Fauteuilles, eine ganz ausgezeichnete Garnitur, sage ich Ihnen; dunkelrothe Tapeten, doppelte Gardinen aus schwerem rothen Rips — oh, sie hat Geschmack, diese Alma, das muß man ihr lassen ... Großer schwerer Teppich, einige vorzügliche Gemälde, Nippessachen aller Art, Trumeaux, Stutzuhr — Sie werden Ihr blaues Wunder haben. Hat Fräulein noch Besuch oder fällt ihr es überhaupt ein, sich noch nicht gleich sprechen zu lassen, so wird die Zofe Sie dann bitten, einstweilen Platz zu nehmen und es sich bequem zu machen. Sie finden auf dem Tisch Zeitungen, mein lieber Freund, um sich die Zeit zu verkürzen — gewiß, Fräulein Alma hält die verschiedensten Journale. Ist es Vormittags, so wird die kleine Zofe Sie fragen: „Belieben der Herr Bier, Wein oder Chokolade?" Ist es Nachmittags, so werden sie ein Täßchen Mokka oder Thee nicht abschlagen dürfen. Ich sehe, Sie staunen bereits, mein junger Freund, und doch rede ich Ihnen durchaus nichts vor. Sie bekommen bei Fräulein Alma Alles vorgesetzt, was Sie wünschen. Selbst wenn Sie diniren oder soupiren wollten, — man würde sich Ihrem Wunsche fügen. Sie müssen nämlich wissen, mein verehrter Herr Brendel, im Souterraingeschoß desselben Hauses befindet sich eines jener eleganten Lokale mit der Firma Wein, Delikatessen, Cabinets aparts — man hat also Alles in nächster Nähe, und Flora, die Zofe, ist flink wie ein Sperling ... Fräulein Alma weiß eben ihre Besucher zu taxiren. Die kleine Flora wird Ihnen dann ankündigen, daß das gnädige Fräulein für Sie zu sprechen sei, und wird Sie durch das zweite Vorderzimmer nach dem hinten

gelegenen Boudoir ihrer Herrin führen. Dieses Boudoir, dieses Boudoir, mein junger Freund, mein lieber Herr Brendel, wenn ich das Talent hätte, es Ihnen beschreiben, schildern zu können! Wenn ich fähig wäre, den prickelnden Eindruck, den es auf jeden Mann macht, nur annähernd Ihnen vor Augen führen zu können. Man muß das selbst empfinden, sie selbst einathmen, die Luft von berauschenden Wohlgerüchen und Parfums aller Art. Nein, nein, mein junger Freund, mein verehrter Herr Brendel, versäumen Sie diesen Besuch nicht, lassen Sie einmal ein paar Goldfüchse springen — o, ich weiß, Sie sind ein vermögender Mann, ein stets nobler Gentleman, Sie werden es nicht zu bereuen haben und mir Dank wissen. O, dieses schläfrige, wohlthuende Halbdunkel in dem Zimmer, geschaffen wie zu süßem Minnespiel, zum Einlullen in den Armen eines schönen Weibes, herrlich, göttlich . . ."

Der Reklamemacher für die verkäuflichen Reize seiner Tochter gerieth immer mehr in Extase.

„Denken Sie sich dann, mein junger Freund, die Bewohnerin dieses Paradieses der höchsten Sehnsucht eines Mannes, stellen Sie sich vor, mein lieber Herr Brendel, wie sie Ihnen entgegenkommt mit einem wahrhaft bezaubernden Sirenenlächeln, mit aufgelöstem Nixenhaar, in durchsichtigem, spitzenbesetztem Negligée, aus dem die herrlichsten Reize verführerisch winken — o, mein junger Freund, Sie müßten kein Mann sein, Sie müßten kein warmes Blut in Ihren Adern haben, wenn Sie nicht im Moment Alles um sich herum vergäßen, wenn Sie nicht — — sehen Sie nur, mein verehrter Herr Brendel, jetzt geht das königliche Weib. Diese schwere Uhrkette, die dieser stattliche Herr hat, der sich in ihrer Begleitung befindet. Ich halte ihn für einen reichen Fabrikanten von auswärts und schätze ihn mindestens auf hunderttausend Thaler. Wirklich, ein höchst nobler Mann und eine repräsentable Erscheinung. Der läßt von unten noch ein Souper mit Champagner holen, da möcht' ich wetten. Nein, mein junger Freund, versäumen Sie diesen Besuch in der Behrenstraße nicht . . .

Wollen Sie vielleicht nachsehen, wie viel Ihr goldener Chronometer zeigt? O, so weit schon? Da gehen wir zu Schwantzer. Joseph! — der Herr will zoahlen."

Man ging dann also zu Schwantzer, um derartige saubere Unterhaltungen nach Möglichkeit gebührend fortzusetzen. Schwantzers Keller, der die ganze Nacht hindurch geöffnet ist, war gewöhnlich immer die letzte Station, in der Brendel mit seinem Sittenmentor, wenn er sich gerade nicht in Linas oder in Anderer Gesellschaft befand, wacker weiterzechte, um dann um vier oder fünf Uhr Morgens in einer Nachtdroschke seiner weitentlegenen Wohnung entgegen zu steuern. Diese Nachhausefahrt pflegte er dann selten allein zu machen. Feodor Erasmus, genannt Leisemann, wohnte auf halbem Wege und entfaltete in der letzten Minute noch sein hervorragendes Schnorrertalent. Da hieß es denn: „Mein hochverehrter Herr Brendel, Sie gestatten wohl, daß ich Ihnen bis zu meinem Hause Gesellschaft leisten darf, die Droschke muß doch dort vorbei." Und ohne erst eine Antwort abzuwarten, war er bereits mit einem Fuß im Wagen und rief nach vorn: „Kutscher — halten Sie gefälligst Dresdenerstraße Numero fünfzehn an." Einer etwaigen Einwendung von Seiten seines „jungen Freundes" begegnete er im Dahinrollen sofort durch die stereotype geschickte Gesprächseinleitung: „Da fällt mir eine Geschichte ein — wissen Sie schon?"

Diese neueste, stark gepfefferte Anekdote stimmte den im stark bekneipten Zustand etwas brummigen Volontair sofort wieder zu seinen Gunsten. Hielt die Droschke dann in der Dresdenerstraße, so fand Feodor Erasmus insofern die beste Gelegenheit, sich ohne Umstände zu empfehlen, als er die Bemerkung machte, daß der gute Leo bereits in eine Ecke gedrückt fest eingeschlafen war. Mit der Miene eines besorgten, väterlichen Freundes wandte sich der Vertreter des Berliner Lumpenthums abermals dem Rosselenker zu und sagte halb würdevoll, halb herablassend: „Wecken Sie den „Herrn Lieutenant" gefälligst vor seinem

Hause, er ist eingenickt. Sie wissen doch — Skalitzerstraße Numero neunundfünfzig —"

Und wie ein Vorgesetzter mit der Hand winkend, wankte er pustend der Hausthür zu.

Oftmals fand der Volontair der Firma Rother und Sohn gar nicht die Zeit, vor Beginn der Comptoirstunden seine Wohnung aufzusuchen. Er war dann bei der Lina oder irgend einer andern Freundin gewesen, oder aber er hatte an einem besonders schönen Morgen mit Feodor Erasmus noch einen Abstecher nach den Zelten im Thiergarten, nach Charlottenburg oder irgend einem andern Ort außerhalb der Stadt gemacht. Dann pflegte er starken Kaffee zu trinken, forderte sich im Lokal Waschwasser, um einigermaßen erfrischt zu erscheinen, und fuhr direkt nach der Fabrik, wenn er es überhaupt nicht vorzog, durch eine zeitig abgesandte Postkarte sein gänzliches Ausbleiben durch „plötzlich eingetretenes Unwohlsein" zu entschuldigen. Derartige Postkarten, adressirt an Herrn Rösicke, den Direktor der Fabrik, trafen jede Woche ein. Man wußte im Comptoir sofort, was mit dem guten Leo los war. „Er hat den Moralischen" hieß es, damit drückte man, in dem Bewußtsein, es mit einem nahen Verwandten der Herren Chefs zu thun zu haben, eine Auge zu und vermißte ihn mit dem andern nicht.

Diesen nervenzerstörenden, die moralischen Anschauungen eines Menschen untergrabenden nächtlichen Schwelgereien in Kaffee- und Bierhäusern aller Art, in Gesellschaft von ganzen und halben Dirnen und Parasiten vom Schlage eines Erasmus, hing Herr Leo Brendel, dieser Typus eines modernen Bourgeoissohnes, bereits seit Monaten an, ehe er je daran gedacht hätte, Robert Seidel kennen zu lernen. Ein derartiges, an physischen Aufregungen reiches, wie abwechselndes, sinn- und zielloses Genußleben war diesem „Sohne seines Vaters" diesem athmenden Dokument der „goldenen Jugend", zum Bedürfniß geworden, war gleichsam in sein Blut übergegangen, das es in seinen edelsten Theilen zu vergiften begann. Hin und wieder be-

kam der gute Leo ihm ganz sonderbar vorkommende Anfälle von Brustbeengungen, die von einem kurzen, stoßweise hervorquellenden Husten begleitet waren. Wenn er lang Athem holte, war es ihm, als vernähme er eine Art Röcheln, das hohl und dumpf aus seiner Brust zu ihm heraufdrang. Erst kam dieses kurze Husten sehr periodisch, dann wiederholte es sich regelmäßiger, und zwar immer zu ungelegener Zeit, wenn Brendel sich in fidelster Gesellschaft befand und sich vortrefflich amüsirte. Der Tabaksqualm der Kneipen, die ganze eigenthümliche Atmosphäre der öffentlichen Lokale, zusammengesetzt aus den verschiedensten Bestandtheilen, zog in seinen Hals und beschleunigte derartige Anzeichen einer früh beginnenden Schwindsucht. Dem jungen Mann stieg dann eine unheimliche Ahnung auf, die auf Minuten eine andere Miene auf seinem Gesicht hervorrief. Dann wieder wollte er keinen Verdacht erregen, schämte sich gewissermaßen, durch seinen Zustand die Aufmerksamkeit Anderer zu erregen, und versuchte mit Gewalt das Husten zu unterdrücken oder lautlos dadurch zu ersticken, indem er die Hand vor den Mund hielt und diesen fest zusammenpreßte. Schließlich suchte er in noch ärgerem Zechen und Schwelgen sich zu betäuben und gab dem schleichenden Wurm in seinem Körper erneuete Nahrung. Allmählich, wenn auch langsam, begann sich der beginnende Zustand seines Brustleidens auch auf seinem Gesichte auszuprägen. Die Wangen blieben nicht mehr so voll und nahmen eine krankhafte Bläße an, die in erhitztem Zustande einer unnatürlichen fleckenartigen Röthe wich. Aber alle diese nur zu deutlichen Anzeichen eines die schwersten Befürchtungen erweckenden Zustandes suchte der Volontair der Firma Rother und Sohn zu übertünchen, indem er in mehr angeborenem als frivolem Leichtsinn nach wie vor sein aufreibendes Leben fortsetzte.

In diese tolle nächtliche Wirthschaft wurde denn auch Robert Seidel gleichsam wie in einen berauschenden Strudel mit hineingezogen. Jener Abend, der ihm auf dem Balkon des Rotherschen Hauses nach einer stürmisch emporgelohten Leidenschaft den Beweis gegeben hatte, daß Louise ihren

Mann nicht aus wirklicher Herzensneigung geheirathet haben könne, war für ihn der Anfang jenes Lebens, von dem sein College Brendel nicht mehr lassen konnte — er brachte gleichsam ein zersetzendes Fluidum in seine Adern, das ihn für seelische Unzufriedenheit, für seinen Haß gegen den Gatten seiner Jugendgeliebten und für die Gewißheit, der Letzteren niemals näher treten zu können, im Rausche eines unsoliden Lebenswandels Ersatz suchen hieß. Dazu kam, daß er von seiner Schwester nichts erfuhr, nicht die leiseste Spur von ihr zu Gesichte bekam. Kein glücklicher Zufall begünstigte ihn in seinen Nachforschungen. Zuletzt bildete er sich ein, sie sei wirklich todt oder verschollen, verdorben und gestorben. Dieser Gedanke machte ihn noch erregter, ließ ihn noch lieber Trost in leichtsinniger Gesellschaft suchen.

Zuerst kamen Augenblicke, in denen ihn ein solches Leben wirklich anekelte, wo er sich tief zu entwürdigen glaubte, wenn er gleich Leo Brendel den cynischen Aeußerungen eines Feodor Erasmus lauschte, sich mit ihm an einem Tisch sah, dann aber gewöhnte er sich allmählich daran, suchte die innere bessere Stimme durch ein vollständiges Sich-gehen-lassen zu unterdrücken. Zuletzt konnte er die Zeit nicht mehr erwarten, wo die Stunde des Comptoirschlusses schlug, die ihm die unbeschränkte Freiheit gab.

Die Folgen einer derartigen unverantwortlichen Unsolidität zeigten sich auch bei ihm. Er fand nie Zeit, recht auszuschlafen, war abgespannt und nicht mehr so arbeitslustig wie sonst, wenn er des Morgens wie gewöhnlich den Cassaschrank aufschloß und die Bücher hervorlangte. In der ersten Zeit zwang ihn noch sein Pflichtgefühl, mit der alten Pünktlichkeit das Comptoir aufzusuchen, dann aber trat eine Nachlässigkeit ein. Er verspätete sich erst um Minuten, schließlich um eine halbe Stunde. Das konnte natürlich nicht unbeachtet bleiben in einem Geschäft, in der die Pünktlichkeit obenan stand und selbst der alte Chef darin den jungen Leuten mit gutem Beispiel voranzugehen pflegte.

Die Collegen Seidels waren überhaupt nicht gut auf diesen zu sprechen, seitdem sie sahen, wie der junge Mann von Rother senior bevorzugt wurde und wie er seit dem ersten Tage seines Eintritts beflissen war, sich so viel als möglich reservirt zu halten.

Namentlich war es der erste Buchhalter, ein älterer Mann, der unumwunden erklärte, das ein derartiger Schlendrian im Hause Rother unerhört sei. Dem müsse abgeholfen werden. Seit fünfzehn Jahren erschien dieser Herr mit dem Glockenschlag Acht im Comptoir, und so ein junger Mensch erlaube sich — — Der Kassirer war ihm daher ein ganz besonderer Dorn im Auge.

Rother junior entgingen all' diese Dinge ebenfalls nicht. Vielleicht war er in diesem Punkte der schärfste Beobachter von Allen. Im Grunde genommen, konnte ihm sein Kassirer gar keinen größeren Gefallen thun, als in dieser Herausnahme von unerlaubten Freiheiten ruhig fortzufahren. Das paßte vortrefflich zu dem längst genährten Vorhaben des jungen Chef, sich diesen unsympathischen und gefährlichen Hausgast demnächst vom Halse zu schaffen, Seidel arbeitete ihm vortrefflich in die Arme. Rother junior wußte am besten, wodurch man die gute Meinung seines Vaters in das gerade Gegentheil verwandeln konnte: wenn man ihm die Gewißheit gab, wie sein Wohlwollen gemißbraucht wurde. Rother junior glaubte jetzt um so rücksichtsloser verfahren zu dürfen, als es auf ihn mit der Zeit den Eindruck machte, als respektire ihn bei alledem der junge Kassirer nicht mehr wie sonst. Diese Respektswidrigkeit nahm in der That immer mehr zu, je mehr sich der Haß Seidels gegen seinen Nebenbuhler steigerte, je mehr er aus der Vergangenheit Rothers, die ihm durch Brendels cynische Andeutungen und den längeren Verkehr mit Lina Schmidt immer mehr bestätigt wurde, die moralische Berechtigung zu einem derartigen gleichgültigen Benehmen herleiten zu dürfen glaubte.

In der ersten Zeit seines Sich-gehen-lassens schien man dem plötzlichen Wandel in seiner geschäftlichen Pflicht-

erfüllung keine besondere Aufmerksamkeit zu zollen, oder machte ihm doch wenigstens darüber keine Vorschriften. Und doch hatte er verschiedene Beobachtungen zu machen, die ihm nicht entgehen konnten, und von denen er sich um so mehr betroffen fühlen mußte, da sie keine offene direkte Anklage gegen ihn enthielten.

Trat er jetzt Morgens verspätet ins Comptoir, wenn bereits das ganze Personal in Thätigkeit war, so stand Rother junior in der Nähe der Kasse und zog nach einer kaum hörbaren Erwiderung des Grußes in auffallender Weise seinen Chronometer hervor, auf den er einen nicht mißzuverstehenden langen Blick warf, aus dem für Seidel genug zu lesen war. Das wiederholte sich täglich. Durch einen derartigen halb ironischen Hinweis auf sein stetes Zuspätkommen fühlte sich Seidel innerlich tief beleidigt. Hätte man ihn offen getadelt, oder wohlmeinende Vorstellungen gemacht, würde er sich vielleicht geändert haben, so aber schien er förmlich darauf auszugehen, sich in seinem Kommen nicht beschränken zu lassen. Manchmal wurde er durch eine derartige stumme Zurechtweisung von der Wuth gepackt und mußte sich mit Gewalt bezwingen, um nicht durch irgend eine Aeußerung den jungen Chef geradezu herauszufordern.

Auch Rother senior war jetzt merkwürdig kalt gegen ihn und stellte seine kordialen Beziehungen zu ihm ein. Er ging jetzt des Oeftern bei ihm vorüber, ohne ihm wie früher zu begrüßen oder sich des Längeren mit ihm zu unterhalten. Diese plötzliche Abneigung gegen ihn wurde wohl am besten dadurch bewiesen, daß ihn der alte Fabrikant eines Sonntags nicht mehr zu Tische lud.

Es kam auch vor, daß Rother junior jetzt am Pulte des alten Buchhalters mit diesem leise vielbedeutende Gespräche zu führen hatte, aus denen man unschwer errathen konnte, daß sie sich speciell um Seidel drehten. Wenigstens war das aus den Blicken zu schließen, die sie nach dem Verschlage hinüber sandten. An einem Vormittage hatten sie ganz besonders lange zu sprechen. Das war an dem

Tage, an dem Edmund Rother durch seinen leichtsinnigen Vetter erfahren hatte, wo und in welcher Gesellschaft Seidel die Nächte todtzuschlagen pflege. Das war natürlich — ein derartiges Leben mußte aufreibend wirken und jede Arbeitslust nehmen. Das machte dieses ewige Gähnen hinter der matten Scheibe, dieses schläfrige Wesen, diese überhandnehmende Unpünktlichkeit erklärlich. O, Herr Rother junior kannte das aus eigener Erfahrung. Aber wenn man sich in abhängiger Stellung befindet, zumal als Kassirer eines bedeutenden Geschäftshauses, und als solcher eine gewisse Verantwortlichkeit zu tragen hat, darf ein derartiges Leben nicht einreißen.

Tägliche Zechereien, wenn sie sich obendrein noch bis zum frühen Morgen ausdehnen, kosten Geld. Wenn das eigene Einkommen nicht mehr ausreicht, läßt man sich in der Verblendung hinreißen und streckt die Hand nach fremden aus. Vorsicht war also doppelt geboten.

Zu den Beiden am Pulte trat dann auch noch mit ernster Geschäftsmiene Rother senior. Man regte sich nicht gern auf, machte daher Alles im Stillen ab. Seit dieser Unterhaltung wurden Geldschrank und Cassabücher von Seiten des Buchhalters jeden Abend nach Weggang Seidels einer Revision unterzogen, die dem Kassirer nicht lange entgehen konnte.

Dieses geheime Mißtrauensvotum, das ärgste, das man ihm entgegenbringen konnte, wirkte erst recht nicht heilsam. Es trieb ihn noch tiefer in die Nachtseiten Berlins mit seinen gefährlichen Klippen und Brandungen aller Art.

An einem Morgen kam er eine ganze Stunde später. Er hatte es einmal Brendel nachgeahmt, direkt nach durchschwelgter Nacht aus einem Frühkonzert ins Geschäft zu gehen. Man konnte ihm das auf den ersten Blick ansehn. Das gab den Rest.

Rother senior saß bereits emsig bei seiner Arbeit und hatte die Glasthür weit geöffnet. Beim Anblick des Kassirers rief er laut seinen Sohn zu sich herein. Man schloß die Thür und hörte den Alten laut wettern und

donnern, daß man es bis ins Comptoir hinein hörte. Er gebrauchte in seiner Maßlosigkeit Ausdrücke, die man von ihm zu hören nie gewohnt war, die man aber nur zu leicht auf Seidel beziehen konnte. Aber man sagte diesem direkt auch diesmal nichts.

Der folgende Tag war der fünfzehnte August.

Als der Kassirer an diesem Morgen an sein Pult trat, fand er einen an ihn gerichteten Brief vor, der in geschäftsmäßiger Kürze seine Kündigung per ersten Oktober enthielt.

Achtes Kapitel.

Eine Madonna. Gefährliche Nachbarschaft.

Hannes Schlichting hatte wirklich eine Madonna gefunden. Andere Menschenkinder hätten vielleicht diese Bezeichnung nur auf die engelsgleichen Züge der kleinen Jenny Hoff ausgedehnt, in denen die frommen Taubenaugen wie zwei gute Sterne strahlten — für den schwärmerischen Sinn des Westfalen war die ganze Person der Inbegriff der Himmelskönigen, oder sie wurde es doch in den ersten Wochen schon. Der alte Kohlenschipper hatte große Augen gemacht, als eines Abends die breite, herkulische Gestalt des Heiligenmalers sich in Begleitung der Mamsell Seidel durch die Thür zwängte, und dann mit Wucht auf dem alten Korbstuhl Platz nahm, daß das Rohr knackte.

Seine Jenny gemalt werden, von einem wirklichen echten Künstler — daß man das wirklich im Ernst sagen konnte, hätte er nicht erwartet. Aber das gute Fräulein Seidel machte selten Spaß, und was die für möglich fand, mußte man unter allen Umständen ernst nehmen. Christian Hoff schlug also ein. Außerdem wollte der „Herr Maler" nichts umsonst verlangen. Für jede Stunde bezahlte er anderthalb Mark, drei Stunden sollte das Mädel jeden Sonntag sitzen, das machte vier Mark fünfzig Pfennig an einem Tage. Das war ein Kapital für die Kleine, das wie vom Himmel geschneit kam. Da hatte sie in vier Wochen gleich das Geld zu einem neuen Kleid zusammen,

das sie sich schon längst wünschte. Und nur stillsitzen sollte sie bei dieser „Arbeit" —? Ganz possirlich — da mußte sie sich in der Fabrik anders quälen für nur wenige Groschen.

Es war überhaupt interessant zu beobachten, wie der alte Arbeiter und der Heiligenmaler gleich bei diesem ersten Besuche eine gewisse gegenseitige Sympathie empfanden. Dieser große Herr in der grauen Joppe, der ungenirt die Beine von sich streckte und den riesigen Hut sofort in eine Ecke warf; der an nichts in dieser ärmlichen Umgebung Anstoß nahm, sondern nur höfliche Zuvorkommenheit bereit hatte, gefiel dem Kohlenschipper ungemein. Der zeigte weder Stolz noch Zurückhaltung, sondern schien ein kerniger, guter Mensch zu sein.

Nach drei Minuten bereits zog er Pfeife und Tabaksbeutel hervor und qualmte wie ein Fabrikarbeiter. Diese Künstler hatten doch absonderliche Angewohnheiten: sie hatten Geld genug, um das bloße Stillsitzen ihrer Modelle theuer zu bezahlen, und rauchten nicht einmal Cigarren, wie andere Menschen in gleicher Lage. Das brachte den Maler dem Arbeiter noch näher.

Seit diesem Abend begannen für Hannes Schlichting glückliche Stunden. O, der Sonntag, an dem er sich mit seinem neuesten Modell zum ersten Mal allein im Atelier befand, erhielt eine doppelte Weihe. Wie aufmerksam und willensfreudig Jenny all' seinen Anordnungen folgte, wie ruhig und bewegungslos sie dasaß. Er konnte sich dabei in ihren Anblik versenken, als wollte er Blicke in ihre Seele werfen. So liebevoll, mit wirklicher Begeisterung hatte der Westfale noch nie an einem Kopf gemalt, wie an dem Antlitz dieser Mutter Gottes.

Diese Kleine, die nach vollendeter Sitzung lustig wie ein Schmetterling vom Modelltritt herunterflog und in ein fröhliches Geplauder ausbrach, als müßte sie regelmäßig in einem Athem tausend Worte nachholen, die man ihr vorher zu sprechen nicht gegönnt hatte, begann nach und nach in der Brust des Bauernsohnes ein nie empfundenes Gefühl

zu wecken. Man mußte in der Hülle dieses Naturmenschen stecken, um den Eindruck, den dieses schlichte Mädchen aus dem Volke auf ihn machte, ganz würdigen zu können. Hannes Schlichting hatte nie in seinem Leben geliebt, denn er hatte nie Gelegenheit gehabt, durch einen längeren Umgang die begehrenswerthen Eigenschaften eines Weibes kennen zu lernen. Sein ganzer äußerer Mensch, die damit verbundenen derben Manieren, das breite, überlaute Lachen, der zischende, immer etwas komisch wirkende Dialekt, die ungeschlachte Gestalt, ließen den Mann der rothen Erde von vornherein in den Augen der Damen wenig angenehm erscheinen. Einmal vor Jahren hatte er sich für ein Mädchen interessirt, dem er zeitweilig auf der Straße begegnete. Er verfolgte sie dann, um sich ihr zu nähern. Als er sie eines Abends am Arme einer Freundin daherkommen sah und wie gewöhnlich hinter ihrem Rücken gleichen Schritt mit ihnen hielt, hörte er plötzlich, wie der Gegenstand seiner Verfolgung halblaut, wahrscheinlich in dem Glauben, daß er es nicht höre, zu der Begleiterin sagte: „Ist das ein häßlicher Mensch, der da hinter uns kommt! Sieh nur das Gesicht an —"

Da hatte er genug gehabt. Seit jener Zeit hatte er immer das Gefühl, als müßte er aus dem Munde jedes Frauenzimmers, dem er sich zu nähern wagte, die gleichen Worte zu hören bekommen. Das brachte jene immerwährende beklemmende Aengstlichkeit hervor, die ihn nie in weiblicher Gesellschaft verließ.

Diese kleine Jenny aber schien anders geartet zu sein. Die sah nicht seine Pockennarben, bemerkte nicht die groben Manieren und nahm auch nicht Notiz von seinem unschönen breiten Lachen. Wenn er mit ihr sprach, ließ sie ihre großen Augen so lange auf seinem Antlitz ruhen, als könnte sie es nur mit Wohlbehagen betrachten. Wenn er ihr zum Abschied die Hand reichte, legte sie ihre wunderbar kleine mit solcher Herzensfreude in die seine große, ließ sie sie so lange in ihr ruhen, als könnte sie sich keine schönere, treuere Hand denken, als die Johannes Schlichtings. Sie hörte

aufmerksam auf das, was er sprach, lächelte ihn dabei seelig an und bewies durch nichts, daß sie diesen großen Mann mit der Löwenmähne nicht ganz gut leiden könne.

Binnen wenigen Wochen entwickelte sich zwischen den Beiden eines jener seltsamen Verhältnisse eines ernsten Mannes zu einem halben Kind, die die Freude jedes Psychologen bilden. Es ist ein charakteristischer Zug besonders hünenhafter Menschen, daß sie viel von der Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit eines Kindes an sich haben. Vielleicht wollte die Natur das Uebergewicht robuster Stärke durch diese Verleihung eines zarten Sinnes zu mildern suchen. Hannes Schlichting bewies das der kleinen Jenny gegenüber. Allmählich ging eine sonderbare Veränderung mit ihm vor. Er fühlte sich zu diesm Mädchen hingezogen, er wußte nicht wie, wodurch. Eines Sonntags, es war der dritte des Modellsitzens, stellte er an die hübsche Arbeiterin eine Frage, die ihm plötzlich herausgeplatzt war.

„Haben Sie schon einen Schatz, Fränlein Jenny?"

Die Kleine, die eine ganz madonnenhafte Miene gezeigt hatte, lachte schallend auf.

„Warum nicht gar," erwiederte sie launig; „dazu hat's noch immer Zeit."

Und Schlichting, muthig gemacht, frug weiter:

„Und Sie kennen wirklich keinen Mann, den Sie recht gern hätten?"

Die Kleine lachte wieder.

„Oh, gewiß, eine ganze Menge. Meinen Vater zum Beispiel, Sie, Herrn Freigang, Herrn Plagemann, Herrn Vetter —"

Schlichting mußte über diese drollige Naivetät ebenfalls laut lachen.

„Oh — so meine ich das nicht. Ob Sie einen Menschen kennen, den Sie lieb haben, ich meine" — er wurde etwas verlegen — „ich meine, den Sie wirklich zum Manne haben möchten."

Er sah sie mit seinen treuen, sanftblickenden Augen lange an.

Diesmal stieg ein helles Roth in das Gesicht der

unechten Madonna. Sie wußte wirklich nicht, was sie darauf antworten sollte.

Schlichting, der ungeahnten Muth fühlte, wiederholte seine Frage und kam ihr in ihrer Verwirrung noch mehr entgegen.

„Ich meine," sagte er wieder, „ob Sie wohl schon einem Manne begegnet sind, dessen gutes Herz und gute Eigenschaften Ihnen aufgefallen sind und bei dem Sie sich wohl gesagt haben könnten: Den könntest Du recht lieb haben für's ganze Leben."

Einen Augenblick schwieg sie noch, in der eingetretenen Malpause mit gesenktem Blick wie im Nachdenken versunken, dann sagte sie wieder in vollständiger Unschuld und in ihrer angeborenen kindlichen Laune:

„Ich habe wirklich noch nicht darüber nachgedacht, Herr Schlichting, aber warten Sie 'mal — ob ich einen solchen Mann mit einem guten Herz schon kennen gelernt habe —? Warum nicht? Sie zum Beispiel sind so ein Mann mit einem guten Herzen, das habe ich schon längst gemerkt. Sie haben Kinder so sehr lieb, und das können nur wirklich gute Menschen."

Hannes Schlichting sagte nichts mehr, er hätte sonst zu viel sprechen müssen, aber von diesem Augenblick an hatte er sich ein Ziel gesteckt. In seinem Leben war plötzlich ein Wendepunkt eingetreten. Sein ganzes Denken und Fühlen bekam eine andere Richtung. Er fing an sonderbare Angewohnheiten zu bekommen, die seinem intimsten Freund, Freigang, am meisten auffallen mußten. Diese äußere Umwandlung nahm dadurch ihren Anfang, daß der Westfale an jenen Tagen, an denen der Kohlenschipper keinen Nachtdienst hatte, in der Wohnung des Arbeiters regelmäßige Abendbesuche machte.

Der alte Hoff fühlte sich dadurch sehr geehrt, und der Heiligenmaler wurde angeheimelt von der ehrlichen Schlichtheit, die in der ärmlichen Behausung herrschte. Es war ihm, als empfände er in diesem Raume etwas von jenem Hauche seiner Kindestage, der ihn an seiner Eltern kleines

Bauernhaus erinnerte. Hier athmete er wieder die Atmosphäre seiner Jugend, hier konnte er sich geben, wie er wirklich war, diesen Menschen gegenüber konnte er sich gehen lassen, ohne Anstoß zu erregen. Er empfand nach und nach den Eindruck, als gehörte er zu dieser Familie, als wäre er in allen ihren Angewohnheiten mit ihr verwachsen.

Er konnte so stundenlang mit dem Alten und seiner Tochter plaudern, ohne ein anderes Gefühl zu haben, als das eines innerlich glücklichen Menschen.

Eines Abends hatte Jenny einen Gang zu machen. Schlichting traf Hoff daher allein anwesend.

Eine Weile war er merkwürdig schweigsam, dann sagte er: „Herr Hoff, Sie werden sich wundern, daß ich Sie so oft besuche, aber das hat seinen guten Grund. Wir sind zwei Männer, wir können offen reden. Ich habe Ihre Tochter recht lieb gewonnen, ich möchte sie zu meiner Frau machen — ich schwöre Ihnen, ich meine es aufrichtig und ehrlich. Schlagen sie ein und geben Sie mir Ihren Segen."

Der Kohlenschipper hatte das nicht erwartet, aber man sprach sich aus und wurde bald einig. Der Arbeiter brauchte diesen sonderbaren Menschen nicht zu prüfen, er konnte in ihm lesen wie in einem offenen Buch.

Schlichting hatte nie in seinem Leben so viel hintereinander gesprochen, wie an diesem Abend. Er erzählte seine ganze Lebensgeschichte, von seiner trostlosen Jugend, von seinen alten Eltern, von seinen Plänen für die Zukunft.

Jenny sollte die Arbeit in der Fabrik einstellen, er wollte sie irgendwo anders unterbringen. Zum Schluß sagte er:

„Aber sagen Sie ihr noch nichts davon. Ich weiß, daß sie mich gern hat, und das Andere wird sich finden. Sie ist noch ein halbes Kind und ist sich noch nicht des Ernstes des Lebens bewußt. Aber sie läßt sich erziehen und hört auf das, was man ihr sagt. Man muß sie nach und nach auf ihr künftiges Leben vorbereiten. Außerdem braucht man die Sache nicht gleich über's Knie zu brechen.

Ich möchte ihre Unerfahrenheit nicht gern mißbrauchen und ihre Phantasie vielleicht zu irgend etwas anregen, wozu ihr die richtige Ueberlegung fehlt. Aber ich werde diesen Ernst in ihr erwecken, darauf verlassen Sie sich; ich werde sie erziehen zu allem Edlen und Guten, als wäre sie mein eigen Kind und nicht mein dereinstiges geliebtes Weib."

Wenn dieser riesige dreißigjährige Westfale so von der kleinen sechszehnjährigen Jenny sprach, mußte durch den heiligen Ernst seiner Mienen und Worte selbst ein ewiger Spötter verstummen.

Hannes Schlichting begann also mit seiner Erziehungsmethode.

An einem Abend überraschte ihn Freigang, wie er ein Packet auf seinem Tisch öffnete.

Es befanden sich verschiedene Bücher darin, die er für Jenny gekauft hatte. Sie waren sehr elegant ausgestattet und eigneten sich besonders für junge Mädchen.

„Nun, Hannes," sagte Freigang, „hast Du Geburtstagsgeschenke zu machen?"

Schlichting wurde verlegen wie ein Kind und brachte das Packet sofort wieder in Ordnung, ohne eine bestimmte Antwort zu geben.

Freigang wollte sich dabei nicht beruhigen. Er ging keck vor.

„Ich weiß überhaupt nicht, Hannes, was mit Dir in der letzten Zeit los ist. Du vernachlässigst mich ganz und gar. Ich werde ernstlich böse werden. Des Abends bekommt man Dich gar nicht mehr zu sehen. Ich glaube wahrhaftig, Du hast ein Liebchen. O, ich weiß schon, die Kleine —"

Schlichting wurde immer verlegener, fand dann aber eine vortreffliche Abwehr gegen diesen neugierigen Menschen, indem er ihn mit seinen eigenen Waffen schlug. Er wurde ebenso keck.

Wenn man ihn am Abend nie mehr sehe, so bekomme er leider den Bruder den ganzen Tag über nicht mehr zu Gesicht. Das sei dieselbe Farbe in Grün. Aber er könne

sich das erklären. Freigang wisse wohl ganz genau, warum es ihn jetzt so oft nach der Fabrik an der Spree ziehe. Da müsse noch ein anderer Grund vorhanden sein, als immer noch das Aufnehmen des Planes zur Dekorirung des Festplatzes.

Die Verlegenheit war jetzt an Freigang. Man lachte sich gegenseitig an und Schlichting benutzte diese Gelegenheit, um mit seinem Pack Bücher unterm Arm zu verschwinden.

Ja, er wollte sich sein dereinstiges Weib wirklich erziehen. Es verging keine Woche, in der Schlichting nicht Jenny mit irgend etwas überraschte, durch das sie sich seinem Fühlen, seinem Denken hätte nähern können. Da brachte er Bilder der verschiedensten Art, Photographieen und Stahlstiche, Ansichten antiker Kunstgebilde, Schweizer Landschaften und die Scenerien einer Rheinfahrt. In seiner natürlichen Beschränktheit übersah er ganz, daß dieses Arbeiterkind nicht das geringste Verständniß für derartige Dinge hatte, aber als die zukünftige Frau eines Malers fühlte er die Verpflichtung, sie mit der Kunst vertraut zu machen.

Es war rührend, wenn der Westfale ein Packet öffnete, und nach den Worten: „Da, Fräulein Jenny, das habe ich Ihnen mitgebracht," Anstalten machte, mit der ganzen Liebe zur Sache auf den Kunstwerth der Reproduktionen aufmerksam zu machen. Oder wenn er neue Bücher mitbrachte und zu Jenny sagte: „Lesen Sie recht fleißig, Jenny, das bildet."

„Hörst Du, Jenny?" fiel der Kohlenschipper ein, „lesen bildet, das sagt auch Mamsell Seidel immer!"

„O, die schönen Bilder, die schönen Bücher," bemerkte die Kleine dann, und blätterte, drehte, wandte und betrachtete wie ein Kind, dem man ein schönes Spielzeug mitgebracht hat.

„Das muß ich Fräulein Seidel zeigen," schloß sie dann, packte Alles zusammen und verschwand aus der Stube.

Der Heiligenmaler glaubte sich dann immer einen Schritt weiter auf dem schwierigen Weg seiner Erziehungsmethode.

Einmal brachte er auch Kuchen mit. Er hatte diesen Einfall unterwegs bekommen.

Als er Jenny die Düte überreichte, ließ sie sofort die mitgebrachten Bilder fahren und griff nach der süßen Waare.

„Ach, Apfelkuchen haben Sie gekauft? Ich danke Ihnen sehr. Schmeckt der schön — koste 'mal, Vater."

Sie delektirte sich vortrefflich daran und hatte im Augenblick für nichts weiter Sinn, als für den Geschmack im Munde.

Das war charakteristisch genug, aber einem Hannes Schlichting konnte das nicht auffallen. Jetzt wußte er erst recht, wodurch er ihr Freude bereiten konnte. Neben den Büchern und Bildern durfte jetzt nie der Kuchen fehlen.

Jenny nahm das Alles als ein Tribut des Wohlwollens entgegen, ohne jenes Gefühl zu spüren, das Hannes Schlichting für sie empfand. Wäre ihr einmal der ernste Zweck zur Gewißheit geworden, den der Westfale mit all' seinen Aufmerksamkeiten verfolgte — sie hätte fröhlich aufgelacht und die Absichten des Malers komisch gefunden.

Sie hatte den Künstler gern — gewiß, allmählich fühlte sie eine Zuneigung für ihn, wie im besten Falle eine Schwester sie für einen Bruder hegen mag, aber sein Weib zu werden — o, das wäre ihr zu drollig vorgekommen.

Und bei Schlichtling nahm der Gedanke, sich mit diesem Mädchen einen eigenen Heerd zu gründen, immer festere Form an. Er bekam ungemein praktische Ansichten vom Leben, die seinen Nachbar in Erstaunen setzten.

Jetzt hatte er nur noch Sonntags, wenn er an der Madonna malte, Sinn für seine Kunst. Arbeitete er früher nur drei Tage an seinen Vasen, so beschäftigte er sich jetzt die ganze Woche mit ihnen. Ganze Körbe voll trafen aus der Porzellanmanufaktur ein. Schlichting entfaltete eine fast fieberhafte Thätigkeit. Er kam aus dem Geruch von Lavendelöl gar nicht mehr heraus. Selbst bei Licht schaffte er bis in die Nacht hinein.

Als Freigang das einst beim späten Nachhausekommen bemerkte, betrat er das Atelier des Westfalen, der, über seinen Ständer gebeugt, die Welt um sich herum vergessen zu haben schien.

„Hannes, größter aller Idealisten, sage jetzt endlich, was das alles zu bedeuten hat. Du scheinst wirklich auf dem besten Wege zu sein, Geizhals oder Hauseigenthümer zu werden. Du besuchst mich nicht mehr, läßt Tage lang nichts von Dir hören, gehst nicht mehr kneipen, das ertrage, wem's gefällt. Was ist Dir in den Kopf geschossen, bitte, sprich —"

Schlichting ließ sich durchaus nicht in seiner Arbeit stören. Er malte ruhig weiter, dann brachte er kurz, durch das zeitweilige Ausstoßen des Tabaksdampfes abgebrochene Sätze sprechend, fast knurrend ungefähr Folgendes hervor:

„Muß sparen, Bruder — will ein Porzellangeschäft mit Malerei aufmachen — die ganze Kunst an 'n Nagel hängen — verdammt faule Zeit jetzt, bringt kaum 's Geld für Farben und Leinwand ein, der Teufel hole die ganze Kunst."

Und als der Genremaler, innerlich ungemein belustigt über diese neueste Anschauung seines Kollegen, dazwischenwarf:

„Mit einem Wort, Hannes — Du willst heirathen?" schien der Westfale dadurch diesmal merkwürdiger Weise gar nicht unangenehm berührt zu werden. Er qualmte ruhig weiter, ließ sich in seiner Arbeit durchaus nicht stören, blickte nicht einmal auf, aber erwiderte geradeaus:

„Bruder, hast den Nagel auf den Kopf getroffen. Damit Du's ein- für allemal weißt: ich will heirathen, und dazu braucht man Geld. Ich hab' Dir's immer gesagt, daß es mit der Kunst nichts mehr sei — 's ist nur noch 'ne Zeit für Dampf und Qualm, 's ist Alles Dampf und Qualm. Da muß man halt vernünftig denken, und 'n praktischer Kerl werden. 's wird Zeit dazu."

Wenn man, wie Freigang, diesen eigenthümlich gearteten Menschen seit Jahren kannte, sich mit all' seinen Eigen-

heiten vertraut gemacht, ihn gleichsam bis in sein Innerstes hinein studirt hatte, so mußte man derartige Reden sehr ernst nehmen.

Dem Genremaler blieb daher weiter nichts übrig, als sich nach und nach immermehr mit dem Gedanken vertraut zu machen, Schlichting eines Tages gleich Alexander Plagemann ebenfalls der Kunst untreu werden und ihn als still dahinlebenden Praktikus ein beschauliches Alltagsleben führen zu sehen. Er kannte den Willen dieses Menschen. Wenn der an einem Gedanken hing, verfolgte er ihn mit der ganzen Ausdauer seiner angeborenen Zähigkeit.

Vier Wochen waren so in Schlichtings neugestaltetem Dasein dahingeflossen, als der Kohlenschipper einen neuen Nachbar bekam. Schott, der Maschinenschlosser, hatte sich bei der zweiten Familie auf dem Flur, von der die Seidel ihr Zimmer abgemiethet hatte, als Schlafbursche einquartirt. Seit vierzehn Tagen hatte Maria ihre Beschäftigung in der Fabrik eingestellt. Sie fürchtete, Edmund Rother könne sie eines Tages zu Gesicht bekommen, und sie wollte ihn meiden, um ihres Planes nicht untreu zu werden. Aus besseren Zeiten besaß sie eine Nähmaschine, die sie jetzt benutzte, um für ein Geschäft Regenmäntel anzufertigen. Das gab einen elenden, sauren Verdienst, aber er reichte hin, um nothdürftig das Leben zu fristen und für das Kind zu sorgen. Und bei dem Klappern der Maschine verging die Zeit so schnell, konnte man über seine Rache brüten. O, wie süß sollte sie schmecken um des Kindes willen.

Während sie die Füße hurtig in Bewegung setzte, mit der Rechten das Stellrad drehte und mit der Linken die Arbeit regierte, konnte sie auch ungestört an Freigang denken. Dieser Mann hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Noch kurz vor ihrem Abgang aus der Fabrik hatte sie ihn täglich zu Gesicht bekommen. Zu einer bestimmten Zeit durchschritt er in Begleitung Plagemanns die Säle, zuletzt kam er immer allein. Er hatte sie stets zuvorkommend und höchst liebenswürdig begrüßt und sich

nach ihrem Befinden erkundigt. Einmal blieb er eine ganze Viertelstunde in ihrer Nähe und plauderte mit ihr, und sah abwechselnd ihrer Arbeit zu. „Was Sie für feingegliederte Hände haben, Fräulein," sagte er dann, daß sie erröthend sich tiefer über den Teppich beugte. „Würden Sie mir einmal gestatten die Hand zu zeichnen?" hatte er halblaut zugefügt. Er bat dann so lange, bis sie einwilligte. Sie versprach, eines Sonntags Jenny zu begleiten und ihm zu sitzen. Die herzlichen Dankesworte, die er ihr sagte, klangen ihr noch in den Ohren wieder.

Was er nun wohl dazu sagen würde, da er sie nicht mehr an ihrem Platze sah? Sie hatte ihm durch nichts zu verstehen gegeben, daß sie ihre Beschäftigung bei Rothers aufgeben wolle. Seit dem letzten Sonnabend in der Fabrik hatte sie nichts von ihm gehört. Wenn sie in solchen Minuten, während emsiger Arbeit, an Oswald dachte, empfand sie eine leise Sehnsucht, ihn wie früher kommen und vor ihr stehen bleiben zu sehen, hatte sie die lebhafte Empfindung, als müßte sie ihm wehe dadurch gethan haben, daß sie ihm kein Wort von ihrem Abgange gesagt hatte, als müßte er sich dadurch beleidigt fühlen. Und doch hätte sie gerade jetzt einer Stütze, eines wohlmeinenden Freundes bedurft, der ihr in dem beginnenden Kampfe gegen Rother junior, dem Vater des Kindes, dem sie zu seinem Rechte verhelfen wollte, getreulich zur Seite gestanden hätte.

Das aber allein beunruhigte sie nicht. Da wurde sie jetzt von einem finster brütendem Manne förmlich verfolgt, dessen unheimliche Leidenschaft und unterwürfige Hundetreue ihr halbes Grauen und halbe Rührung einflößten.

Seit der Maschinenschlosser durch Jenny erfahren, daß Maria ihre alte Arbeit aufgegeben hatte und den ganzen Tag über zu Hause blieb, zog es ihn doppelt in ihre Nähe. Die kleine Hoff erwähnte dabei „des Herrn Maler", der tagtäglich nach der Fabrik käme, und sich so oft mit Maria oben im Saale unterhalte. Das stachelte den Arbeiter zur quälenden Eifersucht, die bei dieser wilden Natur keine Schranken fand. Mit dem instinktiven Haß,

den er gegen alle Besitzenden hatte, brachte er diese Thatsache sofort mit einem verwerflichen Vorrechte der Bourgeois zusammen. Für einen solchen hielt er den jungen Künstler, den er mehrmals in Begleitung Rothers senior sah, ebenfalls. Er witterte in Freigang einen begünstigten Nebenbuhler, von dem er in seiner wahnsinnigen Verblendung annahm, er habe mit der gefallenen Seidel ein Liebesverhältniß angeknüpft, lasse sie nicht mehr arbeiten, sondern halte sie aus. Die hatte ja ein Kind und kannte bereits die süßen Umarmungen der Männer; und wenn der alte Hoff auch zehnmal von ihrer Tugend sprach — traue der Teufel einem Weibe, das von der Hände Arbeit leben muß und Gefühl und Sinne besitzt.

Aber er konnte nicht von ihr lassen. Ehe er sie einem Andern gönnte, eher sollte es ein Unglück geben.

Als der Kohlenschipper den Bitten seines jungen Freundes Folge geleistet und Maria mitgetheilt, was Schott mit ihr im Sinne hatte, war diese nur zu sehr von dem Ernst der Dinge überzeugt. Ihr standen im Moment all' jene glühenden Blicke vor Augen, mit denen der Arbeiter sie des Mittags beim Verlassen der Fabrik, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit verfolgt hatte. Erst hätte sie allerdings über diesen ganz unerwarteten Heirathsantrag lachen mögen, sie fand schon den Gedanken an eine derartige Verbindung zwischen zwei Menschen von solchem abweichenden Bildungsgrad mindestens komisch, wenn nicht verwerflich — dann aber, als Hoff in seinen schlichten Worten ihr all' das wiedersagte, was Schott ihm aufgetragen hatte, überkamen sie sonderbare Gefühle, die sie zum Nachdenken anregten.

War das nicht im Grunde genommen ein höchst ehrenvoller Antrag, den dieser schlichte Arbeiter ihr machte? Nur eine ehrliche, aufrichtige Neigung, nur der feste Wille, für sie als treuer Gatte zu sorgen, konnte ihn hervorgerufen haben. Dieser Mann wußte, daß sie ein uneheliches Kind besaß, daß sie keinen Anspruch mehr auf den moralischen Respekt der modernen Gesellschaft erheben durfte, und doch wollte er durch seinen Namen die Vergangenheit

für immer auslöschen, ihr und ihrem Sohne die Rechte achtbarer Menschen geben. Und das nur allein ganz ihrer Person wegen, aus inniger Liebe zu ihr. Das mußte ein Mädchen wie die Seidel, welche die Anschauungen der Leute zur Genüge kennen gelernt hatte, tief rühren. Sie wußte nur zu gut: jeder Mann der besseren Gesellschaft hätte ihr diesen Fehltritt nicht vergeben, mindestens hätte er ihn nicht durch seine Hand sanktioniren mögen, oder er hätte ein besonders starker Geist sein müssen, dem die Welt und ihre Lästerzunge nichts galten, wo das Weib, das er liebte, ihm Alles war — sein höchstes Heiligthum auf Erden.

Und hier brauchte sie nur Ja zu sagen — ein einziges Wort, das sie über die Misèren des Daseins mit allen daranhängenden Gemeinheiten für immer hinweggehoben hätte. Vielleicht hätte sie sich zu einer andern Zeit nicht besonnen, es wären wenigstens Minuten an sie herangetreten, in denen ihr der Gedanke an das dereinstige Schicksal ihres Kindes geboten hätte, einen derartigen Antrag nach allen Seiten zu erwägen, und wenn ihr Herz auch nichts dabei empfunden hätte, sie wäre der Stimme der Vernunft vielleicht gefolgt — heute aber sah sie die Nothwendigkeit dazu nicht mehr ein. Sie fühlte sich nicht mehr so müde, apathisch wie sonst, sondern verjüngt, gestählt zum neuen Lebenskampfe. Daß sie den Vater ihres Kindes gefunden hatte, daß sie ihn jetzt zur Rechenschaft ziehen konnte — war das belebende Element, das sie jetzt freudiger als sonst allein die sorgende Last für sich und ihren Knaben tragen hieß. Dann auch schlug ihr Herz so sonderbar, wenn sie an Freigang dachte — und wenn das auch vielleicht nur Einbildung war, es erinnerte sie doch fortwährend daran, daß sie wie andere Menschen ein Herz besaß, das dem Manne ihrer Wahl Liebe entgegenbringen sollte. Und eine Ehe ohne Liebe, oh — — Schott erschien ihr plötzlich wie etwas abschreckend Häßliches, dessen leiseste Berührung sie durch-

schauern machte und dem sie doch nicht mehr entrinnen zu können glaubte.

Was sollte sie da dem Maschinenschlosser durch den Kohlenschipper antworten? Sie sagte nicht Ja, sie sagte nicht Nein, bedankte sich aber für das Wohlwollen und erwiderte, daß sie überhaupt nicht ans Heirathen denke — bei aller Achtung, die sie für solch einen braven Mann, wie Schott sei, hege.

Dem Maschinenschlosser war das insofern eine Beruhigung, als aus dieser Antwort eine direkte Abneigung gegen ihn nicht ersichtlich war. Die geheime, glühende Neigung zu der Seidel fand dadurch nur noch neue Nahrung und weckte bestimmte Hoffnungen. Da mußte ihm dieser Maler wieder in den Weg kommen!

Es war erklärlich, wenn der Maschinenschlosser jetzt auch Abends die Gesellschaft Hoffs und Schlichtings theilte. Schott werkte bald, was den Westfalen nach der Manteuffelstraße zog, und Schlichting erfuhr durch Hoff, welchen Einbildungen und Hoffnungen sich der Arbeiter hingab. So verschiedene Naturen sie auch waren, so mußte der Grundzug, den sie gemein hatten, die offene, unverkünstelte Ehrlichkeit, Beide doch schnell näher bringen. So hatten sie bald kein Geheimniß vor einander.

Der Heiligenmaler hörte gern, wenn der Schlosser von der Fabrik erzählte, in der seine Jenny vorläufig noch beschäftigt war, und Schott suchte Schlichting über seinen Nachbar Freigang auszuforschen. Also der war wirklich der Sohn eines reichen Mannes, eines Freundes vom alten Rother? Der Schlosser biß im Halbdunkel die Zähne zusammen. Das hatte er ja gleich gewußt! Dem hing sie an, mit dem traf sie gewiß zusammen, der besuchte sie, am Tage, wenn *er* sich bei harter Arbeit in der Fabrik plagen mußte, und doch mit dem Gedanken an sie jeden Hammer schwang, jede Feile ansetzte. Jetzt hatte sie es sich bequem gemacht und war nicht mehr an Zeit und Ort gebunden. Und er konnte sie am Tage nicht mehr beobachten! Wenn er da im Augenblick an Jemand seine Wuth hätte aus-

lassen können, er hätte ihn in Grund und Boden geschlagen. Da versuchte er denn aus Schlichting irgend etwas Beweisbares herauszubringen. Ob denn der Herr Freigang wie er, Schlichting, auch immer direkt Damen nach der Natur male und was das wohl für Damen seien.

Er horchte dann lauernd auf jedes Wort, das der Westfale erwiderte, um dem Verhältniß der Seidel zu Freigang auf die Spur zu kommen.

Eines Sonntags hatte sich Maria wirklich ihres dem Genremaler gegebenen Versprechens erinnert, hatte Jenny nach Schlichtings Atelier begleitet und dann Oswald zu ihrer Hand gesessen.

Der Heiligenmaler berichtete davon harmlos, und pries mit Künstlersinn die Formenschönheit von Marias Hand.

Das gab dem Maschinenschlosser einen furchtbaren Stich ins Herz, daß all' sein heißes Blut in Wallungen kam. O, jetzt hatte er Beweis genug. Dieser große, pockennarbige Mann da, der allerdings aus ganz anderm Holz geschnitzt schien, wie jener Bourgeoissohn, war aber dieses Begünstigten Freund. Der plauderte gewiß nicht aus der Schule und erzählte Alles, was er wußte. Die ganze entsetzliche Eifersucht eines von einem geliebten Weibe zurückgesetzten Menschen umgarnte von jetzt ab den jungen Arbeiter mit ihren peinigenden Fängen. Er sprach dann nie ein Wort, aber sein Gesicht wurde der Ausdruck seines Empfindens, seiner fürchterlichen, im Augenblicke ohnmächtigen Wuth.

Das Merkwürdige war, daß der Heiligenmaler und der Maschinenschlosser sich gegenseitig in ihrem Innern tief bedauerten — soweit es sich um die Neigung zu der Erwählten ihres Herzens handelte. Jeder fand, daß der Andere einen argen Mißgriff mit seiner Wahl gethan habe.

Der innerlich feinfühlende Westfale konnte sich keine größeren Gegensätze denken, als das so vortrefflich gebildete, vornehm erscheinende Fräulein Seidel und diesen unbändigen, roh zugeschnittenen Krauskopf, der trotz seiner Intelligenz den Mann der harten Arbeit nie verleugnen konnte.

Und der Maschinenschlosser hätte einen Eid darauf geleistet, daß die kleine Jenny zu diesem riesigen Maler, oder auch umgekehrt, paßte, wie die Faust aufs Auge. Nicht nur äußerlich, bewahre, sondern in ihrem ganzen Denken, Fühlen, Thun und Sprechen. Die zu einem Heiligenmaler! Der war ja gerade nicht so fromm, wie die Bilder, die er malte, aber gute, edle Ansichten vom Leben hatte er; er fand so schöne Worte, wenn er sprach, daß man den fremdartigen Dialekt überhörte, das entstellte, von der Hitze gerötheten Antlitz nicht mehr sah. Das empfand selbst dieser Arbeiter, der mit Leib und Seele für das hohe Evangelium seines Lassalle schwärmte. Wenn diese Tochter des alten Hoff nur halb so schön gesprochen hätte, mit ihren sechszehn Jahren nur noch die Hälfte der kindlichen Anschauungen sich bewahrt hätte, wie dieser erwachsene Mann, dann hätte sie noch zu einem Heiligenmaler gepaßt, so aber — —

O, gewiß, sie hatte so schöne blaue Augen, so kirschrothe Lippen, sie konnte so süß, verklärt lächeln, daß ihr Antlitz wirklich manchmal den Ausdruck einer Madonna annahm, als welche sie gemalt wurde. O, sie wählte auch die Worte oftmals, namentlich wenn der Besuch aus dem „Photographenkasten" da war und wie gewöhnlich das Papier mit Apfelkuchen hervorlangte. Dann klang ihr Dank sogar melodisch. Aber merkte denn dieser seelensgute Künstler gar nicht, daß sich dieses Mädchen wirklich nichts aus ihm machte, daß sie den Kuchen mehr liebte, als Den, der ihn brachte? Kam denn dieser merkwürdige Mann nicht zum Bewußtsein, daß all' die schönen Bilder, all' die lehrreichen Bücher nur für den Augenblick das Auge erfreuten, am andern Tage aber bereits unbeachtet im Winkel lagen? Vergaß er denn ganz und gar, daß er es hier mit einem Fabrikmädchen zu thun hatte, das nur die Scham abhielt, sich zu Hause und einem Fremden gegenüber so zu zeigen und gehen zu lassen, wie in dem Arbeitssaal unter ihresgleichen? O, da hatte dieses junge Ding bereits in dem herrschenden Tone bedeutende Fortschritte

gemacht — unbewußt, gewiß! aber mit den Wölfen muß man heulen. So unverdorben wie diese Kleine waren einst die Meisten, die heute untereinander von Dingen sprachen, die sich die Dirnen erzählen, wenn sie sich im Krankenhause die Zeit verkürzen wollen. Das brachte nun einmal das Fabrikarbeiten mit sich, das war wie eine entsittlichende Ueberlieferung, die von der Einen zur Andern überging.

Da war die lange Tine, die mit der Jenny an ein und derselben Trommel spannte. Sie war die Tochter eines Arbeitsmannes in Nixdorf und hatte mit fünfzehn Jahren bereits ein todtes Kind zur Welt gebracht. Die war Stammgast in allen Tanzspelunken und kannte die Männer aus dem ff. Was die mit den andern Mädchen für Reden führte, wie die sich selbst mit den Arbeitern unterhielt! Das mußte man nur hören! Ihr Mund war eine sprechende Kloake, aus der die Gemeinheit floß. Die brauchte man nur zu reizen, um sich mit gesprochenen Koth bewerfen zu lassen. Da war in der Fabrik ein Arbeitsmann, der des Abends nach Feierabend bei diesem Mädchen die Stelle eines Zuhälters vertrat. Wenn sich die Tine bei Gelegenheit mit ihm neckte, wollten sich die älteren „gereifteren" Arbeiterinnen ausschütten vor Lachen. Da konnte man Handgreiflichkeiten sehen, da konnte man zweideutige Redensarten hören!

Und Jenny, „die Madonna", stand dabei und sah und hörte Alles. Das war der Gifthauch, der langsam in ihre Augen und Ohren zog, um dann die Sinne zu berücken und dereinst auch Seele, Geist und Körper zu zerstören.

Diese Madonna sollte unbefleckt dabei passiren? Wer das glauben konnte!

Einmal nahm die Tine sich die Kleine ganz besonders vor. Es war während der Vesperpause, wo man in einem Winkel beisammensaß und sich, um die Zeit abzukürzen, mit allerhand gemeinen Anekdoten unterhielt.

„Sag' 'mal, Jenny," begann das verlebte Frauen-

zimmer, „haste denn schon mal zu eenem Manne in 'n intimes Verhältniß jestanden?"

Damit war ein sehr interessantes Thema begonnen.

Jenny konnte sich in ihrer Purpurglut nicht wehren.

Diese Unschuld — wie verschämt sie plötzlich that, als wüßte sie noch nicht, daß es zweierlei Geschlechter giebt.

Von nun an gab sich Tine die allerdenklichste Mühe, Jenny nach Kräften zu „belehren". Was mußte die erfahrungsreiche Arbeiterin da nicht Alles hören! Diese Kleine hatte noch nicht einmal einen Bräutigam, der sie des Sonnabends oder Sonntags zum Tanzen führte? Sie hatte sich überhaupt noch niemals von einem Herrn ausführen lassen, kannte kein Theater, keine Kneipen? Und arbeitete, verdiente und wußte nicht wofür? War das Mädchen denn verrückt? Der mußte man die Augen öffnen.

„Aber sag' 'mal, Mädel," begann die lange Tine eines Vormittags bei der Arbeit wieder, „wofür quälste Dir denn ejentlich? Um Dir villeicht de Schwindsucht an 'nen Hals zu arbeeten und nischt vom Leben zu haben? Is mir so 'n Blak schon vorjekommen! Verhauen müßte man Dir. Zu was sind denn de Männer da, wenn man sich nicht mit ihnen amüsiren soll? Es ist ja wahr: die Bande läßt Eenen in der Regel in de Patsche sitzen — dafür muß man sie ooch bei Zeiten hochnehmen. Daß sie die Motten kriegen!... Bist Du dumm! Glaubste villeicht, 's wird Dir 'n Anderer heirathen, als 'n Arbeeter? Da biste schief jewickelt. Den bekommt man noch früh genug, um mit Kind und Essen nach de Fabrik zu buckeln oder selbst wieder des Morjens mit de Schmalzstullen loszuziehen. So blau! Da muß man sich bei Zeiten amüsiren. Was schadet 'n ooch so'n bisken Liebe? Det is 's eenzige Verjniegen, was wir Armen haben. Sollst nur wissen, wie's die vornehmen Frauen treiben — da erfährt man's natürlich nicht, aber ick sage Dir, die verstehen's... Also immer rin ins Verjniejen, und sei keen Affe. Wenn ick so jung wär' wie Du — — Haste denn noch nich bemerkt, wie der Brendel sich nach Dir hat? Der ist ja reene

verrückt und möcht' Dir am liebsten uffressen mit de Oogen, wenn er vorbeijeht. 'n ganz netter Esel — den würd' ich mir halten an Deiner Stelle. Der hat Jeld, da lernste Berlin bald kennen."

Wenn Jenny zuerst derartige Reden hörte, die sich dem Sinne nach stets zu wiederholen pflegten, so hatte sie das Gefühl, als würde sie mit Peitschen ins Gesicht geschlagen und zu gleicher Zeit als grübe sich ein Keil in ihre Kehle, der sie am Sprechen und Schreien hindere. Sie fühlte das heiße Brennen ihres Gesichtes, und konnte dabei keine Worte zur Abwehr finden. Allmählich wurde sie in diese Atmosphäre weiblicher Gleichgültigkeit hineingetrieben, sie wußte nicht wie. Sie athmete die Luft der Gemeinheit, ohne sich ihr entziehen zu können. Sie hörte die unsittlichen Ausdrücke erst ruhig mit an, lachte dann darüber und sprach sie schließlich nach; erst mechanisch, dann mit vollem Verständniß.

Im Grunde genommen war das, was die Tine sagte, ja nur dasselbe, was der feine Herr Brendel ihr bereits an jenem Abend in der Mantenffelstraße gesagt und nachdem schon öfters wiederholt hatte: sie arbeitete, arbeitete und hatte nichts vom Leben. Das durfte wirklich nicht so weiter gehen. Man konnte ja Alles so einrichten, daß Niemand etwas davon erfuhr.

An einem Montag hatten die Arbeiterinnen gerade Feierabend gemacht, als die lange Tine Jenny aufforderte, mit zu Kliem zu kommen. Kliems Lokal bildete einen der bekanntesten Tanzböden letzten Ranges in der Hasenhaide. Arbeiter, Soldaten, Dienst- und Fabrikmädchen niedriger Art, auch Dirnen mit ihren Zuhältern gaben sich hier an bestimmten Tagen der Woche ein Rendezvous.

Die kleine Hoff sträubte sich erst. Sie meinte, sie könne nicht tanzen, würde sich also doch nicht amüsiren. Dann müsse man es lernen, warf Tine ein.

Da mehrere der Mädchen bei Kliems Stammgast waren, wurde Jenny so bestürmt, daß sie endlich nachgeben mußte. Man hatte auch bereits angefangen sie so zu „uzen", daß

sie sich wirklich lächerlich gemacht haben würde, hätte sie länger widerstanden. Einmal war ja auch keinmal. Zum Glück hatte der Vater gerade Nachtarbeit, da war die Geschichte nicht so gefährlich. Außerdem hatte man ihr versprochen, sie um Zwölf spätestens nach Hause zu begleiten. Sie ging also mit.

Zum Unglück bekam an diesem Abend Schott ebenfalls den Einfall, eine Promenade nach der Hasenhaide zu machen. Die Tanzmusik lockte ihn ebenfalls zu Kliems Lokal hinein. Er sah also Jenny in dieser Gesellschaft. Er war zwar zuerst erstaunt, aber beruhigte sich bald. Das ging ja ganz natürlich zu. Weshalb schickten auch diese Arbeiter ihre Töchter nicht, wie die dickgemästeten Bourgeois, nach einer höheren Schule und Pensionat, um sie erziehen zu lassen. So mußten sie sich auf den Tanzböden herumtreiben und sich von jeder ungewaschenen Hand drücken und betasten lassen. Da wunderte man sich nachher, wenn Dirnen aus ihnen wurden. Aber gewiß sollte das dereinst anders werden, wenn der Standesunterschied zu allen Teufeln gejagt war und alle Kinder von Staatswegen erzogen wurden.

Der Anblick Jennys in dieser von Schweißgeruch, Tabaksqualm und Ausdünstungen aller Art durchzogenen Tanzspelunke gab dem Sozialdemokraten wenigstens wieder Veranlassung zu derartigen Betrachtungen.

Und doch, wenn der alte Hoff um diesen Aufenthalt seiner Tochter gewußt hätte!

Als die Kleine den Maschinenschlosser erblickte, zog sie ihn sofort bei Seite und legte sich aufs Bitten. Er möge nur ihrem Vater nichts sagen. Es sei gewiß das erste und letzte Mal, daß sie sich habe verleiten lassen. Schott glaubte das nicht, aber er versprach ein Auge zuzudrücken, wenn Jenny ihm beim Nachhausegehen Verschiedenes über Maria und den Maler erzählen wolle. Jenny versprach das, trotzdem sie eigentlich gar nichts wußte. Sie kam jetzt auch so wenig mit Maria zusammen.

Dann wurden sie durch die andern Mädchen aus der Fabrik gestört. Ach, der schöne Schott war anwesend —

das war ein Ereigniß. Der war ein forscher Bursche und konnte famos tanzen. Der Maschinenschlosser wurde sogleich von verschiedenen Seiten mit Beschlag belegt. Schließlich zeigte er auch eine gute Miene. Warum nicht auch? Tanzen war von jeher seine Leidenschaft. Diese stolze Maria hatte Schuld, daß er in der letzten Zeit fast kein derartiges Lokal mehr besucht hatte. Er meinte, die Liebe zu diesem Mädchen müsse auch eine Aenderung seiner Lebensart bedingen. Heute aber lag die Verlockung zu nahe. Man konnte sich also wieder einmal recht austanzen, trotz Blouse, Halstuch und Mütze. Erst wollte er Jenny engagiren; die war doch die Hübscheste von Allen, aber mit der kam man wirklich nicht von der Stelle, die mußte erst lernen. Er sah sich also nach einer Andern um und nahm die lange Tine, die mit ihrem Stirnhaar, Umschlagetuch und Lackstiefeletten ganz unternehmend aussah. Dieses Frauenzimmer schlief ja förmlich auf den Tanzböden, also mußte sie leicht zu schwenken sein. Es war denn in der That auch eine Lust, die Beiden durch den Saal walzen zu sehen. Wie sie sich fest umschlungen hielten, wie sie sich an sich preßten, wie sie die Beine warfen! Ihre Gesichter glühten dabei und ihr heißer Athem berührte sie gegenseitig. An solch einem Sommerabend zu tanzen, war mehr Strapaze als Vergnügen. Aber der Maschinenschlosser konnte heute gar nicht genug bekommen. Er forderte eins der Mädchen nach dem andern auf, um doch immer wieder zu der Tine zurückzukehren. Die war doch die Meisterin von Allen und entfaltete in ihren Bewegungen ein gewisses Raffinement.

Dann spendirte der Schlosser den Mädchen Bier, für Jenny ließ er ein Glas Limonade mit Himbeer kommen, von der die Kleine am wenigsten trank, denn als ihre Kolleginnen nach der Reihe von dem süßen Wasser gekostet hatten, war das Glas ziemlich leer. Schott war doch wirklich ein spendabler Mann, gar nicht so knickrig wie die andern Tänzer, das mußten die Mädchen einstimmig anerkennen.

Es herrschte eine wahrhaft drückende Hitze in dem

Saal, die Jedes an sich so viel als möglich zu mildern suchte, indem das Taschentuch als Fächer benutzt wurde. Der Maschinenschlosser befand sich seit langer Zeit wieder in seinem Element. Er hatte einen harten Thaler in der Westentasche, den er klein machen wollte. Dafür war nun einmal Montag. Er trank in der Tanzpause immer ein halbes Glas Bier mit einem Zug und ließ sich an der Schenke sofort ein neues einschenken, wenn es leer war. Das viele Trinken stieg ihm schließlich nach dem Kopf und röthete sein Gesicht. Jetzt war er in der richtigen Stimmung, um Alles mitzumachen und bei der ersten besten Gelegenheit Krakehl anzufangen, sobald sich ihm dazu Veranlassung bieten würde.

Die lange Tine schien bereits den ganzen Abend über Jemand zu erwarten, denn sobald sich ein Herr durch den Kreis der Zuschauer drängte, warf sie einen Blick auf ihn. Endlich kam der Ersehnte. Es war der Arbeitsmann aus der Fabrik, der immer wie ein Zuhälter gekleidet ging: ein schmal aufgeschossener, noch junger Bursche mit einem wachsbleichen, bartlosen Gesicht, das stets den Ausdruck einer starren Larve hatte. Er trug eine hohe Schirmmütze, unter derem Rand vor den Ohren das pomadisirte Haar in der Form einer „Sechs“ über den hervorstehenden Backenknochen glatt gekämmt war. Ein grell blaues Halstuch verdeckte das Arbeitshemd und ließ das Gesicht noch fahler erscheinen. Dieser Mensch, dessen kleine tiefliegende Augen den Ausdruck eines feigen, lauernden Raubthiers nie verloren, poussirte bereits seit Langem die Tine und logirte mit ihr zusammen.

Er eilte sofort auf sie zu und begrüßte sie in einer Weise, die seine intimen Beziehungen zu diesem Mädchen sofort kennzeichnete. Auch die Arbeiterin trug sofort dieselbe Ungenirtheit zur Schau.

Natürlich wollte der Arbeitsmann, daß der nächste Tanz mit seinem Mädchen ihm gehöre. Schon als er sah, wie Schott sich mit Tine unterhielt, empfand er Angesichts des hübschen Maschinenschlossers eine Art Eifersucht, die bei

derartigen Kreaturen sich mehr auf eine sinnliche Regung zurückführen läßt. Unwillkürlich hatte er in seine Hosentasche gegriffen, in welcher sein Hausschlüssel steckte. Er kannte seinen Mann, dem er überhaupt nicht grün war, schon aus dem Grunde, weil dieser ihn einst seine Stellung als „Nichtsgelernter" in der Fabrik hatte fühlen lassen. Der ließ sich die Butter vom Brode nicht nehmen, und hatte ein paar Muskeln wie ein Stier. Hier aber galt Einer gleich dem Andern, außerdem brauchte er nur einen Pfiff abzugeben, und sogleich tauchten ein halbes Dutzend „Mützen" auf, die ihn nicht im Stich gelassen hätten.

Der Tanz begann, und Schott schritt, wie gewöhnlich auf Tine zu, als der Arbeitsmann ihm zuvorkam und die Arbeiterin aufforderte. Der Maschinenschlosser trat sofort dazwischen. Er hatte den Abend über mit dem Mädchen getanzt und jetzt sollte er sie fahren lassen, sich durch dieses gemeine Wachsgesicht in seinem Vergnügen stören lassen? Das paßte gerade in seinen Kram. Dieser ausgemergelte Bengel kam ihm gerade recht in seiner erhitzten Stimmung.

Tine hing schon am Arme ihres Zuhälters, als der Maschinenschlosser ihre Hand festhielt.

„Fräulein, ich habe alle Tänze mit Ihnen getanzt, ich bitte auch um diesen."

Er legte seinen Arm um ihre Taille und versuchte sie an sich zu ziehen, ohne den Menschen mit dem grellblauen Tuch weiter zu beachten. Dieser hielt aber immer noch den andern Arm fest und sagte:

„Und meine Braut tanzt von jetzt ab mit mir, treten Sie zurück und machen Sie gefälligst Platz, wenn ich bitten darf."

Eine halbe Minute lang befand sich Tine so zwischen den beiden Männern, ohne daß sie frei wurde. Sie schien sich aber über den Zank der Beiden vortrefflich zu amüsiren, denn sie lachte mit ihrer heiseren Stimme laut auf. Dem Arbeitsmann war sie mehr wie dem Schlosser verpflichtet, aber der Letztere gefiel ihr doch am besten. Sie wollte doch sehen, wie das enden würde. Ohne Prügel

ging das nicht ab, das sah sie voraus, aber es war nicht das erste Mal, daß man ihretwegen sich die Nasen blutig schlug. Baß, Geige, Trompete und Klarinette ließen sich durch diesen Wortwechsel nicht stören, und das Schlurren und Scharren der Tanzenden ertönte nach wie vor in gleichmäßigem Takte.

„Wollen Sie jetzt los lassen?" frug Schott. Das Blut stieg ihm bereits nach dem Kopf.

„Und wollen Sie loslassen?" frug der Andere, ohne einen Schritt zurück zu weichen.

Das wurde Schott zu viel. Er stieß mit der Linken kaltblütig den Burschen zurück und zog das Mädchen an sich. Im nächsten Augenblick holte der Zuhälter seinen Hausschlüssel hervor und versetzte dem Schlosser von unten herauf einen Hieb gegen die Nase, daß dem Angegriffenen die Augen übergingen.

Der Maschinenschlosser stieß einen fürchterlichen Schrei aus, der die Musik und all' den Lärm des Tanzbodens übertönte. Er griff mit der Hand nach seinem Gesicht und stand ein paar Sekunden mit geschlossenen Augen, vom Schmerz des Schlages halb betäubt, regungslos da. Das Blut drang aus der Nase, rann über die Finger und färbte Kleidung und Diele.

Dann blickte er wieder auf. Der Ausdruck seines Gesichts war ein entsetzlicher; vom Blut halb entstellt, von schrecklicher Wuth verzerrt. Dann war der erste Schmerz vorüber.

„Kanaille!!" brachte er brüllend hervor. Mit einem einzigen Satz sprang er auf den Arbeitsmann zu, und ehe dieser zum zweiten Schlage ausholen konnte, umspannte er seine Arme wie mit zwei eisernen Klammern, hob ihn wie einen Federball in die Höhe und schleuderte ihn durch den Kreis der Tanzenden bis mitten in den Saal, daß er wie ein Haufen Ballast zu den Füßen des Tanzmaitre niederfiel.

Die Paare lösten sich und stoben kreischend auseinander. Jetzt erblickte man Schott mit blutendem Gesicht, der ächzend, mit geballten Fäusten, den Nacken gekrümmt,

zu erneuertem Kampfe bereit, dastand. Die Mädchen schrieen auf und flüchteten nach den entferntesten Winkeln, die Männer umringten den Schlosser, beugten sich über den Geworfenen, stellten Fragen und schrieen durcheinander. Die Musik brach ab und es entstand ein betäubender Lärm von Stimmen aller Art, in dem sich immer dieselbe Frage wiederholte: „Was ist los, wer hat zuerst geschlagen?"

Tine war das denn doch über den Spaß gegangen. Sie fing jetzt an zu weinen und erzählte die Veranlassung des Skandals.

Also um ein Frauenzimmer war es wie gewöhnlich hergekommen? Und dieser Blutende da wollte sich das Mädel nicht nehmen lassen, mit dem er den ganzen Abend über getanzt hatte? Brav von dem Kerl! Aber der Andere hatte ihn gut zugerichtet. Mit einem Schlüssel hatte er geschlagen? Dafür lag er aber jetzt auch da und fühlte seinen Kopf brummen.

Es bildeten sich natürlich sofort zwei Parteien. Die Sache konnte noch ganz interessant werden. Der Maitre, ein vierschrötiger Herr, suchte vergeblich zu interveniren, bei diesem Skandal hörte alle Ordnung auf.

Jenny sah kaum das Blut in Schotts Gesicht, als sie ebenfalls laut aufschrie und auf ihn zueilte. „Jenny," sagte er kurz, „setzen Sie sich in die hinterste Ecke und bleiben Sie bei den andern Mädchen."

Dann konnte er sich nicht mehr beruhigen. Dieses Blut in seinem Gesicht mußte anderes Blut zu sehen bekommen. Ganz egal, was aus ihm wurde.

„Diese Kanaille," sagte er nochmals, und stürzte nach der Mitte des Saales. Seine Augen flackerten unheimlich, sein ganzer Körper schien sich zu dehnen vor Anspannung seiner ganzen Kräfte.

Die Weiber kreischten wieder, die Männer traten zurück, einige von ihnen suchten den Wüthenden zurückzuhalten, aber der Schlosser schien Riesenkräfte zu haben, er schüttelte sie wie Fliegen von sich.

„Laßt mich los," schrie er, „die Kanaille hat mit einem

Schlüssel geschlagen, ich will ihm das abgewöhnen für ewige Zeiten!"

Dieser untersetzt gebaute hübsche Kerl, der mit seinem dunklen krausen Haar, seinen blitzenden Augen wie ein halber Teufel dastand, ließ sich nicht bezähmen, das sah man jetzt.

Der Arbeitsmann war nicht so hart gefallen, wie man glaubte. Er erhob sich blitzschnell, steckte den gekrümmten Zeigefinger in den Mund und pfiff dreimal hintereinander. Sofort lösten sich aus dem Knäuel der Menge ein halbes Dutzend Gestalten und umringten ihn. Diese Kerle waren noch junge Bengel gleich ihm, und trugen dieselben hohen Mützen und bunten Tücher. Sie hatten auf das Signal gewartet.

Jetzt konnte der Katzentanz losgehen. Tines Zuhälter sah den Maschinenschlosser wie einen Stier auf sich zukommen. Von dem hatte er keine Gnade zu erwarten. Ein Zittern durchlief seinen Körper, denn noch spürte er die Fäuste des Schlossers an seinen Armen. Aber jetzt hatte er Hilfe an seiner Seite. Diese Burschen würden ihn gewiß nicht verlassen. Einer seiner Freunde hinter ihm hatte eine leeres Bierseidel in der Hand. Der Arbeitsmann entriß ihm dasselbe plötzlich.

„Pussire künftig Deine Teppichstopferin, die sich doch nur über Dich lustig macht, und laß anderer Leute Bräute zufrieden," rief er Schott höhnisch zu, dann holte er aus, das Glas kreiste und flog dem Arbeiter an den linken Oberschenkel, wo es durch die vorgehaltenen Hände seine Wucht verlor.

Was — dieser Arbeitsknecht brachte das Fräulein Seidel hier mit ins Spiel und machte sich über seine Liebe zu ihr noch lustig? Das sollte den Rest geben.

Der Maschinenschlosser war kein Mensch mehr. Er drehte sich plötzlich um, lief nach der Wand, ergriff einen Stuhl, knickte ihn einmal mit der Vorderseite auf den Boden, riß mit einem gewaltigen Ruck eins der Vorderbeine los und stürzte wie ein Tiger zurück.

„Verdammter Lude!" schrie er, „Du sollst anständige

Damen noch einmal in Deinen Mund nehmen! Kanaille, ich schlage Dich todt!"

„Los!" kommandirte der Zuhälter, und die Sieben stürmten auf den Einen zu. Der Arbeitsmann hatte seinen Schlüssel wieder in der Hand. „Ich werde Dir bei Lude —" rief er, und bückte sich, um dem ersten Schlage auszuweichen.

„Sie schlagen ihn todt!" schrieen die Mädchen, und heulten, kreischten und schrieen durcheinander. Tine wollte sich mitten unter sie werfen, aber der Maitre hielt sie mit Gewalt zurück. „Der wird allein mit ihnen fertig," sagte er. „Dieses Gesindel fängt immer Skandal an." Dann lief er nach der Thür, um Schutzmannschaft zu holen.

Der erste Schlag des Maschinenschlossers hatte den Kopf des Arbeitsmannes getroffen, daß dieser taumelte und zur Seite wich.

„Du sollst anständige Damen aus dem Spiel lassen," schrie der Schlosser wieder; „das ist für Fräulein Seidel," und ein zweiter Schlag traf die Schulter des Arbeitsmannes.

Jetzt ließ er das Stuhlbein kreisen und schlug blindlings drein. Seine Gestalt schien größer zu werden, seine Kräfte schienen sich zu vermehren. „Feige Kanaillen!" rief er wiederholt, und Schlag auf Schlag hagelte nieder.

Drei der Kreaturen hatten genug und hielten es nicht mehr aus. Sie drehten sich um und liefen dem Ausgang zu, ohne ihre Mützen mitzunehmen. Auch der Vierte hatte eine Schmarre, hielt die Hände nur noch zur Abwehr vor das blutende Gesicht und stürzte dann nach dem nächsten Fenster. Jetzt ließ der Schlosser das Stuhlbein fallen. Er bückte sich, rannte mit gesenktem Kopf gegen die beiden Letzten, packte Jeden an der Brust und stürmte so im Lauf mit ihnen durch den Saal der Thüre zu.

Dann kehrte er wieder zurück. Tines Zuhälter war der Einzige der sauberen Gesellschaft, der zurückgeblieben war. Schott hatte ihn ganz barbarisch zugerichtet. Quer über Stirn und Nase lief ein blutiger Striemen. Das linke Auge war dick angeschwollen und zeigte nur noch einen

schmalen Schlitz. Der zweite Schlag an der Schulter hatte den rechten Arm lahm gelegt.

Der Arbeitsmann lehnte auf Tines Schulter, wischte sich das Blut vom Gesicht und stöhnte wie ein Sterbender.

Als der Maschinenschlosser seiner wieder ansichtig wurde, erwachte die Wuth aufs Neue, und er wollte ihn sich noch einmal allein vornehmen, aber man hielt ihn davon ab.

Der hätte genug für die nächste Zeit, das müsse Schott doch sehen, meinten die anständigen Tänzer. Der Schlosser mußte das einsehen. An einem Wehrlosen wollte er sich nicht mehr vergreifen. Der Maschinenschlosser war mit einem Male der Held des Abends. Man betrachte ihn wie ein halbes Wunderthier. Der hatte seine Kräfte einmal auf die Probe gestellt und diesem Gesindel die Zähne gezeigt. Einer gegen Sieben, und doch den Sieg davon getragen! Man hätte das kaum für menschenmöglich gehalten. Da kam jetzt ein Kollege und wollte durchaus einen Schnaps mit ihm zusammen trinken, ein anderer Tänzer reichte ihm sein volles Bierglas entgegen. Ein Soldat wollte wissen, bei welchem Regiment er gedient habe, und eine kleine blonde Arbeiterin bat ihn sogar um den nächsten Tanz. Jenny hatte ihr Taschentuch in Wasser getaucht und wischte ihm das Blut vom Gesicht. Die Augen der Kleinen waren noch geröthet vom Weinen. Ueberdies bebte sie am ganzen Körper. Wenn ihr Vater sie hier bei diesem widerwärtigen Auftritt gesehen hätte, oder gar Fräulein Seidel oder Herr Schlichting! Daß dieser Arbeitsmann ein solch frecher Mensch war, und daß die Tine so eng mit ihm verkehrte! Sie war doch wirklich ein ganz schlechtes Mädchen. O, das sollte wirklich nur einmal in ihrem Leben vorgekommen sein, daß sie so einen öffentlichen Tanzplatz besucht hatte. Jenny nahm sich das im Augenblick fest vor. Es wäre ja Alles ganz anständig hergegangen, wenn die Tine nicht so einen gemeinen Bräutigam hätte. Morgen wußte gewiß die ganze Fabrik den Vorfall, dafür sorgten die andern Mädchen. Aber Schott hatte sich wie ein Mann benommen, das mußte man lassen. Wie wüthend er erst

wurde, als der Arbeitsmann von der Seidel zu sprechen anfing! Die Kleine fand das ungemein hübsch, daß Schott dem Burschen dafür das Maul stopfte. Sie hätte ihm einen Kuß geben mögen.

Bei der allgemeinen Auflösung, die jetzt herrschte, war es wohl das beste, wenn die Musiker wieder zu spielen begannen, zumal das Gerücht von dem Skandal sich nach draußen verbreitet hatte, und eine Menge Neugieriger hereingeströmt kam. Das Orchester begann also eine Polka, als in der Schaar der Hereinströmenden an der Seite des Tanzmaitre sich die Helme zweier Schutzleute zeigten. Der Thatbestand wurde festgestellt, dann forderten die Polizisten Tine, ihren Zuhälter und den Maschinenschlosser auf, mit nach der Revierwache zu gehen, um ihr National festzustellen. Den Arbeitsmann faßten die Beamten ganz besonders ins Auge. Den Burschen kannten sie bereits von der schlechtesten Seite. Für Schott boten sich eine Menge Zeugen an, daß er unschuldig sei und sich in der Nothwehr befunden hätte. So setzte sich eine ganze Karawane in Bewegung, voran die Beamten mit dem Mädchen und den beiden Krakehlern in der Mitte, hinterher die wohlmeinenden Freunde Schotts und am Schluß die Tochter des Kohlenschippers mit ihren Kolleginnen. Das machte Aufsehen unter den Passanten und Besuchern der Hasenhaide, die, in Schaaren durch den herrlichen Augustabend hervorgelockt, die Straße und die an ihr grenzenden Lokale belebten. Die Dunkelheit war bereits eingetreten, in der „Neuen Welt" verkündete ein Kanonenschlag den Beginn des Riesenfeuerwerks. Zischende Raketen schossen pfeilschnell durch die Luft empor und zersetzten sich dann in bunte Leuchtkugeln, die sich in magischer Schönheit vom durchsichtig blauen Himmel abhoben. Mächtige Feuergarben folgten und breiteten sich weithin sichtbar wie ein einziges Gewebe von Funken aus, das in einem tollen, unregelmäßigen Bombenfeuer zu einem Nichts zerstob.

In der „Neuen Welt" war heute „Elitetag". An solchen Tagen, wo Jedermann gegen das Entrée von einer

Reichsmark das Vergnügen hatte, bei den Klängen eines doppelten Orchesters allerhand Volksbelustigungen und am Abend einem grandios geplanten Land- und Wasserfeuerwerk beizuwohnen, ließ es sich die vornehme Demimonde besonders angelegen sein, ihre Netze auszuwerfen. Es machte gleichsam den Eindruck eines stillen Einvernehmens unter ihnen, wenn man sah, wie die eleganten Freudenmädchen der Friedrichs- und Louisenstadt, ganze und halbe Dirnen, Prostituirte und Confectionenseln, kennlich durch ihren Gang, durch ihre Kleidung, durch ihre Blicke, in Schaaren die Gänge des Gartens belebten, und einen Mann zu kapern suchten, der sie in später Stunde dreifach für geliehene Roben und erborgten Schmuck, für Entrée- und Droschkengeld entschädigen sollte. Schon der Name des Besitzers dieses Lokals, der Jahre lang Inhaber eines fashionablen Balllokals Berlins war, lockte diese Dirnen zu einem Rendezvous en masse. Man fühlte sich gewissermassen verpflichtet, dem Wirthe die alten Sympathieen aufs Neue entgegen zu bringen, ihn durch regen Besuch in seinen Unternehmungen zu unterstützen. Man sah so viele bekannte Gesichter aus dem eigenen Lager und dem der goldenen Jugend — das brachte ein gewisses Gefühl der Heimlichkeit hervor, welches der Kühnheit keine Schranken setzte und sich nicht geniren hieß. Da tauchten die weiblichen Stammgäste des Orpheums, Colosseums und von Vauxhall auf, unter ihnen die „alte Garde", die sich noch rühmen durfte, in den Gründerjahren den Champagner aus Eiskübeln getrunken zu haben und an der Seite irgend eines „Banquiers" auf Gummirädern durch die Straßen gefahren zu sein. Schminke und Puder hatten ein Jahrzehnt verdeckt, und Venus vulgivaga fühlte sich noch immer jung genug, um ihr jetziges Liebesgewerbe mit dem einer Kuppelmutter noch nicht vertauschen zu brauchen.

Nach Schluß der Geschäfte, gegen neun Uhr, beim Uebergang der Dämmerung zum völligen Abend, wenn Gasflammen und Lampions den riesigen Garten zu erleuchten begannen, nur einen gewissen Gesichtskreis er-

hellten, animirte Stimmung und Gemüthlichkeit hoben und erhöhten, gleichsam dem Vergnügen den Reiz des Phantastischen gaben — dann wurde es an einem derartigen Elitetag in der Neuen Welt besonders lebendig, begann sich prickelndes Leben in ihr zu entfalten. Die Pferdebahnwagen folgten in kurzen Zwischenräumen und brachten in Schaaren Besucher. Equipage folgte auf Equipage, Droschke auf Droschke rollte vor das Portal, und ihnen entstiegen jene Pärchen, deren männlichem Theil man den Börsenjobber von Beruf sofort an Manieren und Gesicht, an dem blauen Beinkleid und karrirten Jaquet ansah, und deren schönere Hälfte keinen Zweifel an dem Verhältniß zu ihrem Begleiter aufkommen ließ. Da bog zum zwanzigsten Mal eine Droschke erster Klasse heran, aus deren Kasten einer jener unzähligen Modewaarenjünglinge stieg, deren Ausgaben mit ihren Einkünften in keinem Einklang stehen, und die so lange im Geheimen ihre Chefs bestehlen, bis eines Tages der Unterschleif entdeckt und der Name einer bisher unbescholtenen Familie auf der Anklagebank gebrandmarkt wird. Eine doppelte, unabsehbare Wagenburg begann sich nach und nach zu beiden Seiten der Straße aufzubauen und erhielt durch jedes heranrasselnde Gefährt ein neues Glied. Schutzleute zu Pferde und zu Fuß ließen fortwährend ihre Rufe erschallen, um den Kutschern ihre Weisungen zu geben, um die Fußgänger ungefährdet passiren zu lassen. Vor dem Eingang staute sich eine Menge Neugieriger, zusammengesetzt aus Kleinbürgern und Arbeitern beiderlei Geschlechts, aus all' jenen Elementen des niederen und mittleren Volkes, die nach des Tages Last und Mühen an Sommertagen die von Dunst und Hitze geschwellte Atmosphäre der Stadt mit der reineren der naheliegenden Ortschaften zu vertauschen pflegen, um auf der Promenade oder in den entrée-freien Biergärten mit Wohlbehagen die Würze des Abends zu genießen — sich gleichsam zu stärken für den kommenden Tag. Sie geriethen beim Vorübergehen ins Gedränge, wurden auf einen Fleck gebannt, witzelten, machten ihre Bemerkungen und versuchten

durch die Spalten des Thores einen flüchtigen Anblick des Innern zu erhaschen, ehe sie mit einem von halbem Neid und halber Erwartung gepaarten Gefühl von dem Strom der Auf- und Abwogenden mit fortgerissen wurden. Hoch auf den Bäumen der angrenzenden Haide hatte der Janhagel der Vorstädte seine „unbezahlten Plätze" okkupirt, um neben dem Genuß eines Freikonzertes aus nächster Nähe, von einem beneidenswerthen Punkte aus, das Abbrennen des Feuerwerks, die Erstürmung und das In-die-Luft-sprengen einer hinter dem See auf einer Felsenterasse erbauten Festung zu erwarten. Der Berliner Straßenjunge von Beruf wetteiferte mit dem historisch gewordenen Berliner Schusterjungen von dieser hohen Warte herab, den unter ihnen auf Zaunpfosten, auf Baumstümpfen, auf Erhöhungen jeder Art Platz gefundenen, von dem Volksmund mit der Bezeichnung „Zaungäste" bedachten Zuschauern, fortwährend jene, oft harmlos-witzigen, oft mit einem hinreißenden derben Humor gewürzten Bemerkungen und Floskeln zuzurufen, deren Wirkung auf die Lachmuskeln sich der Spreeathener nie entziehen kann. Sie waren gleichsam die Improvisatoren lokalen Witzes, der beißende Funken sprühte, die rechts und links, auf allen Seiten Feuer fingen und durch schallendes Gelächter neue Nahrung bekamen.

Und zwischen diesen Baumstämmen, hinter den die Anhöhe sich hinaufschlängelnden Zäunen, mitten im saftigsten Grün, hatte sich auf Kosten jenes bevorzugteren Gartenfestes in der Tiefe, ein zweites Volksfest etablirt, das einfach in seiner Art, von dem Vergnügen des ersteren zehrte, sich gleichsam wie ein Reflex von jenem ausnahm. Da sah man „fliegende" Wursthändlerinnen, deren dampfende Blechbehälter umlagert wurden, hier verzapfte auf einem zum Schenktisch umgewandelten Hundewagen, diesem Nationalgefährt der Berliner, ein „fahrender" Budiker Schnaps und Bier. An jener Fichte, die klagend um ihre Kahlheit die letzten Aeste trauern ließ, stand ein alter Herr, der seinen „Cigarrenladen" in Gestalt einer kleinen Kiste

unterm Arm hielt und an einem Knopfe seines Rockes ein mächtiges weißüberzogenes Pappstück mit der vielversprechenden Aufschrift „Cigarren-Lager" hängen ließ; und auf der großen hervorspringenden Wurzel des nächsten Baumes saß ein verwitterter „Hofmusikant", der durch das krampfhafte Ziehen an einer verstimmten Harmonika dem brausend herüberschallenden Militärkonzert tapfer Konkurrenz zu machen suchte. Das im Gegensatz zu jener von dort unten heraufsteigenden Helle sich fast spukhaft ausnehmende Treiben dieser dunklen Gestalten wurde hin und wieder durch eine Laterne am Wagen, durch eine qualmende Kienfackel beleuchtet, und bekam dadurch den Anstrich eines düster malerischen Nachtbildes, in dem die Silhouette und grelle Beleuchtung um den Vorrang stritten und allein das Auge fesselten.

Und wer durch dieses in sich abgeschlossene Stück lokalen Volkslebens, das seinen Charakter scharf markirte, während Minuten hindurch seinen Blick gefesselt fand, und sein Gesicht dann von den schwarzen Haidefichten hinweg nach links wandte, wo der klare Himmel sich über der „Neuen Welt" wölbte, der wurde im ersten Moment geblendet von der überraschenden Einwirkung auf das Sehnetz. Mitten durch die ganze Länge des Gartens, von einem hochgelegenen Punkte ausgehend, über die Häupter des tausendköpfigen, bunt zusammengewürfelten Publikums hinweg, zeigte sich ein silberweißer Strom elektrischen Lichts, der mit Tageshelle die Luft durchzog und sich wie eine gradlinige mitten zwischen Himmel und Erde schwebende heiße Nebelwolke ausnahm, die wie mit magischem Schimmer die Wipfel der Bäume berührte und schräg herabsteigend Erde und Menschen im Licht der Sonne zeigte. Und bei diesem fast märchenhaften Anblick erklangen die reinen Töne der Orchester, zog etwas wie ein tausendfältiges Murmeln und Branden herauf, daß sich von der wogenden Masse im Garten fortsetzte bis zu der fluthenden Menge auf der Straße, die sich drängte und auswich, die für den schwachen Einzelnen wie gefährliche Klippen erschien.

Und in diesem stoßenden Menschenhaufen befand sich plötzlich Jenny Hoff, losgerissen von ihrer Gesellschaft und getrennt von ihren Kolleginnen. Sie wollte sich gerade durch die Wagenburg hindurchringen, um jenseits des Fahrweges zu gelangen, als eine Droschke erster Klasse vorüber fuhr, die auf Minuten durch einen Pferdebahnwagen aufgehalten wurde. In ihr saß, die Beine lang von sich gestreckt, Herr Leo Brendel. Beim Scheine der Laterne erkannte er die Arbeiterin. Ah, die Kleine hier — famos, und er war heute ganz solo, ohne Freund und ohne Weib.

„Kutscher, ich steige hier aus —"

Dann war er an ihrer Seite und hatte sie begrüßt.

Die Kleine war erst überrascht, dann erfreut, in ihrer durch die Angst verstärkten Lage ein bekanntes Gesicht zu erblicken. Der Volontair der Firma Rother und Sohn suchte erst des Kohlenschippers Tochter nach einer gefahrloseren Stelle zu bringen, dann musterte er sie mit einem raschen Blick von oben bis unten.

Ob er sich mit diesem Mädchen heute wohl öffentlich sehen lassen könnte? O, gewiß. Sie ging zwar einfach, aber doch sauber und nett gekleidet. Das helle Sommerkleid machte einen schmucken Eindruck und umschloß die zart-schwellenden Glieder eng und verführerisch zu gleicher Zeit. Der schlichte dunkle Strohhut bot einen vortrefflichen Abschluß des Kopfes mit seinem üppig wuchernden goldig blonden Haar. Und dieses liebreizende Gesicht, wie es blühte, wie es lächelte, wie es strahlte im Schönheitsglanz der Jugend. Ah — auch Handschuhe trug sie heute. Und jetzt entdeckte Herr Leo Brendel auch eine bekannte Schleife an ihrer Brust, jene Schleife . . . Sie hatte sie also richtig nicht verschmäht.

„Fräulein Jenny, Sie waren gewiß noch nicht in der Neuen Welt zum Feuerwerk?"

Wie sollte sie auch!

Sie zu überreden, o, das war nicht schwer. Die Verführung des Augenblicks war zu groß. Um zwölf Uhr war ja Alles zu Ende und der Vater hatte Nachtdienst.

Da hatten sie denn richtig nach einer Viertelstunde noch im äußersten Winkel des Gartens ein bequemes Plätzchen gefunden, wo man sich äußerst gemüthlich fand. Der gute Leo bestellte echtes Bier. Dann ließ er Abendbrot kommen und zog den Kellner bei Seite. Er sollte eine Flasche Wein mitbringen. Jenny hatte seit Vesper noch nichts gegessen. Sie griff daher tapfer zu und merkte nicht, daß Herr Leo Brendel ihr Glas bereits wieder gefüllt, wenn sie einen Schluck davon getrunken hatte. Und dieser Wein, das Gewühl der Menschen, der ungewohnte Anblick unbekannter Vergnügungen und Genüsse erweckten ihr leichtes Temperament, stimmten sie zur ausgelassenen Heiterkeit und regten ihre Sinne an. O, es mußte sich herrlich leben bei derartigen allabendlichen Vergnügungen. Oefters faßte sie sich nach dem Kopf, der heiß und schwindelig war, als verspürte sie dort Schmerzen. Dann stieß der Volontair wieder mit ihr an. Der ersten Flasche Wein war eine zweite gefolgt. Man saß hier so versteckt hinter einem dicken Baumstamm, daß man nur halb beobachtet werden konnte.

Es war spät, der Garten hatte sich fast geleert, als auch Leo nach dem Kellner rief, um die Zeche glatt zu machen. Jenny hing schon ermüdet, mit halb schläfrigen Augen an seinem Arm. Und wenn Brendel sie beim Gehen in die Seiten kniff, sie überlaut kicherte und „oh, nicht doch!" sagte, dann aber in die vorige Ausgelassenheit zurückkam, machte sie den Eindruck eines Frauenzimmers, das das Unglück gehabt hat, sich zum ersten Male in seinem Leben zu betrinken, und ein halb abstoßendes, halb die Frivolität herausforderndes Gebahren zeigt.

Auf der Straße rief der Volontair nach einer Droschke.

„Wohin wollen wir?" fragte lallend die Kleine, in der halbdämmernden Ahnung eines ihr drohenden Unheils.

„Sie müssen nach Hause fahren, Jenny, Sie können nicht gehen; ich glaube wirklich, Sie sind bekneipt."

Dabei stieß er sie schon in den Wagen, und sie kicherte wieder. Sie fand das drollig, bekneipt zu sein.

„Kutscher —“ sagte der gute Leo halblaut am Bock, „Gasthof zum weißen Schimmel, Köpnickerstraße Numero . . Fahren Sie schnell, machen Sie aber das Verdeck hoch.“

Der Rosselenker lächelte verständnißinnig. Er kannte seine Pappenheimer.

Leo Brendel hustete, dann stieg er in den Wagen, wo er Jenny willenlos an sich preßte. Die konnte heute ihr Haus nicht mehr von einem andern unterscheiden, das wußte er genau, und er hatte wieder einmal eine Eroberung gemacht.

Als Jenny an der Seite ihres Verführers dahinrollte, dachte sie gewiß nicht mehr an ihren alten Vater, der zur selben Stunde mit entblößtem, von Schweiß, Dampf und Kohlenstaub geschwärzten Oberkörper bei warmer Sommernacht in der Glühhitze der Gasanstaltsöfen sein saures, schweres Brod verdiente. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am selben Abend kam Schott erst spät nach Hause. Von der Polizeiwache aus, wo er bald entlassen wurde, hatte er aus Aerger noch einigen Bierlokalen Besuche gemacht. Als er kurz vor seinem Hause war, sah er ein Pärchen dasselbe verlassen, ihm den Rücken wenden und dann in die nächste Straßenecke biegen. Die Frauengestalt kam ihm bekannt vor. Kleidung, Gang, Größe paßten auf Maria Seidel. Dem Maschinenschlosser stockte das Herz, jeder Puls in ihm fieberte vor der Aufregung einer jäh bei ihm hervorgerufenen qualvollen Eifersucht. Er mußte Gewißheit haben. Fast keuchend stieg er die vier Hintertreppen hinauf. Im Dunkeln tastete er nach der Thür zur Stube der Seidel und preßte sein Ohr dicht an das Holz. Im ganzen Hause herrschte Todtenstille, man hätte den leisesten Athemzug in der Nähe vernehmen können. Im Zimmer war es ebenfalls dunkel, das sah er durch das Schlüsselloch. Ganze fünf Minuten lauschte der Arbeiter auf irgend eine Bewegung, auf ein Senken und Heben der Brust. Er vernahm nichts. Aber er mußte sich mit eigenen Augen überzeugen. Seine

Kammer lag neben der des Fräulein. Einen Nachschlüssel zu der Trennungsthür hatte er sich schon längst angefertigt. Er schlich auf den Zehen durch das Zimmer seiner Wirthsleute, zündete ein Licht an, zog die Stiefel aus und probirte leise den Schlüssel. Er paßte, die Thür gab leise nach, öffnete sich aber nur zur Hälfte, da irgend etwas vor ihr stand. Der Maschinenschlosser zwängte sich durch die Spalte und trat leise, unheimlich beleuchtet, wie ein Nachtwandler ein. Sein Gesicht sah gespensterhaft fahl aus, jeder Nerv in ihm bebte unter der fürchterlichsten Seelenqual seines Lebens. Links stand das Bett seiner Nachbarin. Sie lag, die entblößten Arme über das Deckbett gebreitet, mit gelöstem Haar in den weißen Kissen und schlief. Er hatte sich also getäuscht und eine Andere für sie gehalten. Als wälze sich eine Centnerlast von seiner Brust, so athmete er lang und schwer auf. Jetzt öffnete die Schlafende plötzlich die Augen und starrte ihn eine Sekunde lang an, ohne sich zu rühren, ohne die Lippen zu öffnen. War das eine Vision, die ihr die Sprache raubte, war ihr Gemüth gequält von bösen Träumen? Sie wandte sich der andern Seite zu und schlief ruhig weiter. Ihr leiser Athem ging regelmäßig wie zuvor. Und der Maschinenschlosser schritt wieder rückwärts der Thüre zu, immer seinen Blick auf ihr weißes Antlitz geheftet. Leise wie er gekommen, ging er und drehte den Schlüssel um. Dann befand er sich wieder in seiner Kammer. Und plötzlich kniete er vor seinem Bette nieder, faltetete die Hände, neigte den Kopf tief auf die Kissen und betete stumm für Maria Seidel, für das Weib, dem er wehe gethan hatte . . .

Neuntes Kapitel.

Des Lebens Grausamkeit.

Es war Ende August. Rother junior und Frau hatten seit acht Tagen bereits die Villa bei der Fabrik bezogen, als Louise eines Vormittags, gerade zur Zeit, als ihr Gatte sich in der Stadt befand, folgenden Brief erhielt:

„Louise!

Sie können einen Mann unmöglich lieben, der Sie schmählich hintergangen hat, als er Ihnen bei Ihrer Verheirathung Dinge verschwieg, die ihn allerdings in Ihren Augen tief entwürdigt hätten; ich weiß, ich zerstöre durch diese Zeilen vielleicht für immer den süßesten Traum eines Weibes, das bis jetzt in dem Glauben lebte, ihre Hand einem sittlich reinen, achtungswerthen Manne geschenkt zu haben, aber des Lebens unerbittliche Grausamkeit, die kein Mitleid mit mir fand, als sie in meiner Brust die Gluth einer heißen, innigen Liebe zu der Geliebten meiner Jugend aufs Neue entfachte, ohne sie stillen zu können, zwingt mich dazu. „Nehmen Sie an, daß Liebe auch da sein kann, wo Achtung ist," sagten Sie einst zu mir. Nun — ich nehme Ihrem Manne die Achtung, damit ich Ihre Liebe, die Liebe des reinsten Weibes erringen kann. Die Würfel des Schicksals sind ohnedies für mich gefallen, und selbst, wenn diese Zeilen eine entgegengesetzte Wirkung ausüben sollten, wenn diese Anklage mir die Verachtung zuziehen sollte, die ich bei Ihnen für Ihren Mann hervorrufen wollte — so ändert das doch nichts an jenem Entschluß, mit dem mein Leben beschlossen wird, wenn Sie mir nicht Gelegenheit geben, Ihnen die Beweise für die Schuld Ihres Gatten zu übermitteln und Ihnen mit heißer Inbrunst dafür zu danken. Uebermorgen,

am Montag, verreist Ihr Mann auf einige Tage nach Köln. — Ich sage genug. Wenn Sie sich vergangener, süßer Stunden erinnern können, in denen Sie einst Ihre Liebe einem armen Manne schenkten, dann schreiben Sie postlagernd Robert Seidel, Passage."

Frau Rother las diesen Brief mit der Empfindung eines sich bisher glücklich fühlenden Weibes, das sich plötzlich des Bewußtseins einer ihm angethanenen Schmach nicht mehr zu entziehen vermag.

Ihr Mann sie schmählich hintergangen, ihr Dinge verschwiegen, die ihn entwürdigt hätten, also ehrlos an ihr gehandelt? Das war allerdings gerade genug, um jenen „süßesten Traum" von dem Glauben an einen sittlich reinen, achtungswerthen Mann mit einem Schlage zu zerstören. Der einzige Traum obendrein, der noch am verlockensten winkte, als man über Nacht Frau wurde, um des geliebten Vaters Namen in Ehren rein zu halten!

Und doch getäuscht, hintergangen — einem Unwürdigen die Hand fürs ganze Leben gereicht?

O, gewiß — der Mann, der diesen Brief geschrieben hatte, log nicht, das wußte sie, wenn auch schon wahnsinnige, unbefriedigte Liebe und qualvolle Eifersucht ihm jedes Wort diktirt haben mochten — aber gemeine Rachsucht, die Verdächtigungen aussprach, um nur Zwietracht zu säen, den Haß zu stillen, kannte er nicht, die war ihm fremd.

Und er liebte sie noch so tief und heiß wie früher; er nannte sie noch das reinste Weib, wie er sie einst das tugendhafteste Mädchen genannt hatte.

„Ich nehme Ihrem Manne die Achtung, damit ich Ihre Liebe erringen kann."

Als Louise diese Worte noch einmal las, frug sie sich plötzlich, ob er diese Liebe überhaupt erst zu erringen hatte, ob er sie nicht bereits schon besaß, nie verloren hatte —

Die schöne Frau Rother befand sich plötzlich vor jener gefährlichen Gedankenklippe im Leben eines Menschen, wo

es keine Rückkehr gab: die Gedanken zerschellen oder bleiben sitzen. Hier rannte sich nur einer fest und der leuchtete, bohrte sich immer fester und tiefer in ihre Seele, umbrandete sie und rief im Sturm des erwachten Kampfes: „Verkauft!“

Gewiß, sie hatte sich eigentlich nur verkauft: ihren Körper mit Seele und Leib — all' jene Reize, die sie gerade für den Sohn eines Millionärs begehrenswerth genug gemacht hatten, um sie aus beschränkten Verhältnissen in Glanz und Pracht zu bringen. Sie wurde ja förmlich vom Luxus erdrückt, mit dem man sie umgeben hatte. Merkwürdig, daß sie jetzt fröstelte in dieser Umgebung, trotz der warmen Vormittagssonne, die durch das Fenster drang.

Weshalb mußte sich Robert auch gerade im Auslande befinden, als man ihr den glänzenden Heirathsantrag machte — vielleicht hätte sie doch die Schmach mit ihrem Vater getheilt und wäre der Sprache des Herzens gefolgt. So aber wankt man wie ein schwaches Rohr im Winde und findet sich schließlich nach dem ersten kräftigen Anprall geknickt, ohne zu wissen, wodurch man sein Schicksal verdient hat.

Du lieber Himmel — sich mit einem achtungswerthen Manne zu verständigen, ohne eigentlich eine tiefere Neigung für ihn zu empfinden, ist nicht so schwer, wie man in sentimental angehauchten Stunden glaubt. Die Ehe wird in den meisten Fällen doch nur als eine Versorgungsanstalt betrachtet, in der die Liebe nach den Ansichten höchst weiser Menschen durch die Vernunft und Klugheit ersetzt wird, mit denen man sich jeder Sorgen überhoben sieht. Je vergoldeter innen diese Versorgungsanstalt aussieht, je süßer schmeckt das Brod in ihr...

Aber dann eines Tages noch zu erfahren, daß das hauptsächlichste Band, das eine derartige Ehe zusammenhielt, die Achtung vor dem Manne, nur aus trügerischen Fäden gewebt war — — o, das war entsetzlich, das war des Lebens Grausamkeit bitterster

Kelch, aus dem ein sittlich denkendes Weib nur je getrunken hatte.

Die Frau Rothers junior stieß einen Seufzer aus, der inmitten der blauen Atlastapete, der gleichfarbigen Fauteuilles, der schweren Velourvorhänge und all' jener hundertfältigen Kostbarkeiten und Kleinigkeiten, die das Boudoir einer schönen, reichen Frau heimisch und beneidenswerth machen, und über welche jetzt die verstohlen hereinblinkenden Strahlen der Sonne goldig ihre Reflexe tanzen ließen, wie der dumpf zurücktönende Widerhall eines Schmerzensschreies in einem öden Raume sich anhörte.

Und der ganze, diesen geheimnißvollen Raum durchziehende Duft von Moschus und Eau de mille fleurs, der die Luft im Zimmer berauschend durchschwängerte und sonst die Atmosphäre zu einer wohlthuenden, Nerven und Sinne belebenden machte, erschien der jungen Frau jetzt wie Gemisch von Stickungsstoffen, die ihr das Athmen erschwerten.

Sie schritt nach der Portière, schlug sie weit zurück und ging in den Nebensalon. Hier riß sie die Glasthüren auf und trat auf den kleinen vergoldeten Balkon, der wie ein aus Schmiedeeisen gearbeitetes Riesenschmucktäfchen die hintere Wand des oberen Stockwerks zierte.

Die Sonne stand auf der andern Seite und zeichnete in scharfen Rissen den Schatten des Hauses. Ein leiser Lufthauch kam von der Spree herüber und kühlte Louisens heiße Wangen und Schläfen. Links lag die Fabrik und unten breitete sich der ehemals vernachlässigte Garten mit seinen neu erstandenen Rasenplätzen, Blumenbeeten, sauber gepflegten Gängen, halbversteckten Lauben, Springbrunnen, angepflanzten Bäumen und schattigen Bosquets verlockend aus.

Was hatte man binnen zwei Monaten aus diesem Stück wüsten Landes gemacht! — und Alles ihretwegen! Wohin sie trat, wohin sie blickte, empfand sie jene Annehmlichkeiten einer glänzenden Existenz, aus denen sie nur zu deutlich die Aufmerksamkeiten las, mit denen Rother

und Sohn ihr das Dasein so freudig als möglich gestalten wollten.

Ihre Augen wandten sich auch nach der großen Wiese hinter Fabrik und Garten, auf der sich buntes Leben entfaltete. Da war man schon seit Wochen in regster Thätigkeit, um den Festplatz für die Jubiläumsfeier herzurichten. Nur noch eine Woche lag zwischen heute und jenem Tage, an dem die Firma Rother mit Stolz auf eine fünfundzwanzigjährige Thätigkeit zurückblicken durfte, an welchem Rother senior der Welt ein glänzendes Zeichen eines Einvernehmens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer geben wollte.

Ein Wald von Masten erhob sich bereits, Guirlanden und bunte Wimpel zogen sich von Stange zu Stange und leuchteten im hellen Sonnenschein. Dort tauchten Reihen Buden und Hallen auf, hier zeigte sich eine Art Tribüne für die Ehrengäste. In der Mitte legte man Dielen zu einem riesigen Tanzplatz, an deren einer Seite sich ein rohgezimmertes Orchester den Blicken darbot. Es schien, als wollte man eine kleine Stadt errichten, die über Nacht aus dem Boden hervorwachsen müsse. Hundert Gestalten bewegten sich, kletterten, liefen und regten emsig die Hände. Und dieses wechselvolle Treiben unzähliger Arbeiter machte sich in der Entfernung durch das Schnarren der Sägen, Quietschen und Schlurfen der Hobel, durch unzählige Hammerschläge, die laut die Luft durchtönten, bemerkbar — durch all' jenes lärmende Schaffen und Weben emsiger Arbeit, die keine Rücksicht auf das Gehör der Menschen nimmt.

Louise Rother ließ dieses Treiben, dem sie gestern noch mit regstem Interesse, mit einem gewissen Gefühl der Freude zugeschaut hatte, heute theilnahmslos. Es war ihr seit einer Viertelstunde, als empfände sie nicht mehr mit ihrer Umgebung wie vordem, als wäre sie eine Fremde geworden, die apathisch auf Alles blicke. Eine drohende Faust schwebte ihr riesengroß vor, die im nächsten Augenblick sich hernieder

senken müsse, um Blüthenpracht, Sonnenschein, Glanz und Zufriedenheit zu vernichten.

Und das machte dieser eine Brief!

Frau Rother nahm unter einer Gruppe prächtiger Blattpflanzen Platz und las das Schreiben Seidels nochmals. Was sollte sie über ihren Mann erfahren? Was sollte sie thun? Handelte sie recht, wenn sie nach Rothers Leben vor ihrer Verbindung forschte? Vielleicht hatte er ein armes Mädchen betrogen und verlassen! Louise starrte auf einen Punkt. Wenn sie diese Gewißheit bekäme? O, o — gewiß, sie könnte ihn nicht mehr achten, schon um deswillen, weil sie ihn nie geliebt hatte — nein, seitdem sie Roberts brennenden Blick wieder empfunden, sein Händedruck ihren Körper erbeben gemacht hatte, wußte sie: sie war wohl Rothers Weib, sie hatte bisher mit ihm zufrieden gelebt, aber geliebt, wirklich geliebt hatte sie ihn nie.

„... so ändert das doch nichts an jenem Entschluß, mit dem mein Leben beschlossen wird, wenn Sie mir nicht Gelegenheit geben, Ihnen die Beweise für die Schuld Ihres Gatten zu übermitteln und Ihnen mit heißer Inbrunst dafür zu danken ..."

Wie tragisch das klang! Diesem Tollkopf schien nichts mehr an seinem Leben zu liegen, seitdem er neben der Schwester auch noch die Geliebte verloren hatte. Aber eines einzigen Vergehens wegen brauchte man nicht gleich einen Brausekopf einen unüberlegten Streich ausführen zu lassen. Lieber hinterging man einmal seinen Gatten und verletzte das Pflichtgefühl. O, es war doch zu verlockend, plötzlich Dinge zu erfahren, die Einem das Ehebett zur Hölle machten. Da rede noch Jemand von ehelicher Treue der tugendhaftesten Frau, wenn man nach solch einer Anklage in Ungewißheit schweben sollte, an wen man eigentlich seine ganze Zärtlichkeit verschwendet. So weit gehen selbst die Annehmlichkeiten des Wohllebens nicht, daß man nicht vor den zukünftigen Liebkosungen des eigenen Mannes erschauern sollte.

Die schöne Frau Rother war bereits nahe daran, sich

aus der Zusammenkunft mit Seidel keine Skrupel zu machen, als ihre Zofe erschien.

Herr Rother senior sei unten. Ob er seine Schwiegertochter unten erwarten, oder hinauf kommen dürfe.

„Bestelle, daß ich gleich erscheinen werde."

Sie hätte gewünscht, daß sie gerade jetzt diesem „Papa", dessen väterlichen Zärtlichkeiten sie nie entgehen konnte, hätte ausweichen können. Der Zufall kam ihr zu Hilfe.

Sie wollte gerade den Balkon verlassen, als Rother senior die Treppe zum Garten hinunterstieg. Er war in Begleitung Freigangs und eines Baumeisters. Er sah jetzt nach oben und erblickte seine Schwiegertochter. Die Herren grüßten, dann rief der alte Rother hinauf:

„Laß Dich nicht stören, liebes Kind, ich wollte Dich nur begrüßen. Edmund ist spätestens in einer halben Stunde hier. Wir frühstücken dann zusammen. Bis dahin adieu. Kommen Sie, meine Herren."

Sie durchschritten den Garten in seiner ganzen Länge und betraten durch die hintere Gitterthür die Wiese.

Die junge Frau athmete auf.

In einer halben Stunde bereits wollte er kommen. Sie wußte noch nicht, wie sie den üblichen Kuß ertragen sollte.

Sollte sie Seidel schreiben? Daß Edmund am Montag früh nach Köln wollte, hatte sie bereits gewußt. Aber wann, wo sollte sie ihn sprechen? Der alte Rother war jetzt jeden Abend draußen. Seitdem die Villa bezogen war, schien es ihm in der Stadt nicht mehr zu behagen, und gerade während der letzten Tage vor dem Feste war es häufig vorgekommen, daß er die Nacht über im Hause blieb. An solchem herrlichen Abend, die der August noch in Fülle bot, saß man gewöhnlich vorn auf der Veranda oder hinten im Garten, und erquickte sich an der reinen Luft. O, Rothers senior Wunsch war ja nun in Erfüllung gegangen: er hatte wieder ein Familienheim.

Während Louise noch im Entschlusse schwankte, war sie zu ihrem Schreibtisch geschritten. Sie wollte wenigstens die Adresse schreiben. O, sie hatte den Namen Robert Seidel

so lange nicht geschrieben. Es war wie ein erwachtes kindliches Spiel, das sie mit Gewalt dazu drängte nach Art Liebender in unbewachten Augenblicken den Namen des Schatzes dem Papier anzuvertrauen, um sich gleichsam an seinem Anblick zu erfreuen, sich seinem Träger näher gerückt zu sehen.

Das war bereits ein gefährliches Spiel für Rothers Frau.

Sie schloß alle Fächer des eleganten Tisches auf, ohne weder Briefbogen noch Couvert zu finden. Dieselben waren verbraucht worden, und beim Trouble des Umzugs hatte sie ganz vergessen, nach neuem Schreibmaterial zu schicken. Sie wollte aber doch sofort den Auftrag dazu ertheilen und stieg hinunter nach dem Parterregeschoß, bestellte den Diener und erledigte diese Angelegenheit. Dann suchte sie das Arbeitszimmer ihres Gatten auf. Hier sah es noch ziemlich unordentlich aus, denn Edmund hatte noch zwei Tage vorher das nebenanliegende Zimmer zu diesem Zweck inne gehabt, hatte dann aber eine andere Anordnung getroffen. Auf seinem Schreibtisch namentlich lagen Bücher, Packete und Briefe durcheinander.

Louise setzte sich auf den Lehnsessel und suchte nach einem Briefbogen nebst Couvert. Dabei fiel ihr Blick auf eine beschriebene Visitenkarte, die halb durchrissen obenauf im Papierkorb lag. Die Neugier der Frau regte sich. Louise griff darnach und las den Namen: „Leo Brendel. Im Hause Rother und Sohn.“ Und auf der andern Seite stand geschrieben:

„Lieber Vetter!

In Eile. — Hast Du meine Karte von gestern in der Stadt nicht empfangen? Bitte, reservire für mich bis heute Abend bestimmt 100 Mark und schreibe sie mir gefälligst gut. Ich sitze vollständig im Dalles. Lina läßt Dich bestens grüßen. Der kleine Edmund hat die Diphtheritis und wird wohl draufgehen. Danke Deinem Schöpfer! Ich hoffe, daß Du Deine milde Hand abermals aufthuen wirst, und verbleibe im Uebrigen

Dein Dir gewogener Vetter Leo.“

Drei-, viermal las Louise diese Zeilen. Der Athem stockte ihr dabei und ihr Herz schlug dumpf und schwer, daß sie die Schläge vernahm. Jede Fiber in ihrem Körper belebte sich und machte sie abwechselnd kalt und warm.

Wie ein Mensch, der durch eine fürchterliche Entdeckung plötzlich in seinem ganzen Aussehen, in seinen ganzen Bewegungen sich verändert hat, beugte sie sich mit unnatürlicher Hast nochmals zum Papierkorb und griff mit beiden Händen hinein, um die Umhüllung zu dieser Karte zu suchen. Ein halbes Dutzend zerknitterter Papierstücke riß sie auseinander, jetzt hatte sie ein kleines Couvert gefunden. Es paßte zu der Karte und trug dieselbe Handschrift. „Herrn Edmund Rother. Privatim," las sie.

Sie wußte genug. Sie ächzte förmlich auf unter der erdrückenden Last dieses Beweises. Ein langgezogenes Stöhnen kam über ihre Lippen, das wie der Klagelaut eines schwer verwundeten Menschen klang. In der herabhängenden Linken das Couvert haltend, stützte sie sich mit dem rechten Arm auf den Tisch und vergrub die brennende Stirn in die Hand. So saß sie mehrere Minuten mit geschlossenen Augen, mit wachsbleichem Gesicht, mit zusammengepreßten Lippen regungslos da. Nur ihre Brust arbeitete mächtig, als wollte sie den schwellenden Körper bis zur größten Ausdehnung anspannen. Und in dieser entsetzlichen Seelenstimmung, die vergeblich nach einem Wort des Selbsttrostes, nach einem Ausdruck für die Bezeichnung einer bejammernswerthen Lage rang, preßte sich endlich ein krampfhaftes, trockenes, halb unterdrücktes Schluchzen aus dem Mund, das sich mehrmals abgebrochen wiederholte.

Also betrogen, wirklich betrogen! Der Mann, den sie binnen wenigen Monaten durch das süßeste Geschenk eines Weibes überraschen sollte, durfte sich bereits Vater nennen, hatte andere Verpflichtungen, die seine nächsten Verwandten kannten, und man hatte ihr das verschwiegen —

„Elender!"

Knirschend stieß sie das Wort hervor. Ein Entschluß reifte in ihr. Binnen wenigen Minuten wurde aus ihr

eine Andere. Das sah man am veränderten Glanz ihrer Augen, an den Zügen des Gesichts, das andere Linien annahm, an Stelle der bisherigen Weichheit eine gewisse Härte treten ließ.

In einer halben Stunde spätestens wollte er kommen. Sie mußte sich also beeilen, um die letzte und vielleicht einzige Gelegenheit zu benutzen.

Sie steckte Brendels Karte in das Couvert und ließ diesen ersten stummen Zeugen der Anklage Seidels in die Tasche ihres weiten Morgenrockes verschwinden.

Dann begann sie nach weiteren Beweisen für die Schuld ihres Gatten zu suchen, mit der Hast und der Aufregung einer in ihrer Ehre und Würde tiefgekränkten Frau, die sich nicht zu beruhigen im Stande ist.

Das Mißtrauen überwog in dieser Stunde alle sonstigen Rücksichten. Diese Frau fühlte, daß das sittliche Band ihrer Ehe für immer durchrissen war, daß dieses Haus für sie bis auf Weiteres nur noch ein Zwangsaufenthalt sein würde.

Louise griff nach einem Päckchen, das auf dem Schreibtisch lag. Es konnte womöglich alte Briefe enthalten, die ihr Mann zu verschließen vergessen hatte. Sie riß es auf — Täuschung! es enthielt gesammelte Geschäftskarten bedeutender Firmen verwandter Branchen. Ihre Augen irrten umher, sie untersuchte weiter, ohne sich befriedigt zu sehen. Der Schreibtisch enthielt in seinem hinteren Aufbau eine Menge Kasten und Thüren, deren verschlossenen Inhalt Louise um den Preis von zehn Jahren ihres Lebens durchwühlt hätte. Sie zog an jedem Knopf, sie rüttelte, probirte — vergebens.

Sie griff nach ihrem Schlüsselbund — ah, dieser glückliche Zufall, der Schlüssel ihres Schreibtisches paßte zu dem ihres Mannes. Einen Moment zögerte sie, ehe sie den ersten Kasten aufschloß, sie blickte sich scheu um, ihre Wangen hatten sich wieder geröthet. Und ihre Hände drehten, fühlten und wandten wieder, ihre Augen halfen nach Kräften in dieser fast wahnsinnigen Hast.

Gleichgültige Dinge fand sie in Menge, sie sah auch Briefe von ihrer eigenen Hand, aber keine Spur von dem, was sie wünschte.

Man wird sich auch hüten, derartig Kompromittirendes aufzubewahren.

Sie lachte kurz auf und war bei der letzten Chatoulle angelangt, die mit Photographieen gefüllt war. Sie nahm den ersten Stoß heraus. Es waren Darstellungen schamloser Nuditäten, auf deren öffentlichen Verkauf die Sittenpolizei zu fahnden pflegt. Und diese Sammlung besaß ihr Mann! Tiefe Purpurgluth stieg in ihr Antlitz. Ein Gefühl von Ekel überkam sie, dem sie dadurch Ausdruck zu geben suchte, indem sie die Bilder aufs Geradewohl an ihre alte Stelle warf, und die Hände an ihrem Kleid herabgleiten ließ, als haftete etwas Unreines an ihnen.

Durch das Werfen waren einige Photographieen auf die Platte des Tisches gefallen. Es waren einzelne Portraitbilder, die unter die andern gemischt lagen: bekannte Schauspielerinnen, Sängerinnen und unbekannte Gesichter.

Louise wurde wieder aufmerksam. Auf einem Bilde, das mit der Kehrseite nach oben lag, stand eine Widmung: „Ihrem geliebten, theuren Hugo!" Darunter das Datum jenes Tages der Widmung.

Frau Rother junior drehte das Bild um. Es sah vollständig befleckt aus. Dinte, oder irgend eine andere dunkle Flüssigkeit waren mit dem Gesicht in Berührung gekommen und hatten es fast unkenntlich gemacht.

Louise trat dicht ans Fenster und ließ das volle Licht des Tages auf die Photographie fallen. Aber auch jetzt nicht vermochte sie bestimmte Züge im Antlitz zu entdecken.

Hugo, Hugo — wer mochte das nur sein? Vielleicht ein Freund Rothers, aber wie kam er dann zu diesem Bilde? Und was mochte das Original verbrochen haben, daß Wuth und Groll das Antlitz auf dem Papier so zurichten konnten? War es vielleicht der Zufall, der es

befleckte? Oder aber sollte das Bild dadurch aus dem Gedächtniß gebracht werden? —

Merkwürdig, wie bekannt ihr diese festen, fast männlichen Schriftzüge vorkamen. Wenn man aus der Handschrift eines Menschen auf seinen Charakter schließen durfte, so mußte die Schreiberin dieses Eingeständnisses ihrer Liebe zu „ihrem Hugo" einen ungemein willensstarken besitzen. Aber wo waren ihr diese Züge schon begegnet?

Wie die junge Frau noch immer auf die Widmung blickte und den Namen Hugo las, durchzuckte sie plötzlich eine schauerliche Ahnung, die mit fürchterlicher Macht auf sie einstürmte und ihrem Gesicht den Ausdruck völliger Starrheit gab.

Mit weit aufgerissenen Augen, mit halbgeöffnetem Munde starrte sie nach einem Bilde an der gegenüberliegenden Wand, als hätte sie es noch nie vorher gesehen, und doch sah sie in diesem Augenblick nichts; sie starrte in's Leere, durch die Wände hinaus in etwas nie geahntes Oedes, Todtes ...

Sie kannte jetzt diese Schriftzüge, wahrhaftig, sie hätte ihre Echtheit beschwören mögen. Und dieser Vorname Hugo — mit welchem andern sollte sie ihn in Verbindung bringen? Was für eine Geschichte hatte ihr doch Seidel erzählt?

Aber bei einem ewigen Gott, das konnte nicht wahr sein. Sie mußte toll geworden sein, daß ihre Phantasie ihr Schreckgespenster, satanische Schreckgespenster vor die Sinne malte.

Aber sie unterlag diesem fürchterlichen Bann. Sie stieß einen dumpfen, halblauten Schrei aus und sank wie gebrochen auf den nächsten Fauteuil.

Und so, mit einem bleiernen Gefühl, das ihr jede Bewegung der Glieder zur Last machte, saß sie fünf Minuten lang da, theilnahmlos vor sich hinblickend.

Dann war es ihr, als vernähme sie durch das geöffnete Fenster Rothers senior Stimme wieder.

Das gab ihr plötzliche Energie. Sie ging noch einmal zum Schreibtisch ihres Mannes, nahm Papier und Couvert

und stieg zu ihrem Zimmer empor — schleppend und schwerfällig, als hätte sie während einer Viertelstunde die Kraft ihrer Jugend verloren.

Sie drückte wieder auf den Knopf des Haustelegraphen. Die Zofe fand sie geisterhaft bleich und erschrecklich verändert, daß sie zusammenschrak und in gut gemeinte Lamentationen ausbrach. Was denn der gnädigen Frau passirt sei, ob sofort zum Arzt geschickt werden sollte?

Louise beruhigte das anhängliche Mädchen. Ein plötzliches Unwohlsein hätte sie gefaßt, das jedenfalls bald vorübergehen werde. Aber sie sei bis auf Weiteres für Niemand zu sprechen. Rother senior möge entschuldigen, wenn sie am Frühstückstisch nicht erscheinen könne.

Die Zofe ging, um im Vorzimmer den Kopf zu schütteln. Frau Rother schloß die Thür ab. Dann einem mächtigen Impulse folgend, der entscheidend in all' diesen jämmerlichen Eindrücken der letzten Minuten wirkte, setzte sie sich an ihren Schreitisch und schrieb an Seidel, erst mit zitternder Hand, dann merkwürdig ruhig und sicher:

„Miethen Sie sich am Montag Abend nach Einbruch der Dunkelheit am jenseitigen Ufer ein Boot, und landen Sie hinter unserem Garten. Ich werde mich in der großen Laube an der Wasserseite aufhalten. Erblicken Sie am Gitter ein weißes Tuch, dann bin ich allein und Sie können gefahrlos kommen.

Louise."

Und als sie auch die Adresse zu diesem Brief geschrieben hatte, fühlte sie sich wie durch ein rasch wirkendes Beruhigungsmittel gefaßter und neu gestärkt. Das änderte ihren anfänglichen Entschluß, durch Vorschützen von Krankheit ihre eigentliche entsetzliche Lage begreiflich zu machen.

Unten rollte gerade ein Wagen über die Steine des Hofes. Ihr Mann war angelangt. Sie wußte jetzt, daß sie Komödie zu spielen hatte — die grausigste Komödie ihres ganzen Lebens. Aber es war besser so. Wenn schon, denn schon! Wenn sie schon am Montag den ganzen bittern Kelch zu leeren hatte, wollte sie den Inhalt sich wenigstens vorher nicht erst trüben lassen. Also blieb man lieber noch

zärtliche Gattin und ließ sich nichts merken. Wirklich eine lustige Komödie, eine richtige Sittenkomödie aus dem Leben. Man sollte den Schein bewahren, treues, liebendes Weib spielen, wo innerlicher Abscheu sich dagegen sträubte, wo jede Berührung einem Kälteschauer gleichkam. An diesen vom erwärmenden Sonnenlicht durchtränkten Tagen! Die Frau Rothers junior lachte schallend auf, als wäre das ihr Stichwort, durch welches sie sich in dieser Komödie einzuführen habe. O, sie konnte also noch lachen? Dann beherrschte sie gewiß ihre Rolle.

Als sie jetzt den Riegel der Thür wieder zurückdrehte, sah sie noch immer blaß aus, aber ihre Gestalt war hoch aufgerichtet wie sonst.

Im Vorzimmer ließ sich bereits Rothers senior Stimme vernehmen.

Seine Schwiegertochter plötzlich krank geworden? Und vor einer halben Stunde noch hatte er sie wohl und munter gesehen?

Die Zofe redete gewiß dummes Zeug.

„Aber Louise, mein liebes Kind — habe ich recht gehört? So schlimm, daß Du Niemand zu Dir lassen wolltest?"

Der alte Rother trat mit einem Ausdruck aufrichtiger Besorgniß an sie heran und faßte sie zärtlich am Kinn; und sie lachte wie im Uebermuth auf.

„Eine dumme Laune, Papa, weiter nichts. Wir Frauen sind wie Ihr Männer oft eingebildete Kranke. Uebrigens kann ich Dir gestehen: mir wurde wirklich plötzlich sehr übel, aber das ist verzeihlich —"

Als hätte sie ohne zu wollen auf ihren Zustand angespielt, neigte sie ihr Antlitz, während sie fühlte, wie dasselbe wieder Blut durchzog. Das kam der Komödie sehr zu statten.

Rother senior zog sie diesmal an sich und küßte sie auf die Stirn.

„Du solltest Dich wirklich recht sehr schonen, mein Kind."

Seine Stimme klang zärtlich im ganzen Bewußtsein

der Liebe und der Rücksicht, die er stets für seine Schwiegertochter bereit hatte.

Und Louise, einer plötzlichen Eingebung folgend, erwiderte diese Zärtlichkeit herzlich.

„Papa, Du bist so gut gegen mich, so gut —"

Sie fühlte dem alten Herrn gegenüber, der wie ein zweiter Vater um sie besorgt war, plötzlich das Bedürfniß, sich ihm schluchzend an die Brust zu werfen, ihm ihre Entdeckung zu enthüllen, damit sie sich ihm wenigstens in ihrer wahren Empfindung zeige, aber sie that es nicht, sie bezwang sich mit aller Macht. Rother senior verhinderte sie auch daran.

„Wenn die Sache so steht, mein Kind — mir so einen Schreck einzujagen, nein —"

Er lachte jetzt glücklich, in dem treuen Glauben, nur einen Schreckschuß empfangen zu haben, und bemerkte in dem Halbdunkel des Zimmers gar nicht, daß die Blässe seiner Schwiegertochter am besten ihrer Behauptung widersprach. Aber es genügte ihm schon, wenn die Frau seines Sohnes sich selbst für vollkommen päßlich hielt. Was hätte sie auch für einen Grund gehabt, anders zu scheinen, als sie wirklich war!

Louise führte ihre Rolle vortrefflich durch. Das war dasselbe Lächeln wie immer, das sie bei der Begrüßung ihres Mannes hatte, derselbe Händedruck, wenn auch schon ihr Inneres anders dabei empfand, und wenn sie auch den Kuß mit einer auffälligen Flüchtigkeit hinnahm.

Am Nachmittag machte sie eine Fahrt nach der Stadt und besorgte dabei den Brief. Ihrem Gatten schien sie wohler als je.

Am Abend erst, als der alte Chef bereits nach seiner Wohnung zurückgekehrt war, klagte sie plötzlich über Kopfweh, das merkwürdig heftig zunahm, so daß ihr Mann ihr rieth, früh zu Bett zu gehen. Er schien wirklich besorgt um sie. Die ganze Art und Weise, wie er sich um sie bemühte, anscheinend herzliche Theilnahme für sie empfand, wie er sie eins um das andere mit kosenden Schmeichel-

namen bedachte, zeigte die aufrichtige, ungeheuchelte Liebe eines treuen Gatten für sein Weib. Und das war derselbe Mann, gegen den sie eine fürchterliche Anklage in der Brust barg, der ihrer Achtung nicht mehr würdig sein sollte!

Louise hatte ihren Zweck für heute erreicht — sie war allein; um doch nur einen neuen Sturm voll seelischer Widersprüche in sich entfacht zu sehen! Was für Liebe ihr dieser Mann entgegenbrachte! Wie er sie behandelte! Tausend Frauen hätten sie um Edmund beneidet. Hatte sie Grund, sich zu beklagen, durfte sie denn mit Recht sagen, daß sie betrogen war?

Hatte sie schon vergeblich den Schlaf gesucht — bei dieser Frage fanden ihre aufgeregten Nerven noch weniger Ruhe. Aber bis zu der Minute, wo ihr vom Grübeln und Sinnen endlich die Lider schwer wurden, fühlte sie das Eine immer von Neuem: sie hatte ihren Mann bisher nur geachtet, und — mit dem Gedanken an Seidel schlief sie ein. O, diese Professorentochter war ein ungelöstes Räthsel, wie so manche andere Frau. Wenn ein Weib eines Tages den Schlüssel zu seinem eigenen Räthsel findet, dann weicht die Last der Auflösung nicht mehr von ihrer Seele . . .

Am andern Tage, dem Sonntage, wurde die Komödie fortgesetzt. Louise war munter und fröhlich, sie wollte ihrem Mann keine Veranlassung geben, seine Reise nach Köln ihretwegen zu verschieben oder gar ganz aufzugeben. Er schien auch ganz blind zu sein, wie immer in seiner heißen Liebe, daß es ihm nicht einmal auffiel, wie sie ihm, so gut es ging, geflissentlich auswich.

Es hatte ihm auch nichts mehr aufzufallen, seitdem er jenen Mann nicht mehr in Gesellschaft seiner Frau sah, der immer ein Gemisch von entsetzlicher Angst, Grauen und Mißtrauen bei ihm rege machte. Diese blasse Furcht, die ihm eines Tages den Bruder einer verführten und ins Unglück gestoßenen Schwester auf den Hals hetzen konnte, war doch nur ein toller Spuk gewesen, der ihn selbst am Tage verfolgt hatte. Und am ersten Oktober wurde er selbst die letzte Erinnerung an ihn los, und dieses bittere

Zufallsspiel des Lebens verlor wie ein Schemen Form und Gestalt und sank ins Meer der Vergessenheit zurück. Man wurde dann nicht mehr so oft daran erinnert, daß man wie andere Menschen ein Gewissen hatte, und konnte sich endlich mit voller Ruhe seines Glückes freuen.

So kam der Montag heran. Am Mittag nahm Rother junior von seiner Frau herzlichen Abschied, um wirklich seine Fahrt nach Köln anzutreten. Als der Wagen auf der Chaussée dahinrollte, athmete Louise auf. Aber während sie vom Fenster aus der Equipage nachblickte, konnte sie sich eines Gefühls der Furcht nicht erwehren, das sie leise erzittern machte. Was war sie im Begriff zu begehen? Doch eine Pflichtverletzung der schlimmsten Art. Sie wollte die Abwesenheit ihres Gatten benutzen, um einem andern Manne Gehör zu gewähren. Sie hatte sich sogar darauf gefreut. Und jetzt war sie wirklich allein, jetzt stand ihr kein Hinderniß zu der Zusammenkunft mit Seidel im Wege, und nun kam sie sich unendlich feige vor, und das Bewußtsein einer zu begehenden Schuld, die vielleicht größer als die ihres Mannes war, ließ sie im Geiste fortwährend dasselbe wiederholen: Hat er dich betrogen als dein Gatte? Du aber willst es als sein Weib. Das eben war der große Unterschied, das eben konnte ihn im besten Falle schuldloser machen, als er wirklich war. Da dachte sie wieder an die gefundene Photographie mit der ihr bekannten Handschrift, da tauchte der Name des Verführers Maria Seidels, Hugo Wald, auf und das änderte ihre Stimmung sofort, ließ die alten wilden Gedanken durch ihre Seele jagen, ließ ihre Brust sich schneller heben und senken.

Wenn der entsetzlichste Zufall des Lebens hier wirklich seine teufelische Rolle gespielt hätte und sie das Weib des Mannes werden ließ, den sie selbst zu Seidel als gemeinen Schurken bezeichnet hatte, wenn Seidel, der sie so wahnsinnig liebte, erfuhr, daß sein Nebenbuhler, der Mann, den er haßte, der Verführer seiner Schwester sei? . . .

Sie konnte, sie wollte nicht weiter denken, Angesichts

dieser rächenden Nemesis, die ihre tolle Phantasie ihr vormalte und ihr den Verstand zu rauben drohte. Als sie vom Fenster zurücktrat, lächelte sie plötzlich wie ein Kind, das irgend einen unheimlich aussehenden, dunkelen, gefahrlosen Gegenstand für eine Spukgestalt gehalten hatte. Wie sie sich doch das Gemüth beschwerte, ohne überhaupt triftige Gründe zu haben — eines Namens wegen, der tausendmal vorkam, einer Handschrift halber, der ebenfalls hundert andere ähnlich erscheinen konnten. Sie war doch eine rechte Thörin, die Kombinationen anstellte, welche irrenden Seifenblasen glichen.

Wie in ähnlichen Lagen des Lebens der Mensch den wechselvollsten Selbstberuhigungen sich hingiebt, so wurde auch Louise gefaßter, sah sie dem Abend mit einem Gefühl unvermeidlicher Resignation entgegen.

Der Zufall wollte, daß Rother junior seine Reise nach Köln nicht ausführte. Ehe er nach dem Bahnhof fuhr, ließ er noch einmal vor dem Geschäft in der Leipzigerstraße halten, um noch irgend eine wichtige Angelegenheit zu regeln. Hier kam ihm sein Vater mit der Nachricht entgegen, daß die Fahrt nach Köln nicht mehr stattzufinden brauche, da eine plötzlich eingetroffene Depesche von dort die Nothwendigkeit dazu nicht mehr ergebe. Rother junior war sehr erfreut. Um seiner Frau eine gewiß nicht geahnte Ueberraschung zu bereiten, beschloß er vor Abend nicht nach der Villa zurückzukehren, und zog auch seinen Vater in dieses kleine Geheimniß, das einem kindlichen Scherze glich, und in dem sich doch die ganze Liebe Edmunds zu seinem Weibe widerspiegelte. Rother senior zog es denn auch vor, für heute den üblichen Besuch draußen an der Spree zu unterlassen. Der junge Chef entsann sich plötzlich eines lieben Freundes in Charlottenburg, dem er schon seit Langem seine Aufwartung zu machen versprochen hatte. Er fuhr also statt nach dem Bahnhof, nach dort, unterwegs sich in allerlei Gedanken wiegend, deren Endresultat doch nur das ihm vorschwebende Staunen war, das sich

auf dem Gesichte seiner lieben Frau bei seiner so frühzeitigen Rückkehr ausmalen würde.

Robert Seidel wurde durch diese eingetretene Aenderung in der Reisedisposition Rothers junior in nichts in dem Glauben, daß sein junger Chef wirklich die Fahrt angetreten hätte, erschüttert, denn als die Depesche aus Köln eintraf und Edmund Rother Station in der Leipzigerstraße machte, war der Kassirer grade zu Tisch gegangen. So schien ihm also nach so mancher schlaflosen, wilddurchlebten Nacht endlich jener Weg geebnet, der ihm, wie einst, das so heißgeliebte Weib wieder näher bringen sollte. Es war wie ein reiner, erfrischender Lufthauch, der ihn nach all' den sein besseres Selbst zersetzenden Tagen eines Lebens voll moralischer und physischer Entwürdigung durchwehte, als er jene Antwort Louisens las, aus deren wenigen Worten ihm die süße Gewißheit lächelte, die Stunden bereits zählen zu können bis zu dem Augenblick, wo er sich an dem heißen Druck von Louisens Hand wieder berauschen durfte. O, gewiß — er konnte mit einem Gefühl inneren Triumphes sich längst begrabenen, jetzt wieder erweckten süßen Hoffnungen hingeben. War ihm dieses Gewähren eines kaum erwarteten Rendez-vous doch nur aufs Neue die Bestätigung seiner alten Annahme, daß die Frau seines Chefs diesen nie wahrhaft geliebt, daß sie nur eine Vernunftehe geschlossen haben konnte, in der die Achtung die Liebe zu ersetzen hatte. Und dieses einzige große Band, das Beide für die Ewigkeit umschließen sollte, wollte er mit einer einzigen Anstrengung durchreißen, um Andern die Ruhe zu nehmen, damit er sie selbst genieße. — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war nahe an neun Uhr, als Seidel in Treptow das gemiethete Boot bestieg und, in gleichmäßigem Takte die Ruder ins Wasser senkend, der Rotherschen Besitzung am jenseitigen Ufer zusteuerte. Vor ihm dehnte sich die Spree wie eine gleichfarbige, dunkle Masse aus, auf der nur ein vorüberziehender Dampfer oder ein langsam sich dahinschleppendes Segelboot wie huschende Silhouetten sich

ausnahmen. Ueber einem fahlgelben Streifen am Horizont, der wie Stücke eines von Häusern und Bäumen durchbrochenen Ringes die Erde gleichsam wie durch einen leuchtenden Riß vom Himmel loszutrennen schien, zogen schwere Wetterwolken herauf, die binnen wenigen Minuten den trockenen, warmen Sommerabend in einen Regenschauer aufzulösen drohten. Die Luft war drückend und schwül, und in einer gewissen Entfernung nahm es sich aus, als wenn das Wasser durch die unbestimmte Beleuchtung in grauen Nebel überginge, der in einer langen Linie sich unter Brücken, Viadukten hindurch, bei Triften, still liegenden Kähnen, Landhäusern, schwarz erscheinenden Fabrikgebäuden mit ihren zum Himmel starrenden Schloten vorbei, der Stadt sich zuwälze. Nur nahe den Ufern spiegelten sich die Reflexe einzelner Laternen und Lichter im Wasser wieder, die durch jedes leise Kräuseln der Wellen wie feurige Spiralen sich verlängerten und verschoben, sich scheinbar in die Tiefe senkten, als wollten sie Irrlichtern gleich auftauchen und verschwinden, um das Auge optisch zu täuschen.

Als Seidel gelandet war und langsam mit klopfendem Herzen über den weichen Grund des Ufers dem Garten der Rotherschen Villa zuging, sah er in der Dunkelheit vom Gitter her jenes weiße Tuch leuchten, das Louise Rother als Erkennungszeichen eines ungestörten Beisammenseins in ihrem Briefe angeführt hatte. Er athmete frei und erleichtert auf; dann hatte er sich über die Eisenstäbe geschwungen, und sah auf dem Kiesweg, zwischen den dunkeln Sträuchern, eine Frauengestalt auf- und abgehen.

Es war Louise Rother, die ihm sofort entgegengeschritten kam. In der ersten Minute wechselten Beide kein Wort. Seidel ergriff ihre Rechte mit beiden Händen, drückte sie voll tiefer Zärtlichkeit, als wollte er durch diesen stummberedten Händedruck den ganzen Empfindungen dieser Sekunden Ausdruck geben; und als er noch immer lautlos, einem inneren Impulse folgend, sie plötzlich kraftvoll an sich drückte, sein Gesicht dem ihrigen nahe brachte, so daß sein warmer Athem ihre Wangen streifte, leuchtete aus seinen

zurückgesunkenen Augen die ganze verzehrende Liebe, die er diesem Weibe entgegenbrachte.

„Louise —“

Er preßte den Namen förmlich hervor, als fehlte ihm der ruhige Fluß der Sprache, in dem er ihr doch einst alle seine Gefühle zu verstehen gegeben hatte.

Vorn an der Straße, über die Gipfel, Spitzen der Bäume und Bosquets hinweg, zeigten sich die dunkeln Umrisse der Villa, deren Fenster unbeleuchtet waren.

Louise wandte ihr Gesicht nach dort. Sie zitterte am ganzen Körper vor Furcht und der Aufregung einer Frau, die trotz aller Selbstbeschönigungen derartiger Situationen das Bewußtsein eines sträflichen Vergehens nicht von sich abzuschütteln im Stande ist.

Es schien fast, als empfände sie nicht einmal die Berührung Seidels. Rings um sie her herrschte die weihevolle Stille eines Abends, fern von dem Branden und Tosen Berlins. In der Luft lagerte jene bleierne Schwere des Sommers, die bei einer bevorstehenden durchnässenden Abkühlung sich gleichsam jedem Strauch, jedem Baum, jeder Blume mittheilt, um die Natur in ihrer ganzen Erschlaffung zu zeigen. Nur vom Wasser herüber erklang eine Stimme, die die Luft einer Bootfahrt durch den Gesang eines Liedes zu heben suchte:

„Ja, du bist elend, und ich grolle nicht:
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein.
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein.“

Es war ein kräftiger Tenor, der deutlich nach eigener Composition Heines Verse sang, wohl unbewußt, wie treffend diese Worte auf das Schicksal Louisens und Roberts paßten.

Die junge Frau empfand das zuerst. Sie zuckte zusammen, und als fröre sie, zog sie den Shawl fester um die Schultern. Noch einmal sah sie sich scheu um, dann sagte sie fast flüsternd:

„Kommen Sie — schnell nach jener Laube. Wir sind

ganz ungestört, Diener und Zofe habe ich fortgeschickt, und die Mädchen sind in der Küche beschäftigt."

Da saßen sie denn im Dunkel der äußersten Ecke und Louise Rother begann wieder:

„Was haben Sie mir zu sagen — aber wenn ich Sie bitten darf, verschweigen Sie mir nichts. Ich verlange in diesem Augenblicke nur das Eine von Ihnen, und das ist die Wahrheit, die ungeheuchelte Wahrheit."

Und der Kassirer der Firma Rother und Sohn begann von jenem schmutzigen Verhältniß zu sprechen, in dem sein junger Chef zu Lina Schmidt, der jetzigen Schenkmamsell, der einstigen Fabrikarbeiterin gestanden hatte, und dabei, wie von erneuertem Haß gegen Rother junior gepackt, und als könnte er nicht genug gravirende Momente gegen dessen vergangenes sittenloses Leben anführen, würzte er mit innerlich verhaltenem Grimm die nackten Thatsachen mit all' jenen unzarten Finessen und Anspielungen einer halb rachsüchtigen Natur, der es schon wie eine Befriedigung erscheint, bei ihren Anschuldigungen eine wohlmeinende Zuhörerin zu finden. Und ganz nur in dem Gedanken aufgehend, durch die größtmöglichste Verächtlichmachung Edmund Rothers, Abneigung und Ekel zu gleicher Zeit gegen ihren Mann in Louisens Brust zu erwecken, bemerkte er nicht, wie das junge Weib sich förmlich wand unter diesen geistigen Schlägen, die schmerzlicher als je ihre Seele trafen.

Und wie sie jetzt, nachdem Seidel geendet hatte, als wäre endlich der Augenblick gekommen, wo das Maaß einer unverdienten Entwürdigung voll sei, laut aufstöhnte, durchzog es die Laube wie ein unheimliches Aechzen, in welchem in dieser fürchterlichen Pein sie allein Trost zu suchen schien.

Also Wahrheit, eine nur zu schauerliche Wahrheit! Was sie auf der Karte Brendels, in der dem Volontair eigenen cynisch-frivolen Art und Weise gelesen hatte, stand in nur zu innigen Beziehungen zu ihrem Mann.

O, das war wahrhaftig nicht mehr zu ertragen. Sie hatte immer so stolz das Haupt erhoben als Gattin dieses Rother, ohne je eine Ahnung zu haben, daß irgendwer,

der sie ansah, im selben Moment sie auch innerlich bemitleiden könnte.

Ihr ganzer Körper schien sich zu krümmen, als sie jetzt in dem Dunkel sich vorn überbeugte und unwillkürlich die Arme ausstreckte, als müßte sie nach irgend einer Stütze tasten. Dabei berührten ihre Hände die Seidels, der sich nicht mehr bemeistern konnte. Er sank zu ihren Füßen nieder, zog ihren Kopf an seine Brust und bedeckte ihren Mund mit heißen Küssen.

„Louise," begann er mit bebender Stimme, „seien Sie jetzt stark; denken Sie, man hätte Sie in ein freventliches Spiel gezogen, zu dem man Ihre Ehre, Ihren kindlichen Glauben als Einsatz gebrauchte, um Sie desto sicherer betrügen zu können. Reißen Sie sich los, noch ist es Zeit, ehe dereinst die Reue zu spät kommt. O, Louise, meine innig geliebte Louise!"

Und in dieser halb weinerlichen, halb durch die Aufrichtigkeit seiner Sprache erschütternden Stimmung brachte er eine Reihe abgebrochener Sätze hervor, die sein ganzes besseres Selbst enthüllten; das Derjenige, der diesen innerlich halbzerrissenen Charakter nur während der Zeit nächtlicher Schwelgereien zu beobachten Gelegenheit hatte, nie bei ihm erwartet hätte:

„...Ich war nahe daran, moralisch zu Grunde zu gehen... Wenn Sie wüßten, wie es in meinem Innern aussah, ich sage Ihnen — da redet man viel von den Qualen im Fegefeuer, aber das ist eine lächerliche Fabel. Die Hölle befindet sich allein auf Erden, und wer sie heiß macht, ist ihr Teufel in Menschengestalt. O, für mich zeigte er sich nur immer in Ihrem Mann... Wenn ich Ihnen nur recht sagen könnte, wie sein bloßer Anblick ihn mir hassenswürdig machte. Und doch immerwährend das Gefühl zu haben, von ihm abhängig zu sein, in ihm den Besitzer der Geliebten sehen, o, da soll man noch ein ruhiges Leben führen, da soll man nicht in Zerstreuungen aller Art Vergessenheit suchen... Es ist wahr, das Leben ekelte mich an. Ich sehnte den Augenblick herbei, wo ich mich

in den Kneipen, in Gesellschaft jeder Art betäuben konnte ... Sie sehen, Louise, ich will mich nicht besser machen als ich bin, aber bei Gott, wenn ich auch schon nahe daran war bei diesem Leben, mich vor mir selbst zu schämen, so schwöre ich Ihnen, ich bin in meinem Innern noch Ihrer würdig, denn vergessen Sie nicht, daß nur der Gedanke allein, Sie nicht mehr besitzen zu können, mich nahe diesem Abgrund brachte... Nein, ich bin nicht schlecht, ich bin nicht ein Elender, gleich Ihrem Manne, der durch seinen Reichthum, durch seine sociale Stellung das frühere Leben eines gewissenlosen Roués vergessen machen möchte ... O, Louise, glauben Sie, ein Leben an Ihrer Seite sollte mich stählen zu neuer Thatkraft, würde wieder einen Andern aus mir machen. Sie haben jetzt Veranlassung, die widrigen Fesseln zu lösen, die Sie an einen Unwürdigen ketten. Glücklich in der Armuth sein mit dem Bewußtsein einer wahren gegenseitigen Liebe, ersetzt den hohlen Glanz äußerlicher Genüsse."

Er umschlang sie mit beiden Armen, drückte sie fest an sich, und fuhr hastig, im Tone vollendetster Leidenschaft fort:

„Louise, reiße Dich los, folge mir. Ich will für Dich arbeiten, bis mir das Blut unter den Nägeln hervorkommt. Sei jetzt gleich mir stark und muthig, und mach' mich wieder zum strebenden Menschen, Louise, süße Louise, ich bitte Dich von Herzen, sage Ja."

War es der berauschende Klang der Stimme, war es die plötzlich mit Macht wieder heraufdämmernde Erinnerung an jene Tage einer selbstlosen Herzensneigung voll sonniger Ideale? — die Frau Rothers junior neigte ihr Haupt auf Seidels Brust, umschlang seinen Hals und sagte leise: „Ja, ich liebe Dich, Dich nur allein, ich will Dir folgen!"

Und sie gab ihm schnell hintereinander lange, heiße Küsse, als müßte sie das eben Gesagte dadurch im Augenblick besiegeln.

Im dichten Blätterwerk der Laube entstand ein Geräusch von schweren herniederfallenden Tropfen, die den Gedanken

der Liebenden eine andere Richtung gaben; zu gleicher Zeit ließen sich auf dem Kiesweg knirschende Schritte vernehmen, und Edmund Rothers Stimme erschallte, der laut rief: „Louise, bist Du hier?!"

Diese Worte waren grausame Stiche, die Rothers Frau unvorbereitet trafen. Der Ruf hatte noch aus einiger Entfernung geklungen, aber Louise wußte sofort, was sie zu thun hatte. Das war eine Ueberrumpelung, die sie allerdings nicht erwartet hatte. Kein Schrei kam über ihre Lippen, aber sie sprang auf, packte Seidel mit aller Kraft am Arm und raunte ihm zu: „Bleibe ruhig hier, Du kannst nicht mehr fort, ohne gesehen zu werden. Er wird die Laube nicht betreten — ich werde Dir morgen schreiben."

Er wollte sie festhalten, er fürchtete überhaupt jetzt nichts mehr.

„Sei vernünftig — ihr dürft nicht zusammenkommen," waren ihre letzten Worte. Dann befand sie sich bereits außerhalb der Laube, im nächsten Augenblicke stand ihr Mann vor ihr. So weit sie in der dämmrigen Dunkelheit seine Züge erkennen konnte, schien er noch ganz heiter gestimmt.

„Aber Kindchen, so spät draußen? Und es wird gleich mit aller Macht losgießen —"

Sie antwortete nicht, sie wußte auch wirklich nicht, was sie in diesem Augenblick sagen sollte, aber sie fröstelte an allen Gliedern. Er schien das zu bemerken, sich dieses Schweigen nicht ganz erklären zu können; aber wie er ihr in die Augen sah, die eine unnatürliche Größe angenommen hatten, und wie sein Blick auf die Laube gerichtet war, wurde er erdfahl, schien er auf irgend etwas zu kommen, das er im Augenblick mit dem Schweigen seiner Frau, mit ihrer ganzen, ihm unerklärlichen Situation in dieser Stunde, in Zusammenhang brachte. Wie, wenn —

Er wagte nicht auszudenken, bei einem Verdacht, der ihm alles Blut nach dem Herzen trieb. Seine Phantasie malte ihm in dem Innern dort eine bekannte Gestalt vor, deren Anblick er nie recht ertragen konnte.

Der Regen fiel jetzt heftiger hernieder. Seine Frau

nahm ihn am Arm und sagte: „Komm schnell ins Haus, der Himmel scheint wirklich ernst zu machen."

Dann, mit einer gewissen raffinirten Beherrschung, versuchte sie auf die Veranlassung zu der plötzlichen Rückkehr ihres Gatten zu kommen. Dieser aber hielt sie in dem förmlichen Guß, der Beide zu durchnässen begann, zurück.

„Laß uns einstweilen Schutz in der Laube suchen."

„Nein!" preßte sie mit vollständig verändertem Wesen hervor. Das war genug für ihn.

„Was — wie —" brachte er fast gurgelnd, stotternd hervor. „O — ich ahne — Weib, wenn das wahr wäre —"

Der Gedanke an eine Schändung seiner Ehre ließ Rother junior jede zarte Rücksicht gegen seine Frau vergessen. Eisern packte er sie am Arm und stieß sie der Laube zu, daß sie ein paar Schritt bis ins Innere taumelte und direkt auf Seidel fiel.

Das war bei ihrem Zustand eine Brutalität, die nur durch unbezähmbare Wuth entschuldigt werden konnte. O, wenn sie bis zu diesem Augenblick noch gezaudert hatte — jetzt war sie einig mit sich. Es klang wie ein Schrei, von Schmerz begleitet, der sich ihr entrang. Der herniederströmende Regen hatte die Dunkelheit gelichtet. Rother erblickte Seidel. „Also doch — Schurke!" schrie er. Und der Kassirer antwortete: „Das Wort gebe ich Ihnen zurück." Rother junior holte zu einem Schlage aus. Seidel sprang auf, und die Männer faßten sich. Louise brachte die Beiden auseinander.

„Ich bitte, gehen Sie jetzt," sagte sie matt zu Seidel. Rother wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, im Augenblick die verletzte Ehre seines Hauses zu rächen. Er schien wirklich heute ein ganzer Held zu sein, als er abermals ohne Mäßigung Miene machte, die Hand nach dem Kassirer auszustrecken.

„Zurück!" sagte sein Weib; „Du schlägst *mich*, wenn Du *ihn* schlägst. Ich werde Dir Rede und Antwort stehen, auf Alles, was Du willst. Gehen Sie, Herr Seidel. Es bleibt bei meinem Versprechen."

Und der Kassirer ging, mit dem Gefühle eines Menschen, der sich im Augenblicke zu ohnmächtig fühlt, um erworbene Rechte geltend zu machen. Er schwang sich wieder über das Gitter und schritt dem Wasser zu. Der Boden war aufgeweicht, daß er beim Gehen hin- und herwankte, er achtete nicht darauf; der Regen schlug ihm ins Gesicht und durchnäßte ihn in wenigen Minuten, es berührte ihn nicht; nur das fühlte er, daß ihm trotz alledem wohler denn je zu Muthe war, daß er mit süßen Hoffnungen ein anderes Leben begehen durfte. Was war ihm in dieser Minute die Gewißheit, bereits morgen das Comptoir nicht mehr betreten zu dürfen, was war ihm das Beschämende seiner Lage, in der er sich soeben Rother junior gegenüber befunden hatte — er fühlte sich stark, den Kampf mit der ganzen Welt aufzunehmen, denn er wurde wieder geliebt wie einst. Louise hatte ihm versprochen, die alten Fesseln zu zerreißen und ihm für ewig zu gehören.

Und die beiden in der Laube zurückgebliebenen Gatten zeigten dieselbe Unempfindlichkeit gegen das Wetter, als sie dem Hause zuschritten. Sie waren wie zwei Fremde geworden, deren Geschicke sich nur im augenblicklichen Beisammensein berühren. Im Zimmer angelangt, sagte Rother mit eisiger Ruhe:

„Du wirst so freundlich sein, nachher, sobald Du Deine Toilette gewechselt hast, Dich mir auf wenige Minuten zur Verfügung zu stellen, ich habe mit Dir zu reden."

„Ich auch," gab sie ebenso frostig zur Antwort. Dann verschwand sie die Treppe hinauf.

Edmund Rother zündete die Lampe in seinem Arbeitszimmer an, ging dann mit großen Schritten auf und ab — halb gebrochen an seiner Gestalt, wie ein Mann, dem das Liebste soeben gestorben ist. Das hatte er allerdings von seiner Frau nicht erwartet — von dieser Frau, der er nicht im Geringsten die Veranlassung gegeben hatte, sich, seitdem sie sein Weib war, über ihn zu beklagen.

Nach zehn Minuten trat Louise ein.

„Bitte, setze Dich." Sie leistete dieser Aufforderung

keine Folge, sondern trat auf ihn zu und sagte: „Ich will Dir in unseren Auseinandersetzungen entgegenkommen; Du kennst doch diese Karte? — ich weiß Alles."

Ihr Mann griff nach dem Schreiben Brendels und warf einen Blick darauf. Wenn er noch bleicher hätte werden können, als er bereits war, so hätte ihm dieser plötzliche Schlag Veranlassung dazu geben müssen. Aha — also daher! Heiße Gluth stieg ihm im Moment ins Antlitz. Er schämte sich in diesem Augenblick und fühlte diese tausend Nadelstiche, die seine Frau ihm auf einmal gab, an allen Theilen seines Körpers. Noch mehr empfand er, ohne zu sehen, ihren Blick, der scharf auf ihm ruhte. Aber er wollte nicht feige sein. Er wollte wenigstens einen dieser tausend Stiche sofort zurückgeben. Er sagte: „Ich hätte allerdings gewünscht, daß meine Frau sich etwas weniger um das Innere des Papierkorbes bekümmert hätte, mit dem sich sonst im Allgemeinen die Dienstboten zu befassen pflegen."

Er hatte wohl nicht die Absicht, im Ernst verletzend zu sein, aber seine Frau empfand die ganze Beleidigung.

Sie lachte kurz auf und machte einen Schritt. „Ah, so," preßte sie hervor; „Du willst mich beschämen, aber das gelingt Dir nicht, lieber Freund. Unter Umständen muß man auch auf die Gefahr hin, eine Beschämung zu ertragen, etwas zurücknehmen, was Andere weggeworfen haben, um Dingen auf die Spur zu kommen, die auf das vergangene Leben gewisser Menschen interessante Streiflichter werfen und einer anständigen Frau die Röthe der Scham ins Gesicht treiben."

Sie befanden sich jetzt Beide in jener gereizten Stimmung, wo man sich nach Kräften bemüht, die gegenseitige Rücksicht fahren zu lassen. Er besonders brauste auf: „Und Deine Zusammenkunft mit dem saubern Patron? — Du weißt wohl nicht, was aus Deinem einstigen Jugendfreund mit der Zeit geworden ist? Ein ganz verbummelter Mensch, dessen durch fortdauernde nächtliche

Schwelgereien hervorgerufene Vernachlässigung der übernommenen Pflichten im Geschäft, uns Veranlassung gegeben haben, ihm seine Stellung zu kündigen. Aber der Geschmack ist, soweit ich die Gesellschaft kenne, in dieser Beziehung bei unseren Frauen sehr verschieden."

Er hatte sich durch die Betonung dieser Worte die möglichste Mühe gegeben, den unsympathischen Kassirer nach allen Regeln eines tiefen Hasses verächtlich zu machen. Sie fiel ihm sofort heftig ins Wort: „O, bemühe Dich nicht weiter — es giebt Männer, die durch seelische Qualen zeitweise einem zerrissenen Leben entgegen getrieben werden, die aber trotzdem noch so gute Ehegatten werden können, daß sie, wenn sie schon einmal ein wenig sittenreines Vorleben geführt haben, doch den Muth zeigen, ihre Frauen nicht dadurch zu betrügen, indem sie ihnen vor ihrer Verheirathung ihre Fehltritte verschweigen."

„Weib!!" schrie er laut und heftig, und trat mit drohender Miene vor sie hin; „treibe mich nicht bis zum Aeußersten." Die Galle ging ihm über.

„Nun —?" erwiderte sie fragend, „Du fühlst Dich wohl getroffen? Das glaube ich wohl. Die Wahrheit ist manchmal ein bitteres Kraut, das nicht besonders schmeckt. Höre," sagte sie dann mit aller Gelassenheit, „wir sind ganz unter uns, wir können offen sein. Seidels Enthüllungen haben mir das ergänzt, was mir die Karte da noch verschwieg. Jedenfalls gratulire ich Dir zu so einem liebenswürdigen Vetter, der förmlich ein Monopol darauf zu haben scheint, in allen Kneipen, zu allen Leuten über die einstigen schmutzigen Verhältnisse seines splendiden Cousin Edmund Vortrag zu halten. Und ich bin doch Deine Frau — verstehst Du nun ganz? Um kurz zu sein — wir werden uns trennen."

Einen Moment lang starrte er sie sprachlos an. „Ist das Dein Ernst?" Seine Stimme zitterte, als läge in ihr die ganze Zartheit der Empfindung, die er stets dieser Frau entgegen gebracht hatte. Er blickte mit weitaufgerissenen Augen bewegungslos auf sie. Diese Milderung

seiner Sprechweise machte sie betroffen. Sie antwortete nicht gleich, wandte sich aber ab und ging dem Fenster zu.

„Louise, ich bitte Dich, wiederhole mir das noch einmal." In der bangen Pause, die entstand, hörte man das Prasseln des Regens, der gegen die Jalousieen schlug. Dann klang es wieder vom Fenster mit fester Stimme, mit der Unbarmherzigkeit eines unbeugsamen Willens: „Ja, ich kann nicht länger Dein Weib bleiben, wir müssen uns trennen. Ich hatte Dich bisher geachtet, ich war glücklich in dem Glauben, einen Mann zu besitzen, an dessen Seite durch das Leben zu gehen ich stolz sein durfte, aber ich hätte nie erwartet, daß mein kindliches Vertrauen durch Lüge belohnt werden würde. Wir können ja ganz vernünftig reden. Heute weiß ich — es war immer nur ein Gefühl der Dankbarkeit, das ich Dir entgegen brachte, und das sich vielleicht mit der Zeit auch bis zu einem gewissen Gefühl der Liebe hätte steigern können, wenn ich in Dir immer den höchst achtungswürdigen Mann erblickt hätte. Du hast mich mit Glanz und Reichthum umgeben, ich konnte Dir dafür weiter nichts entgegenbringen, als mich selbst mit dem Bewußtsein, Dir eine pflichtgetreue Hausfrau sein zu wollen. Ich lasse Dir jetzt all' diesen Glanz und Reichthum, Du giebst mich dafür frei und wir sind quitt. Wir haben uns Beide nichts mehr vorzuwerfen. Du wirst einsehen, daß ich unmöglich noch das Leben an Deiner Seite ertragen kann."

Die eisige Ruhe seiner Frau wehte Rother wie ein kalter Lufthauch an, der ihn wie ein Frösteln durchzog. Sie hatte sich gesetzt. Als könnte er diesen fürchterlichen Bann der unnennbaren, ihn durchschauernden Gefühle nicht mehr ertragen, trat er auf sie zu, ließ sich vor ihr nieder, ergriff ihre Hand und sagte: „Louise, Du treibst einen tollen Spuk mit mir, ich kann nicht glauben, was Du da eben gesagt hast, es kann nicht Dein Ernst sein, Du wolltest mich nur prüfen."

Sie sprang wieder auf, und in dem kurzen Lachen lag die ganze Verwandlung ihres Charakters der letzten

Tage. „Gieb Dir weiter keine Mühe; ich wünsche Dir eine gute Nacht.“

Als sie gehen wollte, schien er diese Behandlung nicht mehr ertragen zu können. Er riß sie zurück und drückte sie fast mit Gewalt auf den Sitz nieder. Er schritt nach der Thür, schloß sie ab und blieb dann vor seiner Frau stehn: „Ich sehe jetzt,“ begann er, „Du machst Ernst. Du hast mich angeklagt, Du wirst mir jetzt auch gestatten, daß ich mich vertheidigen darf. Ich werde mich nicht besser machen, als ich bin — im Gegentheil, um Dir noch weiteres Material für Deine liebenswürdigen Beschuldigungen Deinem eigenen Manne gegenüber zu geben, werde ich Dir die Gelegenheit dazu nicht nehmen. Ich will Dein Mitleid nicht herausfordern, ich will nicht um Deine Liebe betteln, ich verlange nur, daß Du, wenn ich zu Ende sein werde, ein gerechtes Urtheil fällst. Gut, ich gestehe alle meine alten Sünden ein. Aber ist denn mein Verbrechen wirklich so groß, als es scheint? Was habe ich denn gethan? Nichts weiter, als was täglich tausend andere Männer thun, die vielleicht an ihren Frauen nicht so ehrlich handeln, wie ich an Dir gehandelt habe.“ Er sah sie fest an, sie wagte die Augen nicht aufzuschlagen: „Mein Hauptvergehen besteht darin, daß ich Dir die Existenz eines unehelichen Kindes verschwiegen habe. Ein wirklich moralisches Verbrechen läge vielleicht vor, wenn ich ein armes Mädchen durch Vorspiegelung falscher Thatsachen verführt, betrogen und unglücklich gemacht hätte. Der Fall liegt aber hier anders. Ich hatte mich gleich hundert andern jungen Männern, die es sich leisten können, dazu hinreißen lassen, mit einem Mädchen aus dem niederen Volke ein Verhältniß anzuknüpfen, das allerdings nicht ohne Folgen blieb — aber mit völliger Einwilligung dieser Person, das ist doch ein wesentlicher Unterschied. So lange die Mutter dieses Kindes keinen andern Wunsch hegt, als nur sich und ihr Kind versorgt zu sehen, so lange sie keine weitern Ansprüche an mich erhebt, so lange ich meine Pflicht thue, die darin besteht, daß meinem ehelichen Glück diese Jugend-

sünde nicht hinderlich in den Weg tritt — so lange dieses ehemalige Verhältniß sammt seiner Frucht einer längst vergessenen That, Niemanden schädigt, und moralisch wie gesetzlich vollständig straflos erscheint — so lange habe ich als ehrlicher Mann gehandelt. Du hättest weder die Mutter noch das Kind jemals zu Gesicht bekommen, sie hätten Beide Deine Wege niemals gekreuzt. Denn niemals durfte eine Person, die sich mit allen Abfindungen einverstanden erklärt hat, es aus Furcht vor gesetzlicher Strafe wagen, als ein störender Schatten zwischen uns Beide zu treten."

Rother junior verstand vortrefflich zu heucheln, er sprach so ruhig, so überlegt, mit so aufrichtiger Miene und Stimme, als hätte es niemals eine Maria Seidel gegeben, an der er sich jenes Verbrechens schuldig gemacht hatte, von dem er sich Lina Schmidt gegenüber befreit wissen wolle.

Wieder entstand eine Pause und wieder vernahm man nur das Prasseln des Regens. Und Edmund Rother fuhr fort: „Jetzt eine andere Seite der Medaille. Hätte ich *während unserer Verheirathung* hinter Deinem Rücken ein sträfliches Verhältniß gehabt, so hättest Du Grund, mich tief zu verachten, Dich mit Abscheu von mir zu wenden. Aber sei aufrichtig und gieb der Wahrheit die Ehre, wenn ich Dich jetzt frage: Habe ich Dich während der Dauer *unserer Ehe* betrogen, habe ich Dir ein einziges Mal als Dein *Gatte* Veranlassung gegeben, Dich über mich zu beklagen? Was ich Dir an den Augen absehen konnte, habe ich gethan — gethan aus inniger wahrer Liebe zu Dir. Ja, Louise, daß ich Dich tief und heiß liebe, habe ich niemals mehr empfunden, als gerade jetzt, wo Du mich unüberlegter Weise verlassen willst. Das willst Du thun, die Du mir vor Tagen noch zu verstehen gegeben hast, wie wenig Veranlassung Du habest, mit Neid auf das Glück anderer Frauen zu blicken? O, das wäre eine Entwürdigung Deiner selbst, das ist nicht zu glauben, ich müßte denn annehmen, daß Du mich allein bis jetzt betrogen habest, daß Du heucheltest, wenn Du meine Herzlichkeit

erwiderteſt, daß das Raffinement einer Kokette Dich beſeelte, als Du Deinen ehelichen Pflichten nachkamſt, daß jede zarte Rückſicht des Weibes Angeſichts des Weſens, das Du unter Deinem Herzen trägſt, Dir nie inne gewohnt haben muß."

Und Rother junior brachte jetzt ein neues Geſchütz in den Kampf. Er hielt einen moraliſchen Vortrag über die bedauernswerthen Berechtigungen der beſſeren Stände, welcher ſich wie ein Kapitel über die Söhne ihrer Väter anhörte, und aus dem doch die ganze erbärmliche Feigheit des Individuums in den bevorzugteren Klaſſen klang. Er wollte durchaus nichts unverſucht laſſen, ſeine moraliſche Schuld von ſich ſelbſt abzuwälzen.

„. . . Siehſt Du — meine ſociale Stellung iſt viel mehr für mein Vergehen verantwortlich zu machen, als ich ſelbſt. . . Wäre ich arm geboren, in dürftigen Verhältniſſen erzogen — hätte ich vielleicht in dieſen Beziehungen andere Anſchauungen vom Leben gehabt, ſo aber hat ſich der ewige Fluch des Reichthums ſchon in früheſter Jugend bei mir geltend gemacht. Du biſt mein Weib, ich habe geſagt, ich will mich Dir ſo geben wie ich bin; ich weiß, Du haſt eine ernſt-ſittliche Erziehung genoſſen, deshalb ſage ich Dir das. . . Man hat mich auf den Werth des Geldes ſammt ſeinen unberechenbaren Vortheilen, die uns durch ſeinen verlockenden Klang zur Verfügung ſtehen, in meinen Knabenjahren bereits aufmerkſam gemacht. . . Ich habe nie empfunden, was Noth und Elend heißt, ich habe nie Gelegenheit gehabt, mich in eine hilfloſe Lage verſetzt zu ſehen . . . Der reiche Mann kann ſpielen, verführen, er kann durch ſein Geld ſich alle Genüſſe des Daſeins verſchaffen, und ſelbſt wenn auch oft nicht auf ganz lauteren Wegen — der Codex ſeiner Geſellſchaftsſphäre wird ihn von aller Schuld freiſprechen. Das ſind Handlungsweiſen, die man einfach ſtraſloſe Verbrechen nennt. Ich weiß, daß bei dieſer Offenheit Deine ſittlichen Anſchauungen ſich tief empören werden, aber gerade dieſe Offenheit ſoll mich in Deinen Augen weniger ſchuldlos erſcheinen laſſen. Wenn ich Dir noch ſage, daß ich gerade während der Zeit, wo

ich Dich mein nennen durfte, gelernt habe, diese Anschauungen der sogenannten „Gesellschaft" zu verdammen, sie der höchsten Frivolität zeihen zu müssen, wenn ich noch hinzufüge, daß mich Schande und bittere Reue zu gleicher Zeit überkommen: die sittlichen Zwecke des Lebens nicht ernster aufgefaßt zu haben — so wirst Du mir verzeihen und mir wenigstens einen Theil der Achtung zurückgeben, die Du bisher vor mir hattest. Louise, mein heißgeliebtes Weib, nimm mir nicht mein Leben, wenn Du Dich mir nimmst . . ."

In fieberhafter Aufregung lag er zu ihren Füßen. Er umklammerte ihre Kniee, die zitternden Hände suchten dann die ihrigen zu erfassen, und wie er jetzt voll Inbrunst sengende Küsse auf ihre Handfläche preßte, wie er dann sein Gesicht in ihren Schoß barg, bot er das Bild eines Mannes der halbkrank im Gemüthe erscheint.

Sie blieb noch immer stumm, aber ihr Gesicht, der Ausdruck ihrer halb verschwommenen Augen, zeugten für die Erschütterung, der sie sich als empfindendes Weib nicht entziehen konnte.

„Steh' auf, Edmund, ich bitte Dich, steh' auf," sagte sie leise und suchte ihn sanft von sich abzuwehren. Zu gleicher Zeit mit ihm erhob sie sich, reichte ihm die Hand, sagte eben so sanft: „Gute Nacht, wir bedürfen heute Beide der Ruhe," drehte sich um und schritt lautlos der Thür zu. Hier wandte sie sich noch einmal, — nickte ihm zu und verschwand dann. Er ließ sich auf einen Fauteuil nieder, schlug die Hände vor sein Gesicht und fand endlich die Thränen, nach denen er in der letzten Stunde so sehr gerungen hatte. Und oben riß seine Frau trotz des Regens die Fenster auf, um die Luft zu schöpfen, die ihr fehlte. Sie konnte im Augenblick nicht weinen, aber ein dumpfes, banges Gefühl, in dem die Liebe zu einem Andern mit dem Mitleid und Pflichtgefühl für ihren Gatten rangen, durchzog sie zusammenschauernd und ließ sie das Leben plötzlich öde und leer erscheinen . . .

Von den Thürmen schlug es gerade zehn Uhr, als Robert Seidel wieder in Berlin anlangte. Er war bis auf die Haut durchnäßt, ohne diese Nässe viel zu empfinden. Das unendliche Glück, das ihm vor einer Stunde in Louisens Gegenwart zu Theil geworden war, zauberte ihm Sonnenschein vor die Augen, wo Regenschauer die Menschen fröstеln machte. Nie hatte er sich mehr nach erheiternder Gesellschaft gesehnt, als gerade heute, nicht, um sich wie früher zu zerstreuen, damit er dunkle, schwere Gedanken im Rausche der Fröhlichkeit ersticke, sondern um seine endliche innere Zufriedenheit auch dadurch unbewußt Andern mitzutheilen, indem er ihnen seine rosigste Laune zeigte.

Der wolkenbruchartige hereingebrochene Regen hatte nachgelassen und fiel nur noch in dünnen Wasserstreifen hernieder, die im Banne des Laternenlichtes wie silberne Tropfen erschienen, welche schwer zur Erde fielen. Die Straßen glichen langen schwarzen glänzenden Schieferplatten, auf denen sich die unabsehbare, in weitester Ferne perspektivisch zusammenstoßenden Laternenreihen wie leuchtende, vor die Häuser gespannte Fäden ausnahmen, die bergauf stiegen und am äußersten Ende sich in einem spitzen Winkel trafen. Im blanken Asphalt und Trottoir spiegelte sich die Lichtfülle der Schaufenster in täuschender Helle wieder, zogen die Laternen der Kneipen blutig-rothe Streifen, die beim Näherkommen dem Auge entschwanden, um an anderer Stelle wieder aufzutauchen. Die vorüberrumpelnden Droschken, die vorbeirollenden Equipagen, die schwerfälligen Omnibusse, Wagen aller Art, verstärkten durch die vorbeihuschenden Reflexe ihrer Lichter diese gleichsam in die Erde gebaute Scheinwelt, deren einzig belebendes Element der Abglanz der Laternen bildete. Und in diesem feuchten Farbenkaleidoskop zeigten sich auch die bunten Lichter der Pferdebahnwagen, rückten spukhaft schnell näher, flohen dem Blicke eben so schnell und hinterließen auf den blitzenden Eisenschienen lange farbige Streifen, die wie näherkommende und enteilende Schlangen sich schärfer markirten und verblaßten. Allmählich entwickelte

sich unter den Passanten der Straßen wieder jenes Leben und Treiben einer Großstadt, das nur die Unmöglichkeit, sich ungefährdet im Freien zu bewegen, auf Stunden unterbrechen kann. Das eilte wieder geschäftig hin und her, spannte die Schirme, hob die Kleider, trippelte auf spitzen Steinen über Wasserlachen hinweg, blieb stehen, begrüßte sich, plauderte, lachte und scherzte, sprach über den Regen, athmete die reine erfrischende Luft — entwickelte all' jene Munterkeit und Keckheit des Berliners, die nur auf Minuten hindurch getrübt werden kann. Die Fenster wurden wieder geöffnet und auf den Gesichtern der sich herausbeugenden Gestalten schien sich die ganze Wonne auszuprägen, mit der man den Anblick des erneuerten Straßenlebens genoß.

Seidel war die Köpenickerstraße entlang geschritten. Noch schwankte er, wohin er sich begeben sollte. In Gedanken versunken dachte er an seine Schwester. Wenn sie jetzt bei ihm wäre, wenn er ihr von seinem Glücke erzählen dürfte — —

In dem langen Aufathmen lag die ganze Sehnsucht nach einer mitfühlenden Seele, der er sich ganz hätte anvertrauen können. Nun konnte er diese Nacht wieder ruhig schlafen, ohne sich erst berauschen zu brauchen, nun schlug ein Herz für ihn, das ihm für ewig gehörte, nun ging er einem hoffnungsreichen Dasein entgegen, das Leben zeigte sich ihm im einstigen Sonnenglanz der ersten Liebe, und doch fühlte er sich im Augenblick unendlich einsam. Der Anblick des ersten besten bekannten Gesichts wäre ihm eine Wohlthat gewesen. Er wandelte unter den sich immer mehr vermehrenden Passanten der unteren Köpenickerstraße ungefähr mit dem Gefühle eines Menschen, dem sein Glück wie eine süße Last dünkt, die ihm groß genug däucht, um auch Andern einen Theil davon abzugeben.

„Heda, Seidel! Famos, daß wir uns treffen. Wohin des Weges, edler Ritter?"

Es war Brendel, der auf ihn zutrat und ihn sofort beim Arme nahm.

Wo waren die guten Vorsätze Seidels gerade der letzten Tage geblieben, mit diesem Menschen nicht mehr zu verkehren? Da hatte er denn einen Gesellschafter für heute gefunden, das genügte ihm vollständig, ließ ihn im Augenblick den Widerwillen gegen den Volontair vergessen. An der heitern Stimmung des guten Leo, an seinen ganzen Bewegungen, an seiner Sprechweise konnte man erkennen, daß er bereits verschiedene Bierlokale mit seiner Gegenwart beehrt hatte.

„Kommen Sie," sagte er ungenirt laut, „wir wollen heute fidel sein, Jenny erwartet mich nicht — man muß die kleine Krabbe nicht zu sehr verwöhnen. Ich habe wieder ein neues Lokal entdeckt, da ist ein Mädel, ich sage Ihnen, die ist was werth — — Aber erst möchte ich etwas anständig essen. Ich glaube, wir gehen zu Duvinage, das wird am besten sein, ich habe früher dort zu Mittag gespeist."

Die beiden Kollegen passirten die Neanderstraße und bogen dann in die Schmidtstraße ein. Unterwegs ließ sich der gute Leo in seiner bekannten Art und Weise gehen. Er blickte anständigen Damen, die am Arm ihrer Mütter oder Männer hingen, frech ins Gesicht, suchte beim Vorbeigehen verspätete Arbeiterinnen und Ladenmädchen mit seinem Arm zu streifen, und hatte dabei all' jene herausfordernden, das Anstandsgefühl verletzenden Bemerkungen bereit, die den Eindruck einer doppelten Rohheit zeigen, wenn sie von einem Gebildeten kommen. Seidel war durch die Macht der Gewohnheit zu sehr an dieses zweite Ich Brendels gewöhnt worden, als daß ihm das unanständige Gebahren des Volontairs mehr denn sonst aufgefallen wäre.

Sie waren am Engelbecken angelangt. Diese Gegend war um diese Zeit besonders einsam. Nur wenige Passanten ließen sich erblicken. Die vereinzelten Laternen am Bollwerk flackerten trübe und vermochten nur wenig den großen, sie umgebenden dunkeln Raum zu erhellen. Unten lag die schwarze Wasserfläche dumpf und träge, mit ihrem

Schweigen die freudlose Stimmung eines Regenabends noch mehr erhöhend. Wer sich über die Brüstung beugte, an einem solchen trostlosen Abend hinunter in die Tiefe starrte, mußte jene schauerliche Sehnsucht begreiflich finden, die unglücklich Liebende, Lebensmüden aller Art ganz besonders zu diesem Wasserkessel hinzog, um ihrem bejammernswerthen Dasein ein Ende zu machen. Das machte auch des Volksmunds Bezeichnung „Todtenbecken" statt „Engelbecken" erklärlich.

Auf dem durchweichten Kiesweg am Ufer, vor Seidel und Brendel, schritt langsam eine Frauengestalt, die sich wie scheu hin und wieder umblickte, dann stehen blieb und wieder weiterging.

Es war Franziska Berg. Sie sah elend und herabgekommen aus, bleicher und zerfallener denn je. Wenn man sie beim Scheine der nächsten Laterne betrachtete, wußte man nicht, was das Mitleid mehr herausforderte: das eingefallene, jetzt knöchern aussehende Gesicht, der abgeschabte graue Regenmantel, der die mageren Glieder umschlotterte, der halbzerfetzte Saum des hervorlugenden Kleides, oder die ungeputzten, vom Wetter bespritzten, schief getretene Stiefel. Sie erschien wie eine einzige graue Masse, welche, die Nähe und das Licht der Menschen scheuend, von der Natur als wandelnde Staffage zur Belebung in diese Regenstimmung gesetzt war.

Seit drei Tagen hatte Franziska nichts Warmes genossen, und seit heute früh war nichts Stärkendes über ihre Lippen gekommen. Ihre Hand war zwar geheilt, aber seit den acht Tagen, wo sie wieder arbeitsfähig war, hatte sie sich vergeblich nach Beschäftigung umgesehen. Um sich selbst zu erhalten, um das Pflegegeld für ihr Kind zu erschwingen, hatte sie ein Stück ihrer Habseligkeiten nach dem andern zum Rückkaufshändler tragen müssen. Dabei hatte sie für die letzten acht Tage die saubere Frau Sandkorn noch nicht einmal bezahlen können. Das Kind lag krank an der Abzehrung, und die Engelmacherin hatte abermals gedroht, das hilflose Wesen seinem Schicksale zu

überlassen, wenn man sie nicht befriedigen könne — die fürchterlichste Drohung, die je an Franziskas Ohren geklungen, die je das Herz der Arbeiterin erbeben gemacht hatte. Das arme Wurm ohne Arzt ohne genügende Behandlung, ohne stärkende Nahrung zu wissen — der Gedanke daran hatte sie eisig durchrieselt, hatte ihr Hirn fast zermartert. Sie hatte ihren Koffer von unten bis oben durchwühlt, um noch irgend ein letztes Stück zu finden, aus dem sie hätte Kapital schlagen können, sie fand aber nichts, als einen Haufen Lumpen, für den man ihr nichts geben wollte. Was sie auf dem Leibe trug, war ihre letzte Garderobe, und diese konnte sie doch nicht entbehren. Den Tag über war sie wie eine Irrsinnige umhergelaufen, um irgendwo Hilfe zu erhoffen, immer von dem peinigenden Gedanken verfolgt, daß es um ihr Kind bereits geschehen sein könne. Als sie gegen Abend todmüde, mit knurrendem Magen, Verzweifelung im Herzen, nach ihrer Schlafstelle zurückkehrte, war ihr unterwegs eine ehemalige Kollegin begegnet, die nicht wie sie zu hungern und zu darben brauchte. Sie trug ein seidenes Kleid, elegante Lackstiefel, einen echten Strohhut mit breitem rothen Bande, und warf bedeutungsvolle Blicke auf feingekleidete junge und alte Herren. Dieser Anblick hatte Franziska zu einem Entschluß gebracht, dem elendesten und niedrigsten Entschluß eines Weibes. Nach Anbruch der Dunkelheit, nachdem der Regen nachgelassen hatte, war sie auf die Straßen geeilt, um einen Mann anzureden, der noch Reize an ihr finden würde.

Jetzt wandelte sie bereits eine halbe Stunde auf und ab, mit der scheuen Miene eines Menschen, der jeden Augenblick befürchten muß, sich bei einer schmachvollen That ertappt zu sehen.

Sie sah Brendel und Seidel auf sich zukommen. Der Kassirer blieb auf wenige Augenblicke zurück, der Volontair aber mußte bei ihr vorbei. Er blieb vor ihr stehen, warf einen Blick auf sie von oben bis unten und redete sie dann in seiner cynischen Weise an: „Na Kleine, so einsam und

allein? Du wohnst wohl hier in der Nähe, daß Du Deine Promenade hierher verlegt hast?" Er faßte sie von hinten um die Schultern, um ihr näher ins Gesicht zu sehen, aus dessen zurückgesunkenen Augen Kummer und Hunger leuchteten. Das Antlitz der Arbeiterin durchzog eine glühende Röthe, wie nie seit Jahren. Einen Moment lang führten Stolz, sittliche Entrüstung und tiefe Scham einen entsetzlichen Kampf in ihrer Brust, dann hatte das grinzende Gespenst der Noth gesiegt. „Bitte, kommen Sie mit mir," flüsterte sie leise, mit gesenkten Augen und zitternder, fast stotternder Stimme.

Der gute Leo brach plötzlich in lautes Lachen aus. „So war das nicht gemeint, Kleine, aber wenn Du meinst —." In seinem bezechten Zustande das Mädchen zu ärgern, nannte er die Summe eines Trinkgeldes, und brachte sie in Zusammenhang mit dem Geschäfte eines Freudenmädchens. Dabei faßte er nach ihrem Kinn und erging sich in Zudringlichkeiten eines Mannes einem schutzlosen Weibe gegenüber, das ihm seiner Meinung nach soeben die Berechtigung dazu gegeben hat. Noch dunkler färbte sich das Gesicht der Arbeiterin. Das ganze Schmachvolle ihrer augenblicklichen Situation kam ihr plötzlich zur Erkenntniß. Das Bewußtsein, eine derartige gemeine Behandlung nicht verdient zu haben, ließ die helle Empörung in ihr aufflammen. Sie hatte nichts mehr zu verlieren als ihre Ehre und ihr Leben, das letztere war ihr gleichgültig, die erstere wollte sie retten. Sie erhob die Hand und schlug dem Elenden ins Gesicht, daß er einen Schmerzensschrei von sich gab. „Dirne," preßte der Volontair in maßloser Wuth hervor, „ich werde Dich lehren." Franziska Berg wollte sich umwenden und gehen, Brendel aber hielt sie am Arme fest.

Auf der andern Seite der Straße schritt soeben der Nachtwächter dieses Reviers. Brendel erblickte ihn und rief ihn an. Mit dem Beamten zugleich näherten sich auch einige Passanten, unter ihnen eine Dame, die in einiger Entfernung stehen blieb. Es war Maria Seidel, die sich nach einem Besuche verspätet hatte und ihrer Behausung

zugehen wollte. Auch Robert Seidel war jetzt herangekommen. Er frug, was passirt sei, aber Brendel beachtete seine Frage nicht. „Wächter," rief dieser, mehr als er es sagte, „ich bitte um Ihren Schutz. Das Mädchen hat mich soeben angesprochen und, als ich sie abwies, mich ins Gesicht geschlagen."

Franziska war in den ersten Augenblicken sprachlos. Das Entsetzen vor einer gemeinen Lüge, die sie nicht erwartet hatte, machte sie fast starr. Der laut geführte Streit hatte die herbeigelockten Neugierigen vermehrt. Ein Kreis von Menschen bildete sich um die Gruppe. Zu ihnen gehörten auch zwei aufgeputzte Straßendirnen, die auf Franziska Berg blickten. „Die wird eingeschrieben, das hat sie davon," sagte die eine zu der andern, daß die Umstehenden, auch die Arbeiterin es vernehmen konnten. In diesem einen Worte „eingeschrieben" lag für Franziska Berg das ganze Grauenvolle ihrer That, das die tiefste Entwürdigung des Weibes enthielt. Und die Bedeutung dieses einen Wortes verstand sie im Moment ganz und voll. O, wenn man Arbeiterin ist, seit Jahren die Luft der Werkstätten geathmet hat, dann hört und lernt man so manches, was das Ohr beneidenswertherer Mädchen nie berührt. Sie hatte sich auf offener Straße einem Mann gegen Bezahlung angeboten, sie hatte sich dadurch als Prostituirte zu erkennen gegeben, man durfte sie also unter Aufsicht der Sittenpolizei stellen. Und das hatte sie aus Noth und Elend gethan, das hatte sie der aufopfernden Liebe zu ihrem Kinde zu verdanken!

Wie der Wächter sich jetzt den Vorfall von Brendel erzählen ließ, wie er einen Blick auf diesen jungen eleganten Herrn geworfen hatte, der aus anständiger Gesellschaft zu sein schien, wie er auch die ärmlich gekleidete Franziska mit scharfsinnigen Beamtenaugen von unten bis oben maß und den Eindruck empfand, es hier allerdings mit einem Mädchen von zweifelhaftem Rufe zu thun zu haben, wie er sie dann wirklich aufforderte mit zur Polizeiwache zu gehen — öffnete sich plötzlich vor dem geistigen Auge der Arbeiterin

ein bodenloser Abgrund voll Schmach und Schande. Der Hunger, jener entsetzliche hohlblickende Hunger, der den Menschen halb willenlos und krank macht, kreiste in ihrem Hirn, die Beine waren ihr schwach, daß sie zusammen zu sinken drohte. Und in diesem Kreislauf des Hungers, in dieser seelischen wie physischen Ermattung, die sie in ihrer fürchterlichen Aufregung wie ein Schlaftrunk überkam, ihr die Sinne benahm, sah sie unter sich das schmutzige Wasser des Engelbeckens, in dem sie die einzige Erlösung finden konnte. Sowie dieser Gedanke auf sie einstürmte, wurde sie ihn nicht mehr los. Er umklammerte sie mit seinen gierigen Krallen und tödtete in ihr den letzten Rest der Vernunft.

Der Wächter forderte sie abermals auf mitzugehen. Sie rührte sich nicht vom Fleck, starrte ihn noch immer stumm an. Jetzt faßte er sie am Arm. Sie riß sich los, lief, ohne daß es Jemand verhindern konnte, ein paar Schritte am Bollwerk entlang, zwängte ihren Körper durch die Eisenstäbe der Barrière, und stürzte mit einem dumpfen Fall in die Tiefe. Ein Dutzend Schreckensrufe wurden laut, dann beugte sich Alles mit Entsetzen über die Brüstung und versuchte in der schwarzen Fluth den Körper der Unglücklichen zu entdecken.

Eine große emporquellende Blase zeigte sich, in der eine graue Masse mit einem leuchtenden Gesicht wieder auftauchte. Das Wasser gurgelte, aus der Tiefe klangen die letzten Worte einer Selbstmörderin: „Mein Kind stirbt!" — ein Laut folgte, der sich wie ein vom Wasser erstickter Seufzer anhörte, ein-, zweimal tauchte der Körper noch auf, dann behielt das Wasser sein Opfer. Immer mehr Menschen sammelten sich an, es entstand jenes Fragen und Erzählen, jenes Durcheinander von Stimmen, begleitet von den verschiedensten Meinungsäußerungen, wie sie ein derartiger trauriger Vorfall immer im Gefolge hat. „Dieser Lumpenkerl," sagte eine der beiden Dirnen wieder — eine Bemerkung, die, laut geäußert, sofort eine Gruppe um das Mädchen sammelte. Ein Schuft von Mann hatte also so ein armes beklagenswerthes Geschöpf in den Tod getrieben? Wo steckt denn

dieser Halunke jetzt? Man sah sich mit drohender Haltung nach Brendel um, er war plötzlich verschwunden. Der Wächter war zu einem an der andern Seite des Beckens liegenden Kahn gelaufen, um den Schiffer zu allarmiren. Diese Gelegenheit hatte der Volontair benutzt, um feige zu entfliehen. Auf Seidel hatte die soeben erlebte Scene vielleicht den tiefsten Eindruck gemacht. Das war also der Mann gewesen, mit dem er Monate lang gleich einem Freunde verkehrt hatte, in dessen Gesellschaft er sich wohl befinden konnte? Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Tiefe Scham vor sich selber überkam ihn, und ein Gefühl voll Ekels bemächtigte sich seiner. Gewiß — er war leichtsinnig gewesen; seine Moral war eine Zeit lang in Gefahr gewesen, Schiffbruch zu erleiden, aber einer wirklich gemeinen Handlung würde er sich nie schuldig gemacht haben. Wenn ihn Louise in solcher Gesellschaft gesehen hätte, wenn seine Schwester dasselbe erlebt haben würde — seine Schwester — — Gott, was sah er denn dort für ein Gesicht im Haufen der Neugierigen auftauchen?! Sah er recht, täuschten ihn seine Augen, träumte er ohne zu schlafen? Mit weit aufgerissenem Blick starrte er zu seiner Schwester hinüber. Und die ganze fieberhafte Aufregung, die im Moment seinen Körper abwechselnd kalt und heiß durchzitterte, machte sich in einem einzigen lauten Schrei Luft: „Maria!“ schrie er wild, ohne sich beherrschen zu können, dann war er an ihrer Seite. Und er betastete sie förmlich Angesichts des Publikums, als müßte er sich erst überzeugen, daß er Fleisch und Blut vor sich habe. „Robert, mein Bruder,“ sagte sie leise und empfing auf offener Straße den ersten Kuß geschwisterlicher Liebe; dann gingen sie Arm in Arm, ohne die Umstehenden mit ihrem Kopfschütteln und Erstaunen weiter zu beachten. Wie sie in Marias Kammer anlangten, wußten sie Beide nicht. Da lag er zu ihren Füßen, nahm sie auf seinen Schoß, herzte und küßte sie und lachte und weinte abwechselnd. Er küßte ihre Haare und benetzte ihre Hände mit seinen Thränen. Und als sie sich Beide in kurzen Worten ihr vergangenes Leben seit ihrer

Trennung erzählt hatten, als Robert von seinem neuen Verhältniß zu Louise sprach, und als nun auch Maria ihm den Namen ihres Verführers nannte, gerieth ihr Bruder in eine Stimmung, aus der die ganze schauerliche Wonne eines erstandenen Rächers klang. Wie er abermals zu ihren Füßen lag, sie seinen Kopf zwischen ihre Hände nahm, sagte sie mit leuchtenden Augen: „Räche Dich!“

Zehntes Kapitel.

In den Engeln.

Du bist gestorben und weißt es nicht,
Erloschen ist dein Augenlicht,
Erblichen ist dein rothes Mündchen
Und du bist todt, mein todtes Kindchen. —
Heine.

Am andern Tage blieb Seidels Platz hinter der matten Scheibe im Comptoir natürlich leer. Gegen Abend fand er in seiner Wohnung einen eingeschriebenen, geschäftsmäßigen, vom ersten Buchhalter ausgefertigten und von Rother junior unterzeichneten Brief vor, der den Rest des noch zu fordernden Salairs enthielt und in dem ihm die Mittheilung wurde, daß aus „bekannten" Gründen bereits vor dem ersten Oktober sein Fortbleiben aus dem Geschäfte erwünscht wäre. Robert hatte das erwartet.

Er hätte auch keine Minute länger in den Diensten eines Mannes weilen können, der seit gestern in seinen Augen ein ausgemachter Schurke war. Wenn Louise wüßte, daß ihr Mann jener Hugo Wald war, der unter betrügerischen Absichten Maria die Ehe versprach, dann verführte und gemein betrog —? Wie gut doch, daß seine Schwester noch Briefe besaß, die für Rothers elende Handlungsweise zeugten. Das waren Dokumente, die zu stummen aber fürchterlichen Anklägern wurden. Aus ihnen hatte Seidel sich einen vernichtenden Plan gebaut, durch welchen er seine Schwester rächen wollte, um sich zu gleicher Zeit Louise als sein Weib zu erringen.

Die vergangene Nacht hatte er wie im Taumel verlebt, und den ganzen folgenden Tag war er aus einer ihn ruhelos von seiner zu Marias Wohnung hin und her und durch die Straßen treibenden Aufregung nicht mehr herausgekommen.

Im Laufe des Nachmittags ging er nach dem Postamt „Passage", in der Erwartung, den versprochenen Brief Louisens vorzufinden, in dem sie ihm weitere Mittheilungen über ihre gefaßten Absichten machen wollte. Der Gang war vergeblich, und ein zweiter und dritter hatte dasselbe Resultat. Er vermochte sich dieses Schweigen nur dadurch zu erklären, daß er annahm, ihr Mann lasse sie seit gestern nicht aus den Augen und überwache ihr Thun und Treiben.

Das war der einzige störende Punkt, der seine, seit Marias Wiederfinden hergestellte, innere Zufriedenheit während Stunden hindurch aufs Neue ins Wanken brachte. Aber was sollte er thun, durch welche Gelegenheit sollte er Louise heute noch zu Gesicht bekommen? O, gewiß, am andern Abend bereits lag sie befreit von ihrem Joche in seinen Armen, konnte er sie allein sprechen soviel er wollte — davon war er überzeugt, wie er von seiner eigenen Existenz, aber wenn man in Gedanken bereits über ein heißgeliebtes Weib verfügen kann, dann möchte man es auch in der Wirklichkeit. Er war so fest von der Liebe Louisens überzeugt, er baute so sicher auf ihr gegebenes Wort, daß er nicht im Entferntesten daran dachte, daß je eine Umwandlung ihrer Gesinnung eintreten könnte, zumal der Trennung von ihrem Manne nichts mehr im Wege stünde, wenn dieser sich freiwillig aller Ansprüche an sie enthalten würde. So raffinirt-grausam durch diesen Plan auch Rother junior betroffen werden sollte, so fürchterlich auch Robert seine Schwester an ihrem Verführer rächen wollte, um diesen vielleicht dem Wahnsinn nahe zu bringen — so sehr triumphirte er aber auch bereits im Geheimen über den voraussichtlichen Erfolg.

Am Nachmittag hatte er für Maria bei seiner Wirthin ein zweites Zimmer gemiethet, das neben dem seinen lag.

Er wollte seine Schwester durchaus in anderer Umgebung sehen. Am Abend bereits siedelte Maria um. Als sie ihre Sachen packte und Robert ihr dabei behilflich war, traten ihre Nachbarn, der Kohlenschipper und der Maschinenschlosser zu ihr herein. Jenny war wie gewöhnlich noch nicht zu Hause. Maria hatte sie seit jenem Tage, wo die Kleine ihr den Vorfall in der Hasenhaide erzählt, ihr aber wohlweislich verschwiegen hatte, daß sie selbst dabei gewesen sei, sondern die Schlägerei nur aus dem Munde der andern Mädchen erfahren habe, fast gar nicht mehr zu Gesicht bekommen. Jenny hatte in der letzten Zeit merkwürdig viel außer dem Hause zu thun. Bald schützte sie Besuche von Freundinnen vor, bald hatte sie Gänge zu ihrem Vater zu machen; dabei veränderte sie sich äußerlich zu ihrem ganz besonderen Vortheil. Einmal, als der Vater wieder Nachtdienst hatte, begegnete Maria ihr nach Feierabend auf der Treppe, als sie zum Ausgehen geputzt herunter kam. Sie trug ein ganz neues schwarzes Ripskleid, hechtgraue Handschuhe und um den Hals eine doppelt geschlungene Korallenkette. Maria war erstaunt Angesichts dieser Verwandlung, die nach ihrer Meinung nicht durch den Verdienst der Kleinen herbeigeführt sein konnte. Dabei mußte es auch Fräulein Seidel auffallen, wie mit dieser äußeren Umwandlung eine gewisse innere gleichen Schritt gehalten hatte. Jenny schien nicht mehr das naive Kind wie früher zu sein. Sie war freier in ihren Bewegungen, sie gebrauchte einzelne Ausdrücke, die Maria vordem nie an ihr gekannt hatte. „Aber Jenny," sagte Fräulein Seidel zu ihr, „was ist mit Dir passirt, Du siehst ja so fein aus?" Jenny antwortete, ohne sich lange aufzuhalten: „Ich will mich amüsiren, was ist da weiter, — ich will das Leben auch endlich 'mal genießen. Sagen Sie's nur meinem Vater, wenn Sie wollen, mir ist Alles gleich. Dann zieh' ich einfach fort von ihm." Sie lachte und verschwand. Aber dieses Lachen war ein anderes, als das früherer Zeiten. Nach dieser Begegnung ging die Tochter des Kohlenschippers ihrer Nachbarin ge-

flissentlich aus dem Wege. Maria hielt es für ihre Pflicht, den alten Hoff auf die Veränderung im Lebenswandel seiner Tochter aufmerksam zu machen. Der Kohlenschipper nahm sich denn auch eines Abends die Kleine vor, dabei wandte er leider ein verkehrtes Mittel an. Er schlug Jenny, daß sie laut aufschrie und ihr Weinen durch das ganze Haus schallte. Jetzt bemächtigte sich ihrer ein förmlicher Haß gegen Maria, dem sie dadurch den ersten Ausdruck gab, indem sie eines Sonntagsvormittags ihre Nachbarin auf dem Flur keines Blickes würdigte, die Thür der Wohnung aber hinter sich so laut zuwarf, das man weniger zartfühlend als Maria zu sein brauchte, um diese stumme Deutung nicht zu verstehen. Fräulein Seidel war innerlich tief betrübt über diese Abwege eines Mädchens, welches sie in seiner Unwissenheit vor Gefahren beschützen wollte. Aber sie ließ von nun an die Kleine schalten und walten wie sie wollte, um sich nicht ähnlichen Behandlungen auszusetzen. Nach Art beschränkter Väter, die nach schwerer Arbeit der Ruhe bedürfen und nicht Gelegenheit haben, tiefere Blicke ins Leben zu werfen, vergaß auch der alte Hoff diesen ersten wohlmeinenden Fingerzeig der von ihm so sehr geschätzten Seidel schneller, als man erwarten durfte. O, diese Tochter hatte auch rasch genug gelernt, ihren Vater blind zu machen, um einen Verdacht von vornherein zu nehmen. Sie benutzte vorerst nur jene Abende zu ihren Vergnügungen, an denen sie ihren Vater in der Wohnung nicht zu erwarten hatte; dann blieb sie die halbe Nacht weg, kam um vier Uhr erst nach Hause, schlich sich leise die Hintertreppe hinauf und that so, als schliefe sie bereits seit Stunden, wenn der alte Arbeiter um sechs Uhr des Morgens von der Gasanstalt heimkehrte. Das war eine gewisse Beruhigung für den Kohlenschipper, die ihn nicht hinderte, Alles beim Alten zu lassen. So ging Jenny ihre eigenen Wege und amüsirte sich mit Leo Brendel vortrefflich.

Am schlechtesten bei diesem allmählichen moralischen Falle Jennys kam jedenfalls Hannes Schlichting fort. Es

war fast, als trüge der ehrliche Westfale eine Binde vor den Augen, die ihn hinderte die Dinge so zu sehen, wie Andere sie sahen. Nach wie vor machte er seine abendlichen Besuche in der Wohnung seiner „Braut". Es giebt Menschen, die sich ewig selbst belügen und die in ihrer ehrlichen Beschränktheit, trotzdem sie vielleicht seit ihrer frühesten Jugend Gelegenheit fanden, die Erbärmlichkeit der Welt kennen zu lernen, doch innerlich so große Optimisten sind, daß sie die Handlung anderer Menschen nach ihren eigenen guten taxiren. Der Heiligenmaler gehörte zu ihnen. Er konnte sich nicht denken, daß diese „Madonna", der die Reinheit auf der Stirn thronte, je ein unwahres Wort zu ihm hätte sprechen können. Und doch hatte Jenny in den letzten Wochen systematisch lügen gelernt, trotz des Lächelns, das sie immer noch für Schlichting bereit hatte, trotz der reizenden Grübchen, die sich nach wie vor in ihren Wangen zeigten. Ach, sie aß noch immer gern Apfelkuchen, und das lohnte schon, hin und wieder die kleinen Zähne zu zeigen. Nur ihre Augen hatten sich verändert, diese Augen, die früher so unschuldig in die Welt blickten. Sie zeigten jetzt schwarze Ränder — jene schimmernde Sinnlichkeit, die die Männer plötzlich mit anderen Blicken betrachten läßt. Die Kleine suchte Hannes auf alle mögliche Art und Weise zu täuschen. Beklagte er sich, daß er sie niemals zu Hause träfe, wenn ihr Vater nicht da sei, so hatte sie wohlmeinende Ausreden bereit: sie müsse nach Feierabend arbeiten, sie helfe einer Freundin nähen und dergleichen mehr. Schlichting schöpfte niemals Verdacht, gewöhnte sich allmählich daran, sie jeden zweiten Tag nur zu sehen. Im Grunde genommen war ihm das schon recht. Er konnte diese Abende dann durch Fleiß ausnützen. So arbeitete er nach wie vor bis in die Nacht hinein an seinen Vasen. — Hoff und Schott hatten natürlich von dem plötzlichen Umzug Marias und dem Wiederfinden ihres Bruders vernommen. Der Maschinenschlosser bot sich sofort an, Fräulein Seidel beim Transport ihrer Sachen behilflich zu sein. In diesem Anerbieten lag

wieder ein Theil jener fast rührenden Neigung, die der Arbeiter der ehemaligen Teppichstopferin entgegenbrachte. Eine gewisse Beruhigung kam über ihn, als er hörte, daß Maria mit ihrem Bruder zusammenziehen wolle, daß sie nicht mehr wie vordem allein auf sich angewiesen sei. Er hatte das Gefühl, als entrönne dadurch das geliebte Mädchen einer großen Gefahr, die ihr seiner Meinung nach von Seiten eines Bourgeoissohnes drohte. Dieser Bruder würde sie gewiß nicht aus den Augen lassen, dachte er in seinem Innern. Es war wie ein geheimes Drängen, das ihn instinktiv trieb, sich dem jungen Kaufmann von vornherein zum Freunde zu machen, sich ihm von der ehrlichsten Seite zu zeigen. Dazu kam, daß er durchaus wissen wollte, wohin Maria ziehe. Die Geschwister nahmen das Anerbieten des Schlossers mit Dank an. Schott entwickelte Robert Seidel gegenüber plötzlich eine Redseligkeit, die Maria wohl am meisten in Erstaunen setzte. Sie hätte diesem immer so finster vor sich hinbrütenden Menschen nie eine derartige frohe Laune zugetraut. Sie mußte ihn mit anderen Augen betrachten; er erschien ihr mit freundlicher Miene sogar hübsch und intelligent, daß selbst ihr Bruder sie einen Augenblick bei Seite zog und ihr sagte, daß er selten so einen angenehmen Menschen, der förmlich sein Arbeitergewand vergessen mache, gefunden habe. „Der will mich auch heirathen," sah Maria sich genöthigt, lachend zu erwidern. Sie war gewissermaßen erstaunt, als Robert ein ganz ernstes Gesicht zu diesem Geständniß machte, als er sagte: „Ehrlicher würde er jedenfalls an Dir handeln, als dieser Schuft da draußen. Ich finde diesen Antrag sogar einiger Ueberlegung werth — bedenke, Du hast Dein Kind, ein uneheliches obendrein, dem ich allerdings zu seinem Rechte verhelfen werde. Du hast doch nicht etwa Dein Herz während unserer Trennung an einen Andern verschenkt?" fügte er lächelnd hinzu, seinen Arm um ihren Hals schlingend. „Ach, rede doch nicht," erwiderte sie, mußte sich aber dabei abwenden, um ihr Erröthen zu verbergen.

Die Erwähnung des Kindes brachte sie Beide wieder auf recht ernste Gedanken. Marias Kleiner war seit mehreren Tagen leidend und litt an einer Heiserkeit, die er sich durch Erkältung, wahrscheinlich bei zu langem späten Umhertragen durch die blöde Pauline, zugezogen hatte. Der sauberen Frau Sandkorn wurde das Kind bereits lästig, trotz der reichlichen Pflegekosten, die sie stets pünktlich von Maria bekam. Sie sah es nicht gern, wenn die ihr anvertrauten Kinder ein gewisses Alter erreichten, indem sie anfingen ihr besondere Schwierigkeiten zu machen. Man konnte sie dann nicht mehr wie ein bloßes Bund Flicken behandeln. Außerdem beharrte sie immer auf ihrem alten Standpunkt, es innerlich doch nur gut mit den Müttern zu meinen, wenn sie dieselben von einer Last befreie. Die Engelmacherin hatte dann ein probates Mittel. Sie sandte die blöde Pauline mit den hilflosen Wesen bei besonders feuchter Luft, oder bei Regenwetter leicht angezogen hinaus auf die Straßen und Plätze, und ließ sie der Zugluft besonders aussetzen, damit sie sich etwas „wegholten", wie sie zu sagen pflegte. Auch Marias Knaben hatte sie während der letzten Zeit derartigen Experimenten einer teuflischen Methode, Kinder zu Engeln zu machen, besonders stark preisgegeben. Maria schwebte daher in Angst und Sorge. Die Geschwister kamen überein, noch am selben Abend der Sandkorn einen Besuch zu machen, um nöthigenfalls den Kleinen ganz nach der neuen Wohnung mitzunehmen, damit Maria ihn immer um sich habe und ihn selbst pflegen und hegen könne. Es war das ein besonderer Wunsch Roberts, der seiner Schwester die Zukunft so freundlich wie möglich gestalten wollte. Hinzu kam noch, daß den Beiden ein anderes Kind am Herzen lag, das der unglücklichen Franziska Berg. Maria hatte die Arbeiterin einige Mal bei der Frau Sandkorn gesehen, und sie am Abend vorher bei der traurigen Katastrophe am Engelbecken wiedererkannt. Robert hielt es für seine Pflicht, wenigstens nach den Angehörigen der Selbstmörderin zu forschen, oder andernfalls dafür zu sorgen, daß das Kind einem Waisenhause übergeben werde.

Der Umzug war glücklich von Statten gegangen, Robert hatte noch einmal im Postamt an der „Passage“ nach einem Briefe Louisens gefragt, ohne jedoch abermals seine Hoffnung erfüllt zu sehen. Er konnte sich dieses Schweigen der geliebten Frau durchaus nicht erklären.

Gegen neun Uhr machte man sich zur Frau Sandkorn auf den Weg. Kurz vor dem Ziele wurde Maria von Oswald Freigang begrüßt, der nicht angenehm davon berührt schien, als er bereits von Weitem das alleinstehende Mädchen am Arme eines Herrn daher kommen sah. An der etwas dunklen Stelle der Straße hatte er Seidel nicht erkannt. Ihm schlug das Herz ebenso wie Maria. Als er, ohne seine Schritte zu bannen, vorüber gehen wollte, trat diese ihm mit freundlicher Miene in den Weg, und begrüßte ihn herzlich. Sie hätte heute aller Welt von dem Glücke erzählen mögen, das ihr durch das Wiederfinden ihres Bruders zu Theil geworden war, um wieviel mehr sollte sie sich nicht Freigang gegenüber, dem Manne, für den sie eine tiefe Neigung fühlte, dieses Glückes freuen. Wenige Worte genügten, um Freigang in eine andere Stimmung zu versetzen, und gleichzeitig großes Erstaunen bei ihm hervorzurufen. Die beiden jungen Männer erkannten sich jetzt wieder, und konnten ihrer Ueberraschung nicht genug Ausdruck geben, daß sie im Hause Rother mehrmals eng miteinander verkehrt hatten, ohne je daran zu denken, in welchen Beziehungen zu Maria sie sich wiederfinden würden. Der Name Seidel sei so häufig, meinte Freigang, daß es wohl verzeihlich sei, wenn er nicht daran gedacht habe, geschwisterliche Beziehungen zwischen Robert und Maria zu wittern. Er wollte eigentlich sagen: zwischen dem gutbezahlten Kassirer eines großen Kaufmannshauses und der Arbeiterin einer Teppichfabrik — er behielt das jedoch für sich. Aber durch diese unerwartete Enthüllung eines Zufallsspiels des Lebens wurde ihm Maria nur noch lieber, fand er sich zu ihr noch mehr durch das Bewußtsein hingezogen, in ihr wirklich ein Mädchen aus guter Familie zu erblicken, das nur durch einen verzeihenswerthen Fehltritt und durch äußere Umstände

in die Lage einer gewöhnlichen Handarbeiterin gekommen war. Daß sie gerade während dieser Zeit ein entsagungsreiches und sittenreines Leben geführt hatte, hatte dem jungen, edle Anschauungen in seiner Brust bergenden Künstler längst Hochachtung vor ihr abgerungen.

Als Maria von der Krankheit ihres Kindes erzählte, drückte ihr Freigang sein lebhaftestes Beileid aus. Da er doch sein Atelier aufsuchen wollte, bat er schließlich, man möge ihm gestatten, dem Krankenbesuch als Dritter beizuwohnen. Maria willigte lächelnd mit einem dankbaren Blicke ein. Nach zehn Minuten befanden sie sich im Wohnzimmer der Frau Sandkorn. Die Engelmacherin machte große Augen, als sie in Robert Seidel einen ihr ganz fremden Herrn erblickte, der mit seiner Begleiterin auf Du und Du stand. Sie machte sich sofort ihre eigene Geschichte. Nach einer Minute bereits zog sie Maria bei Seite und stellte im Flüstertone eine Frage. Das sei wohl der Vater, der auch endlich einmal gekommen sei, sein eigen Fleisch und Blut zu sehen? Uebrigens ein recht netter feiner Herr, zu dem sie gratulire, denn er sähe so hübsch und vornehm aus. Im Geheimen berechnete sie, wieviel ihr dieser Besuch wohl einbringen könnte, wenn sie recht höflich und zuvorkommend würde. Ihre Miene aber veränderte sich sofort, als sie erfuhr, daß Robert der Bruder Marias sei. Als ahnte sie irgend eine Gefahr, und als hätte sie jetzt doppelt Veranlassung, ihre guten Seiten hervorzukehren, beschäftigte sie sich sofort mit dem Kleinen, um jede Verdacht einer schlechten Behandlung des Kindes vorweg zu nehmen. Wenn so ein Mädchen eine männliche Stütze hat, ist gewiß nicht zu spaßen. Da mußte man andere Saiten aufspannen. Man solle nur keine Angst haben, der kleine herzige Bube sei zwar etwas heiser, das werde aber am andern Morgen bereits vorüber sein. Sie nahm das Kind aus der Wiege und versuchte durch ihre bekannten Manipulationen den Ausdruck der Heiterkeit auf dem kleinen Antlitz hervor zu zaubern. Aber das Kind, das sonst seiner Mutter lachend und freudig die Aermchen entgegenstreckte,

blieb heute auffallend still und theilnahmlos. Es brachte keinen Laut hervor und schien auch nicht im Geringsten aufgelegt, sein Mündchen zu öffnen. Das Gesicht sah über und über erhitzt und geröthet aus, die Augenlider waren wie in bleierner Schwere halb geschlossen. Mit dem Gefühl der Mutter ahnte Maria, daß diese Apathie keine natürliche sei. Eine entsetzliche Angst bemächtigte sich ihrer. Was war denn seit den letzten Tagen mit dem Kinde vorgegangen? Unwillkürlich verglich sie das Aussehen der andern kleinen Wesen mit dem ihrigen. Sie wandte sich zu Franziska Bergs Kind, dabei frug sie die Engelmacherin, ob sie bereits von dem Tode der Mutter wisse. Die Sandkorn schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Das war ja ganz unerhört, daß diese Person aus dem Leben geschieden war, ohne vorher ihren Verpflichtungen nachzukommen. Ganz ihre schmutzige Natur zeigend, fing das Weib an laut zu jammern, als befände sie sich plötzlich in der Lage, lebhaft bedauert zu werden. Sie sei eine so arme Frau, müsse sich so schwer quälen und nun komme noch so eine Geschichte dazwischen! Wer ihr nun wohl das rückständige Pflegegeld bezahlen werde? Am liebsten hätte sie laut fluchen mögen über so ein Frauenzimmer, das ihr nun das Kind auf dem Halse gelassen hatte. Innerlich tröstete sie nur der Gedanke, daß das schwächliche Mädchen bald seiner Auflösung entgegen gehen werde. Es bliebe ihr nun weiter nichts übrig, als die Armenkommission in Anspruch zu nehmen, meinte sie in gut geheuchelter, weinerlicher Stimmung. Seidel, der sich, wie die meisten Menschen, ebenfalls durch das einnehmende Aeußere dieser Frau täuschen ließ, suchte sie zu trösten und bemerkte, daß er für das Pflegegeld der armen Franziska gern aufkommen würde.

Dann hatte Maria das Deckbett von dem Kinde der Selbstmörderin gezogen und betrachtete das Kleine. Auch die beiden jungen Männer waren zu ihr getreten. Die Drei wurden vom Schauder gepackt beim Anblick, der sich ihnen darbot. Franziskas Kind sah abgemagert wie ein Skelett aus, das nur noch Haut und Knochen zeigt. Das

Gesicht trug den Ausdruck einer wachsbleichen Starre, die Augen lagen tief in den Höhlen, der Mund war bläulich angehaucht, die Wangen schmal und tief eingefallen — auf den greisenhaften Zügen lagen die Schatten des Todes. „Aber mein Gott," rief Maria aus, „was ist denn mit dem Kinde? Und Sie haben keinen Arzt?"

Die Engelmacherin schien keinen Augenblick verlegen. „Da ist nichts mehr zu machen, da hilft auch kein Arzt mehr," sagte sie kurz. Ob die Herrschaften vielleicht glaubten, daß sie ihre Schuldigkeit nicht gethan habe? Die Mutter sollte nur noch leben, die würde ihnen das am besten bestätigen. Es gäbe Kinderkrankheiten, gegen die kein Kraut gewachsen sei, die Abzehrung sei eine solche Krankheit. Wenn so ein kleines Ding durchaus keine Nahrung zu sich nehmen wolle, dann sei nichts zu machen, da helfe auch kein Arzt, da müsse man sich mit dem Gedanken trösten, daß Gott es zu lieb gehabt habe, um es noch länger am Leben zu lassen. Maria erschien dieses Weib, dem sie immer so großes Vertrauen entgegengebracht hatte und das diese Worte kalt und theilnahmslos sagte, als müßte Jeder von der Wahrheit in ihnen überzeugt sein, plötzlich wie ein maskirter Satan mit lächelnder Miene. Schaurige Geschichten von Engelmacherinnen, die sie vorher nie mit dieser Frau in Verbindung gebracht hatte, tauchten in ihren Gedanken auf. Sie wandte ihren Blick nach einer andern Wiege in der hintersten Ecke, sie war leer. „Wo ist denn das Kind der Lina Schmidt?" frug sie, „das habe ich ja bereits am letzten Sonntag nicht mehr gesehen." — „Das liegt in Bethanien an der Diphtheritis," erwiderte die Sandkorn ebenso kurz wie vorhin. Ihr war es bereits gleichgültig, was man von ihr denken würde. Ueber kurz oder lang hätte sie ja das Kind der Seidel doch verloren, und „leere Wiegen, neue Kinder" war ihr Parole. Wie Maria das hörte, wußte sie genug. Jene fürchterliche Ahnung von vorher durchzuckte sie wieder und erregte sie im Moment fieberhaft. Ihre irrenden Augen kreisten im Zimmer umher und blieben auf ihrem eigenen Kinde haften

Vor ihrem geistigen Auge tauchte in leibhaftiger Gestalt jener schreckliche Würgeengel der Kinder auf, den man Diphtheritis nennt. „Mein Gott," preßte sie hervor, dann hatte sie sich wieder über ihren Knaben gebeugt. „Mein Robertchen," sagte sie sanft und kosend, „was fehlt Dir, mein süßer kleiner Robert? Kennst Du Deine Mama nicht mehr?" Der Knabe starrte sie bewegungslos mit weit aufgerissenen Augen an. Er faßte mit den kleinen Händchen nach ihrem Gesicht, bewegte endlich die Lippen und sagte mit tonloser, flüsternder Stimme: „Mama, Durst —." Er konnte bereits nicht mehr sprechen. Maria gab ihm etwas Milch, die er gierig zu trinken suchte, die aber sofort wieder aus dem Halse kam. Selbst Nahrung konnte er nicht mehr zu sich nehmen. Maria schrie laut auf und brach dann in ein Weinen aus. „Um Himmelswillen, Robert," sagte sie, „sieh nur das Kind an — ich bitte Dich, hole schnell einen Arzt." Freigang bemerkte, daß er in der Nähe die Wohnung eines solchen wisse, der wohl zu Hause sein werde. Die beiden jungen Männer gingen. Nach Verlauf einer kleinen Viertelstunde kamen sie in Begleitung des Arztes. Es war ein ältlicher Herr mit bartlosem Gesicht, in dem eine goldene Brille glänzte. Er stellte den grauen Cylinderhut auf das Bett, legte den Stock daneben und warf einen raschen Blick im Zimmer umher, dann setzte er sich sofort vor die Wiege. „Bitte um die Lampe," sagte er kurz, dann richtete er das Kind auf, wobei ihm Maria behilflich war. Der Kleine ließ Alles geduldig mit sich vornehmen, nur seine großen Augen blickten flehend auf seine Mutter. „Du bist ja ein sehr artiges Kind," sagte der Arzt, — „so, das ist hübsch, öffne Deinen Mund recht weit." Dabei faßte er selbst mit der einen Hand nach der Stirn des kleinen Patienten, mit der andern an das Kinn, und blickte in die Mundhöhle hinein. „Ein bischen tiefer und näher die Lampe, wenn ich bitten darf," sagte er wieder mit einem kurzen Dank. Eine halbe Minute lang suchte er prüfend bis in den Schlund hineinzublicken, dabei drehte er das Köpfchen nach hinten über,

damit das Licht der Lampe voll und ganz in die Oeffnung hineinfalle. Dann ließ er seine Hände wieder herunter, faßte nach dem Puls, blickte nach der Uhr, zählte die Sekunden und frug das Kind mit väterlichem Wohlwollen: „Wie heißt Du denn, mein Kleiner, sprich 'mal.“ Zwei-, dreimal wiederholte er bittend diese Frage, dann tönte es von des Kindes Lippen mit leiser, klangloser, fast zischender Stimme, der man die Anstrengung des Sprechens anhörte, zurück: „Robert.“ Der Arzt schüttelte mit dem Kopf, und sagte: „Bitte um einen Eßlöffel.“ Die Sandkorn lief nach der Küche und holte das Verlangte. Und der Arzt bat wieder die Lampe dicht heran zu halten, ersuchte Maria, den Kleinen recht festzuhalten, öffnete abermals mit der Linken fast gewaltsam den Mund des Kleinen und fuhr mit dem Stiel des Löffels weit hinein. Das Gesicht des Knaben wurde tiefroth, er suchte sich zu wehren und ließ mehrmals halb erstickte, gurgelnde Laute hören. Die Augen preßten sich zusammen und die hellen Thränen liefen ihm vor Anstrengung über die Wangen, daß bei diesem Anblick Maria die Lippen zusammendrückte, um nicht aufzuschreien vor Schmerz, der gleichsam aus dem Körper ihres Kindes in den ihren überging. Es wurde ihr ebenfalls heiß in den Augen, denn tiefes inniges Mitleid überkam sie. Der Arzt zog den Löffel wieder heraus und brachte auf der breiten Fläche des Stiels wie auf einer Schaufel Stücke einer weißen pilzartigen Masse hervor, die er zu Boden warf. Und wieder versenkte er den Löffel in den Mund, grub ihn förmlich in die Luftröhre hinein, wiederholte diese Arbeit mehrere Mal, ließ dann das Kind los und sagte — indem er aufstand — die verunreinigten Hände vom Körper haltend: „Ich habe es gedacht — er hat die Diphtheritis bereits auf beiden Seiten. Sie hätten bereits gestern zum Arzt schicken sollen: es steht schlimm, aber wenn Sie meine Vorschriften genau befolgen, wird hoffentlich noch Alles gut werden. Darf ich um etwas Waschwasser bitten?“ Während die Sandkorn das Gewünschte besorgte, entstand eine lange Pause, die nur durch das laute Stöhnen der

jungen Mutter unterbrochen wurde. Marias Herz krampfte sich zusammen, fahle Blässe bedeckte ihr Antlitz — ihre Seele hatte einen erschütternden Schlag empfangen. Und plötzlich konnte sie sich nicht mehr halten, sie machte ihrer gepreßten Brust Luft, indem sie sich über den Kleinen beugte und mit schluchzender Stimme: „Mein Kind, mein armes Kind," sagte. Robert umschlang ihren Nacken und suchte sie gleich Freigang und dem Arzt zu trösten. Der Letztere bat um Papier, Dinte und Feder und schrieb ein Recept. Dann verordnete er Eisumschläge, die durch eine Kompresse alle Stunden um den Hals erneuert werden sollten, und schrieb fortwährendes Gurgeln mit lauwarmer Limonade vor. Am nächsten Morgen versprach er wieder mit vorzusprechen. Ehe er ging, ersuchte ihn Seidel noch, das Kind der Franziska Berg einer Untersuchung zu unterziehen, indem er ihm in kurzen Worten die Mittheilung über die Mutter des Kindes machte. Der Arzt trat an die andere Wiege und zeigte plötzlich die Miene eines Menschen, der nicht mehr recht weiß, wo er hineingerathen ist, oder was er in irgend einer Sache sagen soll. Wo befand er sich denn eigentlich hier? Er hatte dann an Maria mehrere Fragen zu stellen, wer sie sei, ob sie hier wohne, ob das auch ihr Kind sei? Die Antworten sagten ihm Alles und klärten ihm auf. Also in der Wohnung der berüchtigten Sandkorn befand er sich, jenes als eine professionirte Engelmacherin bei allen Aerzten des Bezirks bekannten Weibes, das jahrein, jahraus die Kindergräber der Kirchhöfe vermehrte, und von der es offenes Geheimniß war, daß sie sich mit Bewußtsein eines jener schauerlichen geheimen Verbrechen schuldig machte, für das man sie strafrechtlich nie belangen konnte, weil stets der Ankläger gegen sie fehlte? Der Arzt untersuchte jetzt das Kind der Selbstmörderin, befühlte den Puls der abgezehrten Kleinen und fand, daß der Schlag matt und kaum bemerkbar wie einem Sterbenden ging. „Weib!" schrie er plötzlich in unbezähmbaren Zorn mit dem ganzen Gefühlsausbruch eines in seinem Innern fürchterlich empörten Menschen — „Weib,

was haben Sie mit diesem Kinde gemacht, das nur noch wenige Minuten zu leben hat?! Hat sich endlich einmal ein Beweis gegen Sie gefunden? Wissen Sie, wessen Verbrechens Sie sich schuldig gemacht haben, dadurch, daß Sie diesem armen Wesen seit Wochen die Nahrung entzogen, es systematisch verhungern ließen? Das ist der Hungertyphus, den ich hier konstatiren muß." Der alte Herr war am ganzen Körper von der Erregung gepackt, sein volles Gesicht war dunkelroth geworden, die Augen schossen Blitze hinter den Brillengläsern hervor. „Meine Herren," wandte er sich dann nach links, „Sie werden so freundlich sein, mich in Allem unterstützen, was ich jetzt vornehmen werde. Vorerst werde ich die letzte Rettung bei diesem verhungerten Wesen versuchen, um mir den Vorwurf zu ersparen, nicht bis zum letzten Moment meine Schuldigkeit gethan zu haben. Einer von Ihnen wird so freundlich sein, sofort nach der nächsten Polizeiwache zu gehen, um in meinem Namen den Reviervorstand oder dessen Vertreter hierher zu erbitten." Freigang erklärte sich sofort dazu bereit und verschwand. Die Sandkorn sah erdfahl aus im Gesicht, die Kniee schlotterten ihr, die Beine vermochten sie nicht mehr Angesichts eines fast bereits überführten Verbrechens, dessen drückendes Schuldbewußtsein auf ihr lastete, zu tragen. Wie alle feigen Kreaturen, die im letzten Augenblick nur noch auf das Mitleid ihrer Nebenmenschen spekuliren, sank sie plötzlich, die Hände ringend, zu den Füßen des Arztes nieder. „Sie hat es so gewollt, lieber Herr Doktor, die Mutter hat es so gewollt," brachte sie weinerlich hervor und fing dann laut an zu heulen, „ich bin unschuldig, bei Gott, ich bin unschuldig, ich glaubte, der Berg dadurch einen Gefallen zu thun," jammerte sie weiter. Der Arzt trat einen Schritt zurück und sagte: „Jetzt klagen Sie natürlich die Mutter an, die sich nicht mehr vertheidigen kann, das kennt man schon, stehen Sie auf, und machen Sie sich nicht noch eines weiteren Vergehens schuldig, indem Sie meine Anordnungen jetzt nicht befolgen. Besorgen Sie sofort etwas warme Milch." Zitternd vor Furcht ging die Sandkorn nach der

Küche, wo sie in ihrer Wuth der blöden Pauline, die im Winkel hockte und Alles mit angehört hatte, einen Schlag ins Gesicht versetzte, der von dem Schimpfwort „Kanaille“ begleitet war.

Nach wenigen Minuten versuchte der Arzt dem bereits wie leblos daliegenden Kinde etwas von der warmen Flüssigkeit einzuträufeln, ohne jedoch sein Bemühen belohnt zu sehen. Das zarte Wesen war bereits so entkräftet, daß es keine Nahrung mehr zu sich nahm. Dabei beobachtete der Arzt, wie der Pulsschlag immer schwächer wurde, und als er sich in der nächsten Minute weit über die Wiege beugte, dem Kinde in die plötzlich brechenden Augen sah, war es zu spät — Franziska Bergs, der armen Arbeiterin Kind, war seiner Mutter hungrig in den Tod gefolgt und zu den Engeln gegangen. Eine Minute lang erhob der alte Doktor nicht sein Haupt, dann drückte er mit Daumen und Zeigefinger seiner Hand zu gleicher Zeit die beiden Aeuglein zu und war im Augenblicke nur noch Mensch. Er legte die Hände ineinander und sagte halblaut vor sich hin: „Es ist todt.“ Die Geschwister traten leise mit gefalteten Händen näher. Einige Augenblicke standen sie alle Dreie stumm neben einander und blickten auf die kleine Leiche. Maria weinte still und leise, und auch ihrem Bruder wurden die Augen naß. „Wir werden es neben seiner Mutter begraben lassen,“ sagte er leise zu seiner Schwester, die ihm heiß die Hand drückte. Der alte Herr wurde wieder Arzt. Er rieth Maria, ihren kranken Kleinen, wenn nicht anders, in dieser Stunde noch nach Bethanien zu schaffen, und verhehlte dabei nicht, daß im letzten Augenblicke bei der so weit vorgeschrittenen Diphtheritis, wie er sie bei ihrem Kinde konstatiren müßte, eine Operation von Nöthen sein könnte, für die im Krankenhause dann wohl doch der beste Ort wäre. Das machte Marias Herz noch banger schlagen, ließ ihre Thränen reichlicher fließen. Die Geschwister besannen sich nicht lange, Robert holte eine Droschke und in Betten gehüllt trug man den Kleinen in den Wagen. Gerade als das Fuhrwerk sich in Be-

wegung setzte, kam Freigang wieder an, in Begleitung eines Polizeilieutenants und eines Schutzmanns, die zur Wohnung der Sandkorn hinaufstiegen. Der Maler begleitete Robert und Maria nach Bethanien.

Oben bei der Engelmacherin stellte der Lieutenant den Thatbestand fest, während der Schutzmann zum Kreisphysikus geschickt wurde. Mittlerweile hatte der Arzt auch das dritte Kind, das Mädchen der Alma Leisemann, einer Untersuchung unterzogen, und gefunden, daß der Zustand desselben ebenfalls ein bedenklicher sei. Er ordnete sofort die nöthigsten Hilfsmittel an, während der Polizeilieutenant sich nach der Mutter dieses Kindes erkundigte. Es war spät, als der Kreisphysikus kam. Die Herren berathschlagten eine Weile und kamen dann überein, für Almas Kind eine Wärterin zu bestellen, während die saubere Frau Sandkorn unter fortwährendem Weinen und Unschuldsbetheuerungen nach der Wache sistirt wurde, um sich am nächsten Morgen nach dem Molkenmarkt zur Untersuchungshaft wegen fahrlässiger Tödtung eines Kindes zu begeben. Als die Thür sich hinter den Davongehenden geschlossen hatte, ballte die blöde Pauline die Hände, rief unter einem abscheulichen grinsenden Lachen ihrer Mutter die Worte nach: „Warte nur, Aas — jetzt werden sie Dich knuffen und puffen," dann tanzte sie ein paar Mal wie eine Wilde im Zimmer umher, riß sämmtliche Schatullen und Schränke auf, und begann sie zu durchwühlen und zu durchsuchen.

— — — — — — — — — — —

Die ganze Nacht hindurch hatte Maria in Bethanien bei ihrem kranken Kinde gewacht. Robert wollte ebenfalls noch längere Zeit am selben Abend dort bleiben, aber man hatte es ihm nicht gestattet. Am andern Tage Vormittags holte er Freigang aus dessen Atelier ab, und die beiden jungen Männer, die schnell Vertrauen zu einander gefaßt hatten, gingen wieder dem berühmten Hospital am Marianenplatz zu. Sie schritten die langen, sauberen, von ihren Schritten widerhallenden Korridore entlang, in denen man bereits die Luft des Krankenhauses athmen konnte. Dann

traten sie in den Garten und begaben sich nach einem freiliegenden Häuschen, in dem die Diphteritiskranken Aufnahme fanden. In der einen Hälfte des Gebäudes lagen erwachsene Männer, in der andern Mädchen und Kinder. In zwei langen Reihen standen abwechselnd Wiegen und Betten. An den ersteren befanden sich Bretter befestigt, auf denen Spielzeug der verschiedensten Art bunt durcheinander stand und lag, und es machte einen rührenden Eindruck zu sehen, wie die kleinen Patienten, deren Kräfte es noch gestatteten, oder die bereits der Genesung entgegen gingen, mit ihren blassen, von der Krankenluft durchsichtigen Gesichtern, nach den bunten Sächelchen auf den Brettern langten, um sich mit ihnen die Zeit zu vertreiben. Und zu diesem, das Auge erquickenden, die Gefahr besänftigenden Anblick gesellte sich der ernste Gegensatz. Dort beugte sich mit schmerzensreichem Antlitz eine Mutter über ihren Liebling, der in den letzten Zügen lag, hier stand ein graubärtiger alter Vater im schlichten Gewand mit gefalteten Händen, thränenden Auges auf sein Söhnlein starrend, das soeben in den Händen der barmherzigen Schwester verschieden war. Dort hatte man soeben einen neuen Patienten in Tücher gehüllt eingeliefert, Mutter und Schwester küßten und herzten ihn schluchzend beim Abschied, hier hatte eine der Wärterinnen vor einem Bettchen einem Elternpaar soeben die freudige Mittheilung gemacht, daß die Gefahr für ihr Töchterchen vorüber sei, und ein Lächeln stillen Glückes auf Beider Antlitz gezaubert. Dort Thränen, Schluchzen und heiße Seelenkämpfe, hier der erquickende Sonnenschein der Zufriedenheit, den selbst die dumpfe, beengende Luft der Krankenatmosphäre nicht erkälten konnte. Zwei geheime Gewalten führten in diesem Raume einen steten unsichtbaren Kampf: Der gute Engel der Kinder mit ihrem Würgeengel. Robert und Oswald fanden Maria müde und abgespannt am Bette ihres Kleinen. Sein Zustand hatte sich über Nacht bedeutend verschlimmert. Er nahm keine Speise zu sich, weder Honig noch Milch, und lag ausdruckslos, schwer und schnell athmend, merklich ab-

gemagert im Gesicht, vergraben in den Kissen. Die Luftröhre sei vollständig verwachsen und die Pilze hätten sich bereits im Magen festgesetzt, vertraute die Wärterin Freigang, bei Seite stehend, an. Man mußte es also mit der Inhalation von heißem Wasserdampf versuchen. Der Tag verging, Maria kam mit Robert am Abend wieder zu ihrem Liebling, ohne einen Hoffnungsstrahl leuchten zu sehen. Seit vierundzwanzig Stunden hatte sie in ihrer fürchterlichen Aufregung nichts genießen können, sie fühlte sich krank an Leib und Seele und wünschte im Stillen an Stelle des hilflosen, nach Athem ringenden Kindes zu liegen. Beim späten Weggehen machte die Wärterin einige Hoffnung mit der zweifelhaften Miene abgehärteter Menschen, die innerlich theilnahmslos, von dem schlimmen Ausgang der Katastrophe überzeugt sind, aber gerne Trost spenden möchten. Beruhigt suchten die Geschwister ihre Wohnung auf. Der folgende Tag war der Donnerstag. Wieder verließ Maria vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag das Krankenlager ihres Knaben nicht. Wenn sie mit ihm sprach, blickte er sie mit seinem blauen Augen so flehend an, als läge in ihnen die ganze Barmherzigkeit, um die er bitten wollte. Und Maria konnte ihm nicht helfen, — das machte ihr fast die Kehle trocken und das Herz bluten. Sie küßte seine kleinen Händchen immer und immer wieder, benetzte sie mit ihren Thränen, und gab ihm süße kosende Schmeichelnamen. Einmal hob er die Arme zu ihr auf, und bewegte die Lippen, die bereits wund und blau waren, als wollte er sprechen, als hätte er das Verständniß seiner hilflosen Lage und wollte ihr viel, unendlich viel erzählen. Gegen ein halb fünf Uhr kamen ihr Bruder und Freigang wieder, die sie Beide entsetzlich verändert fanden. Die Wärterin stand dabei, und alle vier umringten die Wiege. Plötzlich beugte sich das Kind mit seinem Oberkörper wie im Todeskampf auf, die Augen drehten sich förmlich in ihren Höhlen — so schauerlich rang es nach Luft. „Er stirbt!“ schrie Maria auf, daß es gellend durch den Raum schallte, und die anderen Kinder

neugierig aufblickten. Sie warf sich über die Wiege, riß im Wahnsinn der Gemüthsstimmung den kleinen Sterbenden an ihre Brust, und preßte ihn, auf den Stuhl sinkend, an sich. Seine Glieder wurden plötzlich kalt, verloren die Bewegung, der Kopf fiel hinten über — nach wenigen Sekunden war er todt. Eine Minute lang hielt Maria das Haupt über ihn gesenkt und brachte keinen Laut hervor. Dann legte sie still den kleinen leblosen Körper in die Wiege zurück. Als sie sich wieder aufrichtete, konnte sie sich nicht mehr halten, sie sank ihrem Bruder an die Brust. Plötzlich trat Freigang auf sie zu und sagte leise mit sanfter Stimme: „Maria, trösten Sie sich, Sie haben ja noch uns." Es war das erste Mal, daß er sie bei dem Vornamen nannte. In dem thränenfeuchten Blick, den sie zu ihm sandte, lag die ganze Sprache ihres Herzens.

Zwei Wiegen weiter lag soeben ein anderes Kind im Todeskampfe. Dort stand keine Mutter, die es herzte, keine Seele, die ihm nahe stand, die ihm in die brechenden Augen sah. Eine kleine, runde Wärterin hielt seine Händchen fest, nach wenigen Minuten war auch hier der Engel mit seiner umgekehrten Fackel herangetreten. Als die Geschwister und Freigang den Saal verlassen wollten, rauschte in schleppenden Gewändern eine elegant gekleidete Frauensperson herein, in der die Drei sofort Lina Schmidt erkannten. Sie wollte erst Seidel zunicken, als dieser aber weg sah, warf sie den Kopf hintenüber und trat sofort auf die kleine Wärterin zu, die ihr mittheilte, daß ihr kleiner Edmund eben gestorben sei. Und wie sich diese Mutter über die Leiche ihres unehelichen Kindes beugte, drang keine Thräne aus ihren Augen, schluchzte sie nicht, rang sie nicht die Hände. Sie sah einen Moment starr auf das bleiche Antlitz, trat dann einen Schritt, vom Schauder gepackt, zurück, und athmete wie erleichtert auf.

Sie war von einer Last befreit.

Elftes Kapitel.

„Räche dich!“

Als am Freitag Morgen Robert in dem bekannten Postamt immer noch keinen Brief Louisens vorfand, setzte er sich hin und schrieb, zu seiner eigenen Beruhigung sowohl, wie zu der seiner Geliebten, folgende Zeilen:

„Louise!

Bis heute habe ich vergeblich auf ein Lebenszeichen von Dir gewartet. Ich kann mir Dein Schweigen nur dadurch erklären, daß äußere Umstände Dich verhindern, nach der Stadt zu kommen und einen Brief an mich aufzugeben. Ein schauerlicher Zufall des Lebens hat mir seit wenigen Tagen eine Waffe in die Hände gegeben, durch die ich Deinen Mann zwingen werde, Dich ohne jeden Eclat freizugeben. Forsche jetzt nicht nach der Lösung zu diesem Räthsel, ich selbst bin seit wenigen Tagen um Jahre älter geworden, fühle mich manchmal geistig wie körperlich halb zerschlagen, daß nur die Aussicht und der Gedanke, Dich für ewig zu besitzen, mir Deiner aufrichtigen Liebe bewußt zu sein, mir gerade Muth genug giebt, den Kopf noch oben zu behalten. Ich werde Deinem Gatten einen Besuch abstatten, über dessen Erfolg Du jedenfalls staunen wirst. Rother wird dann sofort in Deine Trennung willigen. Für das Weitere ist vorläufig gesorgt. Dieser Verlust wird ihm so kurz vor der Jubiläumsfeier seines Hauses nicht gerade angenehm sein, aber er wird sich schließlich durch den Gedanken zu trösten wissen, wenigstens dadurch seine äußere Ehre, und die der Firma Rother gewahrt zu sehen. Ich zähle die Stunden und Minuten bis zu dem Augenblick, wo ich Dich mein nennen darf, und küsse Dich im Geiste.

In treuer Liebe

Robert.“

Durch den jungen Comptoiristen des Rotherschen Geschäftes, den Robert zufällig auf der Straße traf, hatte er erfahren, daß der junge Chef seit Montag nicht mehr in der Stadt gewesen sei. Rother junior mußte also vorgezogen haben, seine Villa vorläufig nicht zu verlassen, um seiner Frau nicht Gelegenheit zu einem tollen Streich zu geben. Das machte Seidel Schwierigkeiten, den Brief zu befördern. Endlich entsann er sich, daß der junge Chef jeden Morgen zwischen neun und zehn Uhr in der Fabrik nothwendig zu thun hatte. Er nahm also einen Dienstmann, machte sich selbst mit diesem auf den Weg hinaus nach der Chaussée und wartete in der Nähe der Fabrik die Zeit ab, wo er seinen ehemaligen Chef über den Hof, den Fabrikgebäuden zuschreiten sehen würde. Es dauerte denn auch nicht lange, so wurde ihm dieser Anblick zu Theil. Er instruirte den Dienstmann genau, und schickte ihn nach der Villa hinüber. Nach fünf Minuten bereits bekam er die Antwort, daß der Brief richtig in die Hände der Adressatin gelangt sei. Er konnte also gewiß sein, daß Louise auf Alles gefaßt sein werde.

Die junge Frau Rother hatte mit Zittern und Beben den empfangenen Brief gelesen. Was sollte das heißen? Sie hatte die Berechtigung und Kraft in sich gefühlt, dem Geliebten aus eigenem freien Willen zu folgen, und nichts wäre einfacher gewesen wie das. Er aber hatte ein Mittel in Händen, ihren Mann zu zwingen, sich von ihr zu trennen? Sie hatte kein Verständniß für dieses dunkle Räthsel. Jenes ehemalige Verhältniß ihres Gatten zur Lina Schmidt konnte doch nicht diese Waffe sein, durch die man auf Edmund einwirken wollte. Das war eine Angelegenheit, die ihr seit drei Tagen bereits in einem ganz andern Lichte erschien, seitdem sie während dieser Zeit Gelegenheit gefunden hatte, wirklich recht vernünftig, wie ihr Mann es gewünscht hatte, darüber nachzudenken. Die Offenheit und Ehrlichkeit desselben, mit denen er ihr sein Vergehen eingestanden hatte, hatte sie tief gerührt und mehr noch erschüttert. Er hatte wirklich Recht gehabt: er hatte während der Zeit ihrer Ehe immer nur wie ein Ehrenmann, wie ein treuer, aufrichtig

liebender Gatte gehandelt. Sie hatte also nicht die geringste Berechtigung, sich weder vor den Menschen, noch vor Gericht über ihn zu beklagen. Das fühlte sie heute bereits, daß es auch zur Pflicht des Weibes gehöre, zu verzeihen und zu vergeben. Ja, wenn er wirklich sein Gewissen durch jenes Verhältniß belastet hätte, wenn er sich eine unehrliche That hätte zu Schulden kommen lassen, die ihn wirklich der Achtung in ihren Augen hätte verlustig machen können — dann hätte sie wenigstens eine Handhabe gehabt, die sie mit gutem Bewußtsein gegen ihn hätte gebrauchen können. Aber die Thatsache, daß er im Einverständniß mit jenem Frauenzimmer gehandelt hatte, daß er seiner Pflicht dem Mädchen gegenüber doch immer wie ein Mann von Ehre nachgekommen war, der Freimuth, mit dem er sich wirklich nicht besser machte, als er war, mit dem er seine eigene sociale Stellung hauptsächlich für seinen Fehltritt verantwortlich gemacht hatte — alles das war mächtig auf ihre Empfindung eingestürmt, hatte die Klugheit des Weibes bei ihr herausgefordert.

O, es war wirklich wahr, Frau Rother junior war seit jenem Montag Abend eine höchst verständige Frau geworden. Eines Nachmittags, während sie hinten auf dem kleinen Balcon saß und wie gewöhnlich nach dem Festplatz hinüber blickte, auf welchem die letzten Hände durch Decorateure, Maler und Zimmerleute angelegt wurden, hatte sie recht vernünftige Betrachtungen anstellen müssen, die von ihrem Alter, ihren bisherigen Erfahrungen, der ganzen Umgebung des Luxus und der Annehmlichkeiten ihrer Stellung als Frau eines reichen Mannes, unzertrennlich waren. Und diese Betrachtungen hatten immer nur einen Punkt gefunden, in dem sie sich zusammentrafen, und der hieß: ungewisse, unberechenbare Zukunft als die Frau Seidels, eines Mannes, der kein Vermögen besaß, nur auf seine Stellung als Comptorist eines Kaufmannshauses angewiesen war. Würde sie auch ein Leben voll voraussichtlichen Entbehrungen aller Art ertragen können, nachdem sie die Vorzüge des Wohllebens und der Behaglichkeit einer gut situirten Frau ge-

nossen hatte? Diese eine Frage, die wie ein häßlicher Dämon immer und immer wieder vor ihr auftauchte, ließ sie in eine Perspective voll dunkler Schatten blicken. Wie doch der Sonnenschein, der sich um sie her ausbreitete, ihr fortwährend zuzuflüstern schien, daß sie ihn entbehren würde, wenn das Leben sie dereinst mit Kälte durchschauern würde. Gewiß, jene Liebe, jene heiße, alles Glück der Erde in sich schließende Liebe, die sie für Robert empfand, die in ihrer entsagungsreichen Kraft den Menschen zum Kampfe mit den Unbilden des Daseins stählt, die der Hölle und dem Tode trotzt, hielt sie in diesem Hause nicht zurück, aber es gab im Leben einer Frau, einer Frau voll sittlicher Anschauung, ein Wort, das schwerwiegender war, als der Zug des Herzens, und das hieß: die „Pflicht" — jene heilige Pflicht des Weibes, die sie mit vollem Bewußtsein auf sich lud, als sie vor dem Altare ihrem Manne den Schwur der Treue leistete. „Bis daß der Tod euch trennt," hatte es aus Priesters Mund geklungen, als hätte die Stimme Gottes selbst gesprochen. Und wurde diese Pflicht auch manchmal mit der Zeit zur schweren Bürde, die auf Gemüth und Seele lastete — sie mußte doch ertragen werden, schon um jenes Schwures willen. Und kamen zu dieser Pflicht der Frau nicht eine andere, viel süßere, die der Mutter? Als Louise heute, nachdem sie den Brief Roberts fast auswendig gelernt hatte, und sich ihres Zustandes mehr denn je bewußt wurde, noch einmal alle Consequenzen einer Scheidung von ihrem Manne vor ihrem Gedankenkreis vorüber ziehen ließ, hatte sie, mit einer letzten gewaltsamen Anstrengung aller Vernunftgründe, einen felsenfesten Entschluß gefaßt: sie wollte die Pflicht über die Liebe siegen lassen, wollte fernerhin die Frau Rothers bleiben. Nachdem dieser fürchterlichste Kampf ihres Seelenlebens vorüber war, wurde sie ruhiger, resignirter. Sie überlegte, was sie zunächst zu thun habe, um Seidel dieselbe Ruhe wieder zu geben, die sie selbst empfand, um ihn vor unüberlegten, in einem aufgeregten Zustande leicht begreiflichen Handlungen zu bewahren. Sie nahm sich vor, einen ausführlichen

Brief an ihn zu schreiben, in dem sie ihm ihre Gründe, die sie zwängen, ihr Wort vom Montag Abend zurückzunehmen, recht klarlegen wollte. Zu gleicher Zeit wollte sie sich in diesem Punkte ihrem Manne ganz anvertrauen und ebenso offen und freimüthig zu ihm sein, wie er es gegen sie gewesen war. Die beiden Ehegatten hatten seit Dienstag früh in einem gewissen frostigen Verkehr gestanden, der nur insofern eine freundliche Signatur trug, als man es vermied, in Gegenwart Rothers senior, des Dienstpersonals und überhaupt Unbetheiligter auch nur im Geringsten den Anschein einer veränderten Stimmung zu erwecken. Edmund wollte seiner Frau Zeit geben, ihre Vernuft und Ueberlegung zu Rathe zu ziehen, und Louise empfand das Bedürfniß, ihrem Manne nicht gleich am andern Tage entgegen zu kommen, um nicht den Eindruck hervorzurufen, als hätte sie gleich einem Kinde Launen gezeigt und Scherz getrieben. Es bestand zwischen Beiden während der wenigen Tage jene Kluft im Leben zweier Menschen, die bei der ersten Gelegenheit durch ein freundliches Wort des einen Theils wieder überbrückt werden kann. Edmund Rother zeigte sich höflich wie immer gegen seine Frau, wenn das Familienleben sie zusammenführte, blieb aber im Allgemeinen ernst und schweigsam. Dadurch fand Louise sich genöthigt, ebenfalls nicht aus ihrer Rolle zu fallen. Einmal hatte der junge Chef geschwankt, ob er nicht seinen Vater mit in das Geheimniß seines Hauses ziehen solle, war dann aber wieder davon abgekommen in der Erwartung, daß Louise ihren Fehltritt bald herzlich bereuen und dadurch jedes Einmischen eines Dritten in diese intime Angelegenheit überflüssig gemacht werde. Seidel hatte seine plötzliche Entlassung bekommen, jede Annäherung zu Louise war ihm dadurch abgeschnitten, man konnte also vollständig beruhigt sein, wenn seine Frau jetzt so vernünftig handelte, wie er es ihr ans Herz gelegt hatte.

Am späten Nachmittag befand sich Louise im Garten und nahm den Kaffee ein, als sie ihren Mann den Weg

entlang kommen sah. Er hielt sich bei verschiedenen Beeten auf und betrachtete aufmerksam die Blumen. Als er in der Nähe der Laube angelangt war, in der sie allein saß, rief sie ihn plötzlich an. „Edmund," sagte sie, „willst Du nicht ebenfalls den Kaffee hier einnehmen?" Es war das erste Mal, daß sie ihn wieder, wenn sie unter sich waren, beim Vornamen nannte. Er trat sofort auf sie zu, setzte sich neben sie, ergriff stumm ihre Hand und drückte einen heißen Kuß auf dieselbe. Dann wagte er auf ihre delicate Angelegenheit zurückzukommen. „Du hast Dir also die Sache ernst überlegt, Louise?" frug er freundlich, sie gerade anblickend. „Es ist schon Alles gut," erwiderte sie fast herzlich, „reden wir nicht mehr darüber. Ich bin verblendet gewesen, aber wenn Du mir verzeihen kannst, dann bitte ich Dich darum." Sie reichte ihm die Hand hin, die er lange drückte. Dann wollte er sie auf die Stirn küssen, sie aber bot ihm den Mund. Er umschlang sie dann und sagte in aufrichtigem Tone: „Ich schwöre Dir, Louise, daß ich stets Deiner würdig war," und sie glaubte ihm aufs Wort. Er ging jetzt nicht von ihrer Seite. Sie plauderten, scherzten, waren wieder von einer lustigen Heiterkeit erfüllt, als befänden sie sich noch in den Flitterwochen ihrer Ehe. Mehrmals war Louise nahe daran, den Brief Seidels hervorzuholen, sie besann sich aber wieder, um ihrem Gatten die Laune nicht zu verderben. Eine gewisse Unruhe aber beherrschte sie fortwährend. Sie konnte durchaus nicht begreifen, was Robert im Schilde führte, hatte keine Ahnung, wann er ihren Mann besuchen würde. Nur davon war sie fest überzeugt, daß er ihretwegen der größten Tollheit fähig sei, und schonungslos gegen ihren Gatten vorgehen würde, hätte er die Aussicht, durch irgend etwas seine Zwecke zu erreichen. Merkwürdig, diese Frau fürchtete plötzlich für ihren Gatten, den sie vor kürzester Zeit noch die Achtung zu versagen sich gezwungen sah. Sie befand sich wie ein schwankendes Rohr zwischen zwei bewegenden Elementen, die „Pflicht und Liebe" hießen. Gegen sechs Uhr kam Rother senior heraus, theilte die

Gesellschaft der Beiden bis zum gänzlichen Sonnenuntergange, ging dann auf kurze Zeit nach der Fabrik hinüber, um mit dem Direktor Röside behufs des Rendezvous der Arbeiter mit ihren Frauen und Kindern, das am nächsten Morgen an der Jannowitzbrücke stattfinden sollte, Rücksprache zu nehmen, und verabschiedete sich dann um acht Uhr von seiner Schwiegertochter und seinem Sohne. Er hatte noch in der Stadt allerlei Anordnungen zu treffen.

Es war ein herrlicher Abend, dieser Vorabend der großartig geplanten Jubiläumsfeier. Der Altweibersommer schien im letzten Aufflammen der Naturschönheiten alle seine milden Düfte vereinigt zu haben, um den Segen der Arbeit, dem am folgenden Tage ein glänzender Tribut gezollt werden sollte, durch einen klaren Morgen die nöthige Weihe zu geben. Rother machte seiner Frau den Vorschlag, dem Festplatz an der Spree einen Besuch abzustatten. Als sie nach einer halben Stunde zurückkehrten, Louise zu ihren Zimmern hinaufgestiegen war und der junge Chef den Corridor betrat, kam ihm der Diener mit der Mittheilurg entgegen, daß im Vorzimmer ein Herr anwesend sei, der ihn in einer dringenden Angelegenheit heute noch zu sprechen wünsche. Der junge Chef war erstaunt, um diese Zeit noch Besuch zu empfangen, befahl aber dem Diener, die Lampe in seinem Arbeitszimmer anzuzünden, und den Herrn dort hineinzuführen. Er würde sofort erscheinen. Als er dann nach wenigen Minuten den Raum betrat, erblickte er Robert Seidel, der nachlässig auf einem Fauteuil Platz genommen hatte. Rother junior mußte im ersten Augenblick vor Ueberraschung, oder von einer unheilvollen Ahnung gepackt, starr geworden sein, denn er vermochte kein Wort hervorzubringen. Er blickte seinen ehemaligen Kassirer mit der Miene eines Menschen an, der nicht weiß, was er in der nächsten Minute zu thun hat: ob er die Höflichkeit nicht verletzen, oder ob er von seinem Hausrecht Gebrauch machen soll. War es die unheimliche Ruhe, die auf Seidels Antlitz lag, war es die Ungenirtheit, mit der er sich beim Eintritt seines ehemaligen Chef kaum

erhob, die Rother ganz außer Fassung brachten — kurzum, er frug höflich: „Was wünschen Sie?“ Seidel stand auf.

„Sie werden verzeihen, wenn ich zu so später Stunde störe, aber ich komme in einer Angelegenheit, die nicht einmal über diese Nacht hinausgeschoben bleiben kann. Können Sie vielleicht Sorge tragen, daß wir während einer Stunde ungestört bleiben, am meisten gerade von Seiten Ihrer Gattin?“

„Ich bedaure lebhaft,“ erwiderte Rother, „nicht länger, als nur wenige Minuten zu Ihrer Verfügung stehen zu können. Am allerwenigsten aber habe ich Veranlassung, meiner Gattin nicht jeder Zeit ihren Eintritt zu mir zu gestatten. Wenn ich Sie noch nach dem Vorfall vom Montag Abend anhöre, so haben Sie das nur noch einer gewissen Rücksicht zu verdanken, die ich Ihnen als einem ehemaligen Diener und zugleich Freund unseres Hauses entgegen bringe. Fassen Sie sich also gefälligst so kurz als möglich.“ Er ersuchte weder Seidel Platz zu nehmen, noch setzte er sich selbst. Sie standen sich Beide Aug' in Aug' gegenüber, wie zwei Männer, von denen jeder die Genugthuung in sich fühlt, den andern im nächsten Augenblick durch eine niederschmetternde Mittheilung taumeln zu machen, ihn seiner physischen Kraft beraubt zu sehen.

Seidel behielt immer noch seine eisige Ruhe. „Ich bin hierher gekommen,“ begann er wieder, „um ein Geschäft mit Ihnen abzuwickeln. Es wird Ihnen dies um so weniger auffallen, als wir Beide Kaufleute sind,“ fügte er mit leiser Ironie hinzu. „Ich will in der That kurz sein: es handelt sich um ihre Frau, die mich liebt, Sie aber verachtet, und die Sie heute noch ohne jede Widerrede, bis die Scheidung perfect geworden sein wird, an mich abtreten werden — mit dem ausdrücklichen Willen Louisens natürlich. Die Gründe hierzu werden Sie nachher hören!“

Rother junior brach plötzlich in ein schallendes Gelächter aus, das durch die oben geöffneten Fenster bis nach der Straße hinausschallte.

„Sie sind wohl verrückt geworden?“ sagte er dann

mit dem Tone eines Mannes, der sich scheinbar über eine soeben gehörte Aeußerung vortrefflich amüsirt. „Um mich aber nicht weiteren derartigen Eventualitäten ausgesetzt zu sehen, ersuche ich Sie eben so höflich wie dringend, mein Zimmer und dies Haus zu verlassen, wenn Sie sich keinen Unannehmlichkeiten aussetzen wollen."

„Im Gegentheil," erwiderte Seidel mit seiner alten Ruhe, „ich werde es mir noch einstweilen recht bequem bei Ihnen machen." Dabei ließ er sich wieder auf den vorigen Sitz nieder. „Ich bin weder verrückt, noch irgend etwas anderes, aber ich bin ein Mann, der sich für heute in den Kopf gesetzt hat, auf ganz vernünftige Art und Weise um ein Weib zu handeln, das Sie lieben und ich liebe, das aber mich nur wieder liebt, und welches ich gerne vor dem Schicksal bewahrt sehen möchte, noch fernerhin das Dach eines Mannes zu theilen, der ihr allerdings Glanz und Reichthum gegeben hat, von dem sie aber nicht weiß, welch einer gemeinen Handlungsweise in seinem Leben er sich schuldig gemacht hat."

Rother junior stieg die Röthe ins Gesicht. Die ganze Wuth eines Mannes, der in seinem eigenen Hause sich beleidigt fühlt, befiel ihm im Moment. „Entfernen Sie sich auf der Stelle," schrie er, „sonst klingele ich nach dem Diener!" Jetzt lachte Seidel. „O, das werden Sie hübsch bleiben lassen."

Er stand abermals auf, trat dicht vor Rother hin und sagte wieder: „Nicht wahr, das werden Sie doch hübsch bleiben lassen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihnen noch eine Geschichte zu erzählen habe, o, eine Geschichte, die Sie jedenfalls sehr interessiren dürfte, und deren Held ein gewisser „Hugo Wald" ist? Wollen Sie jetzt nicht Ihre Frau holen lassen? Ich könnte ihr dann sogleich einen Gruß meiner Schwester Maria übermitteln. Sie werden bleich — o, das glaube ich wohl —, vielleicht gerade so bleich, wie jenes arme Mädchen einst wurde, als Sie ihr das Herz gebrochen hatten, sie feig und unbarmherzig zu gleicher Zeit ins Unglück stießen. Sie verstehen mich doch

nun ganz, Herr Rother? Wollen Sie auch jetzt noch nach dem Diener klingeln?"

Eine schauerliche Satire, aus der etwas wie versteckter Hohn klang, lag in diesen Worten. Rother wurde erdfahl im Gesicht, seine Kniee schlotterten ihm plötzlich, als hätte er einen Schlag bekommen, den er nicht zu ertragen im Stande sei.

„Wa—as?" brachte er dann stammelnd hervor. Er zitterte an allen Gliedern.

„Sie scheinen mich also ganz und gar verstanden zu haben," begann Seidel wieder; „das freut mich wirklich. Darf ich Sie nun bitten —, nur um Ihretwillen dafür zu sorgen, daß wir für die nächsten Minuten ganz ungestört sind? Ich werde Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen, aber was ich Ihnen zu sagen habe, darf kein Zweiter und Dritter hören. — Immer nur Ihretwillen, verstehen Sie mich nur recht!"

Er blieb immer in einem halb ernsten, halb ironischen Tone, als wollte er dadurch beweisen, daß er diesen Mann bereits in seiner Gewalt habe.

Rother junior sagte kein Wort, aber wie mechanisch ging er nach der Thür und drehte den Riegel vor. Dann schritt er nach den Fenstern, öffnete sie und schloß sie wieder, nachdem er die Jalousieen herunter gelassen hatte. Wie alle Menschen, deren Gewissen seit Jahren durch eine ehrlose That schwer belastet ist, die sich bisher mit dem Gedanken getröstet hatten, niemals einen Ankläger für diese That gegen sie auftreten zu sehen, dann aber, wenn eines Tages der Rächer wirklich auftritt, ihre ganze Fassung verlieren, weil sie von der Feigheit gepackt werden — fühlte sich auch Rother während weniger Minuten innerlich halb gebrochen, verlor er seine stolze Haltung.

Mit aller Kraft suchte er äußerlich den Schein einer gewissen Gleichgültigkeit zu bewahren, aber sein Gang war schleppend, und er tastete förmlich nach einem Sitz, auf dem er sich dann niederließ. Mit einer Handbewegung wies er auch jetzt Seidel einen solchen an.

„Sprechen Sie," sagte er dann tonlos. Seidel setzte sich nicht. Er ging vor Rother mit großen Schritten ein paar mal auf dem Teppich auf und ab, blieb dann wieder stehen und begann:

„Durch die ganze Art und Weise, wie Sie sich vor meinen Augen verändert haben — o, machen Sie gar keine Bewegung, ich sehe ja, wie Sie kreideweiß geworden sind —; wie Sie dem anfänglichen Hochmuth die Bescheidenheit folgen ließen, habe ich den Beweis bekommen, daß Sie sich vollständig Ihrer Schuld gegen meine Schwester bewußt sind. Es ist daher nöthig, auf die Einzelheiten der ganzen elenden Intrigue, die Sie gegen Maria spannen, zurückzukommen. Wir können also gleich, ohne viele Umstände zu machen, verhandeln und uns zu einigen suchen. Die Sache liegt sehr einfach. Sie haben unter einem falschen Namen als simpler Buchhalter das Herz eines armen Mädchens, das Ihnen sein ganzes Vertrauen entgegen brachte, durch Vorspiegelungen aller Art zu erobern verstanden, Sie haben ihr die Ehe versprochen und verlobten sich mit ihr. Sie verführten sie dann — verstehen Sie, immer unter dem Versprechen, sie heirathen zu wollen?! Und als dieses Mädchen aus wirklich inniger Neigung Ihnen in einer schwachen Stunde Alles geopfert hatte, was sie besaß, und sie für Sie begehrenswerth gemacht hatte, zogen Sie sich von ihr zurück, stießen sie und das Kind, das sie unter ihrem Herzen barg, unbarmherzig in Schmach und Schande, in Noth und Elend hinaus, gebrochen an Körper und Seele — brachen ihr und ihren Bruder das Herz."

Bei den letzten Worten war Seidels Stimme, von der Erinnerung gepackt, zitternd, als müßte in ihr die ganze Trostlosigkeit jener vergangenen Tage zum Ausdruck kommen. Er trat auf den Schreibtisch zu und starrte ein paar Augenblicke in das Licht der Lampe. Dann stand er vor Rother und sah ihm fest ins Gesicht. „Wollen Sie das leugnen, was ich Ihnen soeben gesagt habe? Aber so sehen Sie mich doch einmal an — Sie können es nicht,

das glaube ich wohl.“ Er lachte kurz auf, ging dann wieder vor seinem ehemaligen Chef, der vor sich auf den Teppich starrte, auf und nieder, und begann aufs Neue: „Sind Sie vielleicht im deutschen Strafgesetzbuche bewandert? Kennen Sie in ihm vielleicht einen gewissen Paragraphen, dem ganz dieselbe Handlungsweise, deren Sie sich gegen meine Schwester zu Schulden kommen ließen, unterstellt ist? Wenn nicht, so will ich Sie darauf aufmerksam machen. Es ist der Paragraph hundertneunundsiebzig. Es steht auf Ihre Handlungsweise Zuchthaus, denn Sie sind faktisch mit aller bodenlosen Raffinirtheit, mit dem festen Vorsatz, Maria zu betrügen, an sie herangetreten — dafür zeugt schon die Thatsache, daß Sie, um Ihre elenden Zwecke ganz und voll zu erreichen, ohne sich selbst schädigen zu wollen, es für nothwendig hielten, sich einen falschen Namen beizulegen, unter der Maske eines mittellosen Mannes die Neigung meiner Schwester desto eher für sich zu gewinnen. Habe ich Recht? — Sie schweigen wieder? Nun — was sollten Sie auch gegen die Wahrheit vorbringen können!“

Er machte eine Pause, wandte sich von Rother, der immer noch nicht aufzublicken wagte, ab, trat dann wieder zurück, und sagte mit tiefem Ernste, aber schneidend: „Ich genieße zwar hier augenblicklich Ihr Gastrecht, aber ich kann Ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß Sie wie ein ganz gemeiner, ehrloser Schurke gehandelt haben, dem die Röthe der Scham ins Gesicht steigen muß, wenn er noch welche aufzuweisen hat. Schämen Sie sich bis in Ihre innerste Seele hinein.“

Das war Rother junior zu viel. Sich in seiner eigenen Wohnung wie einen Schuljungen behandeln zu lassen ...? Er schien wirklich noch Scham zu besitzen, denn sein Gesicht röthete sich plötzlich durch eine einzige Blutwelle, die ihm in die Wangen stieg. Es gab auch für ihn eine Grenze, wo der tosende Jähzorn aufloderte, um ihn wild zu machen. Wie eine Spiralfeder schnellte er von seinem Sitz empor und packte Seidel in seiner unbezähmbaren Wuth an der

Brust. Er dämpfte seine Stimme nicht mehr, er vergaß vollständig, daß im Hause noch mehr Leute anwesend waren, die ihn in der Stille des Abends hätten hören können. „Was wagen Sie?!" schrie er ihn an; „ich habe Sie angehört, so lange ich es vermochte — jetzt vermag ich es nicht mehr. Nehmen Sie das Wort zurück?" Er versuchte dabei Seidel mit beiden Händen zu schütteln. Die Kräfte desselben schienen den seinen jedoch überlegen. Der ehemalige Kassirer stieß ihn in der Abwehrung so kräftig zurück, daß er einige Schritte zurückwankte. Dabei sagte er halb spöttisch: „Ah, Sie fangen so an — nun, ich hatte mich auch darauf vorbereitet, als ich dieses Haus betrat. Sie werden aber so vernünftig sein und derartige handgreifliche Zwischenfälle unterlassen, sonst könnte ich mich genöthigt sehen, ebenfalls aus meiner Rolle zu fallen, wodurch Sie den Kürzeren ziehen würden. Setzen Sie sich also gefälligst wieder und hören Sie ruhig weiter."

Rother junior setzte sich aber nicht. Er schien plötzlich wieder Muth zu bekommen, als hätte er irgend einen Kampf der Verzweiflung vor. Er ging mit auf dem Rücken verschränkten Armen wie wild von der einen zur andern Seite des Zimmers, hastig, mit gesenktem Kopf, als hätte er die Blumen des Teppichs zu zählen, und könnte die Zeit nicht erwarten, wo er wieder den Rücken wenden würde, um seinen Gang von vorne zu beginnen. Dabei keuchte er förmlich — so schnell holte er Athem.

Seidel lehnte sich an den Schreibtisch und betrachtete seinen Todfeind aufmerksam. Mit aller Ruhe begann er wieder: „Anständige Leute, oder auch Leute von nobler Gesinnung pflegen das nie mehr zurückzunehmen, was sie einmal weggeworfen haben. Wenn ich „Schurke" sagte, so habe ich nur dasselbe Wort gebraucht, mit dem Ihre Frau einst ahnungslos jenen Mann bedachte, der sich solch eines gemeinen Vergehens gegen meine Schwester zu Schulden kommen ließ."

Richtig, seine Frau hatte zu ihm von einem gemeinen Schurken gesprochen, ohne ihn damit zu meinen ... Dieser

Schlag, der ihn an seine Frau denken ließ, traf ihn fürchterlich. Er empfand seine ganze Wucht bis zum Entsetzen. Wenn Louise jetzt wirklich wüßte, daß er dieser Schurke war, wenn sie diese ganze Unterhaltung, sein jämmerliches Aussehen, seine ganze tiefe Beschämung mit empfinden würde — —? Er wagte nicht weiter zu denken, das Zimmer drehte sich um ihn herum, Alles tanzte vor seinen Augen. Aber er beherrschte sich mit Riesengewalt, preßte die Zähne aufeinander und setzte seinen wilden Gang durchs Zimmer fort.

„Sie wollen mich einschüchtern," sagte er dann, und versuchte zu lachen; „haben Sie Beweise, daß ich wirklich jener Hugo Wald war?"

„O gewiß," erwiderte Seidel, „eine Menge Briefe, von Ihrer Hand geschrieben, hauptsächlich jenen darunter, in dem Sie meine Schwester durch das erneuerte Eheversprechen über die schwache Stunde ihres Lebens zu trösten suchten; auch den letzten, worin Sie ihr unumwunden eingestanden, sie nicht heirathen zu können, weil sie der Sohn eines reichen Mannes seien, und nicht der, für den Sie gehalten wurden. Es wäre leicht, durch die gerichtlichen Sachverständigen die Identität Ihrer Handschrift mit der jener Briefe festzustellen. Außerdem lebt meine Schwester ja noch — Gott sei Dank," fügte er aufathmend hinzu. Jetzt endlich blieb Rother stehen, und starrte zu ihm hinüber.

„Ihre Schwester lebt noch?" frug er.

„Ja," erwiderte Seidel, „ich hielt sie irrthümlich für todt, weil ich Jahre lang nichts von ihr hörte. Sie war bis vor Kurzem noch in Ihrer eigenen Fabrik als Teppichstopferin beschäftigt, um ehrlich für sich und ihr Kind zu sorgen — verstehen Sie nur wieder recht: sie war Arbeiterin in desselben Mannes Fabrik, der sie betrogen hatte, der Vater ihres Kindes war. Ohne zu wissen natürlich, wo sie sich eigentlich befand."

Es entstand eine minutenlange Pause. Seidel blickte wieder in das Licht der Lampe, und Rother war ans Fenster getreten, wo er sich mit beiden Händen auf das

Brett stützte. „Und das Kind?“ frug er dann halb zaghaft, „es lebt auch?“

„Nein,“ erwiderte Seidel, „es starb gestern in Bethanien, in Gegenwart des Herrn Freigang, den Sie auch kennen.“

Rother fuhr auf, der Name Freigang hatte ihn erschreckt. Dann schien er beruhigter, als Seidel bemerkte, daß außer ihm und Maria noch Niemand den Verführer seiner Schwester kenne. Abermals entstand eine dumpfe Pause, während welcher Rother wieder durch das Zimmer schritt. „Was verlangen Sie nun von mir?“ sagte er dann, indem er sein Taschentuch hervorzog und damit über die heiße Stirn fuhr. „Ihre Frau,“ war Seidels kurze Antwort. Rother wollte ihm ins Wort fallen, aber Seidel begann weiter: „Hören Sie, und passen Sie jetzt ganz genau auf, was ich Ihnen sagen werde. Sie wissen, daß meine Schwester die intimste Jugendfreundin Ihrer Frau war, Sie wissen auch, daß diese keine Minute länger unter Ihrem Dache weilen würde, wenn sie in Ihnen jenen Mann sehen müßte, der so an Maria handeln konnte, denn sie würde Sie noch weniger achten können, als bisher, seitdem sie Ihr ehemaliges Verhältniß zur Lina Schmidt kennt. Noch hat sie nicht die geringste Ahnung, daß jener Hugo Wald Sie sind. Sie wissen auch, daß Ihre Frau mich liebt, daß sie, wenn sie Kenntniß von Ihrer Handlung hätte, triftigen Grund zu einer Ehescheidung bekommen würde. Ich könnte mir also eigentlich die Sache ziemlich leicht machen. Meine Schwester brauchte nur einmal Ihre Frau zu sprechen, und keine Macht der Welt würde diese länger an sich ketten, davon werden Sie wohl vollständig überzeugt sein. Und was meinen Sie wohl, wenn meine Schwester Sie gerichtlich belangen würde, wenn Sie wegen einer der gemeinsten Handlungen, die mit Betrug identisch ist, verurtheilt würden? — Der Name Rother wäre für ewig gebrandmarkt, kein anständiger Mensch würde Sie mehr eines Blickes würdigen, es wäre um das Renommée Ihres Hauses geschehen. Aber meine Schwester will um

der Liebe halber, die sie Ihnen einst entgegenbrachte, Mitleid mit Ihnen haben, sie will nicht, daß man Sie strafrechtlich zur Rechenschaft zieht — sie will aber, daß Sie sich heute noch zu meinen Gunsten aller Anrechte auf Ihre Frau entsagen und in die Scheidung willigen. Wenn Sie darauf nicht eingehen wollen, so wird sie ebenso wie ich, unbarmherzig gegen Sie sein. Im andern Falle schwöre ich Ihnen, daß nie ein Mensch je erfahren wird, daß Sie meine Schwester verführt und betrogen haben. Nie werden Ihre Wege fernerhin im Leben von uns durchkreuzt werden, niemals wird meine Schwester Sie gekannt haben wollen. Der ehrliche Name Ihres Vaters, das Renommée Ihrer Firma werden dann gewahrt bleiben. Aber ich will auch großmüthig im letzten Augenblick gegen Sie sein, damit Sie mich ganz kennen lernen. Ihre Frau soll freiwillig zwischen uns Beiden wählen. Sie werden also so gut sein, nach dem Diener klingeln, und Ihre Gattin zu uns bitten. Sie werden ihr mit wenigen Worten eingestehen, daß Sie sofort in eine Trennung von ihr willigen, und daß sie auf der Stelle mir folgen könne — ohne einen andern Grund anzugeben, als den, daß Sie von ihrer Liebe zu Ihnen nicht mehr überzeugt seien, und ein Leben mit einer ungeliebten Frau auf die Dauer nicht ertragen könnten. Sie sehen, was für eine Vergünstigung ich Ihnen noch zu Theil werden lasse. Und nun hören Sie auch mein letztes Wort: Damit Sie die Gewißheit haben, daß ich in der letzten Minute nicht noch ein falsches Spiel mit Ihnen treibe, werde ich vor Ihren eigenen Augen die beiden kompromittirenden Briefe Hugo Walds an meine Schwester, die ich hier in Händen habe, zerreißen, wenn Ihre Frau mir gefolgt sein wird. So, jetzt wählen Sie. Auf der einen Seite droht Ihnen Schmach und Schande, und auf der andern allerdings eine bittere Entsagung; aber es lächelt Ihnen auch die Ehre Ihres Vaters Namen und die persönliche Freiheit." Während er sprach, hatte Rother mit anscheinend steigerndem Interesse zu ihm aufgeblickt, das

selbst durch das Diabolische dieses Planes nicht vermindert werden konnte.

Als hätte ihm der letzte Hoffnungsstrahl eines mit dem Untergange ringenden Menschen geleuchtet, so veränderte sich merklich seine Miene, sein ganzes Wesen, prägte sich ein gewisses Bewußtsein in seinen Bewegungen aus. O, wenn das der endliche Ausgangspunkt der ganzen ihn erzittern machenden Aufregung war, so hätte es der grausigen Einschüchterungen Seidels gar nicht bedurft. Seine Frau sollte freiwillig zwischen ihnen wählen? Konnte ihm seit wenigen Stunden, nachdem er sich der Treue seiner Frau wieder bewußt war, eine größere Genugthuung werden, als jetzt auch, gleich Seidel, großmüthig den Resignirten zu spielen, um scheinbar Entsagung zu heucheln?

Rother junior erholte sich in wenigen Minuten, wie durch ein Elexir gestärkt, von all' den Geißelhieben, die der Bruder einer verrathenen Schwester ihm ausgetheilt hatte. Wie in athemloser Hast, als könnte diese eine hoffnungsfreudige Minute ihm für ewig entrinnen, ehe er sie ausgenützt habe, sagte er zu Seidel:

„Und Sie schwören mir wirklich, daß in beiden Fällen, ob meine Frau Ihnen folgt oder nicht, niemals die Welt etwas von meinem Verhältniß zu Ihrer Schwester erfährt, daß Sie sich selbst im letzten Augenblicke, wo meine Frau vielleicht zu meinen Gunsten schwankend sein sollte, nicht vergessen werden?" Er sah ihn mit halb geöffnetem Munde an, als wäre jede Sekunde für ihn eine verlorene, in der die Antwort Seidels nicht schnell genug erfolgen würde.

Ein flüchtiges Lächeln glitt über Seidels Lippen. Dieser Mann da vor ihm schien sich wirklich noch Hoffnungen auf seine Frau hinzugeben — auf dieselbe Frau, die ihm, ihrem Jugendgeliebten, binnen wenigen Minuten in die Arme fliegen würde. Dann wurde er wieder ernst. „Hören Sie," sagte er, „es gab eine Zeit, wo ich leichtsinnig war, aber die Ehre habe ich nie verloren. Ich schwöre Ihnen, mein Wort zu halten, so wahr mir Gott helfe."

Er hob die rechte Hand mit drei ausgestreckten Fingern empor, um seinen Schwur dadurch zu bekräftigen.

„Ich danke Ihnen," sagte Rother, wie von einem Alp befreit. Dann riegelte er die Thüre wieder auf und drückte auf den Knopf des Telegraphen. Nach einer Minute erschien der Diener. „Sagen Sie der Zofe meiner Frau, ich ließe meine Gattin auf wenige Augenblicke zu mir bitten. Sie wird noch auf sein," bestellte er kurz. Der Diener verschwand. Während der nächsten zwei Minuten sprachen die beiden Männer keine Silbe mehr. Sie befanden sich Beide in jener entsetzlichen Situation des Lebens, wo man die Todtenstille um sich wie ein Labsal empfindet, trotzdem man das Herz laut und dumpf klopfen hört. Seidel stand an den Schreibtisch gelehnt, hielt die Briefe Hugo Walds in der Hand und blickte starr auf die Thür, durch welche Louise eintreten mußte. Rother stand am Fenster mit verschränkten Armen. Es war so still im Hause, daß man in den nächsten Sekunden das Rauschen eines Kleides hören konnte. Die Thür öffnete sich, und Louise trat herein. Ihr Blick fiel zuerst auf Seidel, der ihr freundlich zunickte. Sie zuckte zusammen, als hätte eine Natter sie gestochen — so tödlich erschrocken wurde sie bei diesem unerwarteten Anblick. In einer Sekunde wich alles Blut aus ihren Wangen. Sie hätte kein Wort hervorbringen können, so bleiern schwer wurde ihr die Zunge. Ihr Mann trat auf sie zu, und ohne es an der Zeit zu finden, sie zu begrüßen, oder ihr einen Sitz zuzuschieben, begann er; dabei ruhten Seidels Blicke auf seinen Zügen und verfolgten das Bewegen seiner Lippen.

„Louise," sagte Rother, „ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß Du mich nicht liebst und daß ein ferneres Zusammenleben von uns Beiden nur für jeden Theil eine Last sein würde. Frage nicht, was hier vorgefallen ist, aber sei versichert, daß ich nie ernster in meinem Leben war, als gerade jetzt. Du bist von heute ab frei und kannst auf der Stelle mit Herrn Seidel mitgehen. Ich glaube, ich komme dadurch Deinem Wunsche am meisten

entgegen. Ich wünsche Dir alles Glück. Die nöthigen Formalitäten zu unserer Trennung überlassen wir dann wohl unserm gegenseitigen Rechtsbeistand.“ Seine Frau brachte noch immer keinen Laut hervor, ihre Augen gingen unstät von einem der Männer zum andern, ihr Körper schwankte, die Arme hingen wie schlaff an ihm herunter, aber sie wußte sofort, um was es sich handelte: ihr Mann mußte von Seidel durch irgend etwas zu dieser seltsamen Erklärung gezwungen worden sein. Fürchterlich war der Kampf der nächsten halben Minute, der sie durchtobte, ihre Brust stürmisch auf und nieder senken machte, daß ihr Athmen sich wie ein leises Pfeifen anhörte. Dann hatte die Pflicht gesiegt. Sie faßte mit der Linken nach ihrer Stirn, fuhr dann mit ihr wie abwehrend gegen Seidel durch die Luft, tappte mit der Rechten nach der Schulter ihres Mannes, und sagte leise, fast heiser, stoßweise die Worte hervorpressend: „Gehen Sie — ich kann nicht anders, ich bleibe hier für ewig.“ Und wieder wehrte sie mit der Linken lautlos Seidel ab. Ihr Mann mußte sie stützen, denn sie wollte zusammenbrechen.

Seidel sprach kein Wort. Seine Lippen bewegten sich wohl einmal, aber er hatte nicht die Kraft zu sprechen. Als hätte ihm von hinten Jemand mit furchtbarer Wucht zwei Schläge auf seine Schultern versetzt, so neigte sich sein Oberkörper nach unten, schien er in sich zusammenzuknicken. Weiß wie Kreide sah er aus. Seine Augen irrten nach dem Ehepaar hinüber, dann ballte er mechanisch die Briefe zusammen, ließ sie zur Erde fallen und wankte der Thür zu. Als sich dieselbe geschlossen hatte, erblickte Rothers Frau das zusammengeknitterte Papier am Boden, das sie Seidel wegwerfen sah. Soviel Kräfte hatte sie noch, um sich blitzschnell, ehe es ihr Mann verhindern konnte, nach der Stelle zu stürzen und die Briefe auseinander zu reißen. Sie las: „Geliebte Maria“ und unten „Hugo Wald“, erkannte die Handschrift ihres Mannes, aber weiter nichts mehr. Um sie her tanzten tausend bunte Lichter, die ihr vor den Augen schwirrten, sie ächzte auf und schrie dann

mit furchtbarer Anstrengung, daß es gellend durch das Haus, durch Mark und Bein ihres Mannes schallte: „Robert, warte, ich komme!“ Noch einmal wiederholte sie diese Worte, dann wollte sie nach der Thür. Von draußen her klang die Stimme eines Mannes, der zu antworten schien. Rother war kein Mensch mehr. Die Verzweiflung eines Rasenden packte ihn, sein Gesicht wurde entstellt und nahm häßliche Züge an. „Bleibe hier, Weib!“ schrie er, faßte sie eisern an die Schultern und stieß sie zurück, daß sie wie leblos lang ausgestreckt auf den Teppich fiel...

Zwölftes Kapitel.

Der Arbeit Segen.

Auf der Jannowitzbrücke stand trotz der frühen Vormittagsstunde eine hundertköpfige Menge, die, weit über das Geländer gebeugt, der Abfahrt der drei überfüllten und buntbesetzten Dampfer, die das Personal, Arbeiter und Arbeiterinnen des Hauses Rother, dem Festplatz an der Spree zuführen sollten, mit der Miene von Menschen folgten, die auf die Dauer nichts zu versäumen haben, oder aber ein glänzendes Schauspiel gerade für interessant genug halten, um die Tagesarbeit durch eine vergeudete halbe Stunde zu kürzen. Punkt acht Uhr setzten sich die Fahrzeuge in Bewegung. Die Musikkapelle auf dem vordersten intonirte einen Marsch, dessen belebende Klänge jenes Gefühl animirter Stimmung hervorriefen, welches jedem Antlitz sofort eine gewisse fröhliche Miene verleiht — eine Stimmung, die sich Angesichts des lachenden Septembermorgens, dessen leuchtende und erwärmende Sonnenstrahlen die Luft durchzitterten, auch von den Festtheilnehmern auf jene Menge der müßigen Gaffer auf der Brücke übertrug, welche mit dem angestammten Vergnügungssinne der Berliner, die keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, improvisirten Ovationen Ausdruck zu geben, insofern die davon Dampfenden mit ihren Segenswünschen begleiteten, als sie Mützen und Hüte schwenkten und in laut geschrieene Hurrahs ausbrachen.

Auf dem Festplatze wurden die Ankommenden von Rother senior und seinem Generalstabe bereits erwartet und durch abermalige Klänge einer zweiten Kapelle bewillkommt. Dieser Generalstab Rothers senior bestand aus seinem Sohne, dem Direktor der Fabrik, dem ältesten Buchhalter aus der Stadt, dem alten Webermeister Papa Titius und einer Anzahl näherer Geschäftsfreunde, die zu dem Hause Rother in engen Beziehungen standen.

Rother senior, in Frack und weißer Weste, sah heut unternehmender denn je aus. Der ganze Stolz, diesen glücklichsten Tag seines Lebens durchkosten zu dürfen, spiegelte sich auf seinen milden Zügen wieder. Es war wie ein Abglanz aufrichtiger, inniger Freude, dem er durch jede Bewegung, durch jedes Mienenspiel, durch jedes Wort, das zu den Umstehenden von seinen Lippen kam, halb unbewußt Ausdruck verlieh — jene Freude, die heute seine Brust durchzog, sie schwellen machte bei dem einzigen ihn bewegenden Gedanken, all' jenen hunderten herannahenden lachenden Gesichtern den Beweis zu geben, wie sehr er stets während seines fünfundzwanzigjährigen Arbeitens darauf bedacht gewesen war, im besten Einvernehmen mit ihnen zu leben, sich ihnen als ein wirklich humaner Chef zu zeigen. Neben ihm stand sein Sohn, dessen Gesicht bleich und ernst war, der nichts von jener Freude, jener inneren Zufriedenheit empfand, die seinen Vater beseelten. Rother senior schien das heute in seinem Glückstaumel gar nicht zu bemerken; selbst die ihm bekannte Thatsache, daß seine Schwiegertochter seit gestern Abend das Bett nicht verlassen hatte und plötzlich in den Zustand einer nervösen Aufregung, die zu ärztlichen Bedenken Veranlassung gab, versetzt worden war, vermochte auf die Dauer seiner fröhlichen Stimmung keine andere Richtung zu geben. Einmal nur wandte er sich mit der Frage an seinen Sohn, wie dessen Frau sich befinde, dann aber wurde er wieder von den bevorstehenden Ereignissen des Tages in Anspruch genommen. Der junge Chef machte im Allgemeinen den Eindruck eines Menschen, der sich nur mit Widerwillen in eine ihm aufgedrungene Rolle zu fügen

verstanden hatte. Was ging ihn heute dieser Septembertag an, der den Ruhm seiner Firma durch Festesfreude und Jubeltöne noch mehr als bisher verkünden sollte; was machte er sich aus dem verheißungsvollen Sonnenschein, der zu dieser Stunde bereits das prangende Laubgewinde, die bunt zusammengesetzten Guirlanden, die tausend Wimpel und Flaggen hell durchleuchtete, mit seinen glitzernden, erwärmenden Strahlen die ganze Pracht des künstlerisch geschmückten und verzierten Platzes wie durch farbige Reflexe zersetzte, gleichsam dem Auge ein hundertfäliges Kaleidoskop bot. Er hätte kein Lächeln hervorbringen können, wenn selbst von diesem Lächeln der ganze Ruhm, die ganze Existenz des Hauses Rother und Sohn abgehangen hätte. Er fühlte sich in den Winter seines Lebens versetzt, wo er sich hier noch in den Jahren seiner Jugend, inmitten des erquickenden Spätsommers befand. Er fühlte sich zerschlagen an allen Gliedern, ermattet an Geist und Seele. Seit gestern hatte er wieder sein Weib für sich — dasselbe schöne Weib mit der majestätischen Gestalt und den klassischen Formen, daß er anbetungswürdig genug gefunden hatte, um ihm seine heiße Liebe zu schenken; aber nur noch körperlich gehörte sie ihm und seinem Hause, ihr Herz und Geist weilten wo anders, bei einem Zweiten; das war ihm seit dem Moment, wo er sie gestern Abend mit übermenschlicher Kraft vom Teppich aufgehoben, sie nach ihrem Zimmer hinaufgetragen hatte, um den Hausgesinde aus dem Wege zu gehen, wo er sie ganz zum Bewußtsein brachte und sie sich mit der Geberde des unverhohlenen Abscheues von ihm wandte, zur schrecklichen Gewißheit geworden. O gewiß, sie ähnelte jetzt mit ihren bleichen Zügen noch mehr der Venus, mit der er sie immer verglichen hatte, aber einer Venus aus kaltem Marmor: kalt war der Blick, mit dem sie ihn betrachtete, kalt war ihr Lächeln, zu dem sie sich zwang, und kalt waren ihre weißen Hände. In der Nacht noch hatte er nach dem Hausarzt geschickt, der einen außerordentlich aufgeregten Nervenzustand konstatiren mußte. Während Stunden hindurch wich Edmund nicht von ihrem

Bett. Er duldete nicht, daß die Zofe sich im Nebenzimmer aufhielt, — er wollte allein in der Nähe seines Weibes bleiben. Wenn er glaubte, daß sie schlafe, kniete er vor ihr nieder, griff leise nach ihrer Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen; und wenn es wahr ist, daß ein ewiger Richter droben über den Sternen um der guten Handlungen eines Menschen wegen die schlechten aufhebt und vergiebt, dann mußte Edmund Rother die Schurkenthat seines Lebens in der göttergleichen Liebe zu seinem Weibe vergeben werden. Wenn sie zufällig aufwachte, starrte sie ihn wie abwesend an, schien sie seine Nähe nicht zu empfinden. Er wagte dann kein Wort zu sprechen, trat aber hinter den Vorhang und faltete stumm die Hände, als wollte er für sie beten, im Geheimen um Verzeihung flehen. Er hätte in solch einer Minute auf den leisesten Wunsch von ihren Lippen sein Leben lassen können, wäre dieser Wunsch von dem letzten Geständniß begleitet gewesen, daß sie ihm vergebe, daß sie wisse, wie er nie schlecht an ihr gehandelt habe. Gegen Morgen siegte ihre kräftige Natur, sie verließ das Bett zwar nicht, aber blieb munter, wenn sie auch schon nach wie vor mit aufgerissenen Augen vor sich hinstarrte, als grübele sie über Dinge nach, die Entschlüsse in ihr reifen machen sollten, von denen ein Zweiter und Dritter keine Ahnung zu haben brauchte. Ihr Mann bemerkte diese Veränderung, die ihm eine gewisse Beruhigung gab. Trotzdem hielt er sie noch immer nicht für weit genug, daß sie sich der freien Bewegung hingeben könne. Das veranlaßte ihn denn auch, nachdem er der Zofe im Geheimen die bestimmte Instruktion gegeben hatte, nicht aus dem Zimmer ihrer Herrin zu weichen und ihm bei der leisesten Veränderung im Zustande seiner Frau schleunige Mittheilung zukommen zu lassen, nach dem Festplatz hinüber zu gehen, wo sein Vater ihn bereits erwartete und als unentbehrlich betrachtete. Seine Frau aber befand sich wirklich wohler, als er glaubte. All' der Glanz, all' die Annehmlichkeiten um sie her ekelten sie plötzlich an. Sie empfand eine mit Macht sie packende Sehnsucht nach einer ärmlichen

Behausung, wo ihr die Ruhe, die Zufriedenheit winken sollten, deren sie hier nicht mehr theilhaftig werden konnte. Ein todtenbleiches Antlitz schwebte ihr fortwährend vor, und dieses Antlitz trug Seidels, des Mannes Züge, den sie wirklich allein nur auf Erden geliebt hatte und noch liebte. O, wenn er nur ihren letzten Ruf gehört hätte, wenn er nur wüßte, wie bereit sie jetzt war, ihm durchs ganze Leben zu folgen, wenn nöthig Noth und Elend mit ihm zu tragen. Kaum befand sie sich allein mit der Zofe, so wurde sie merklich eine Andere, wurde sie beredsam, zog sie das Mädchen in ihr Vertrauen. Ob man nicht einen zuverlässigen Boten bekommen könne, dem man die Besorgung eines Briefes anvertrauen dürfe? Die Zofe, die Louise sehr zugethan war, wußte Rath. Im Dorfe drüben kenne sie Jemand, der die Besorgung gegen ein anständiges Trinkgeld sofort übernehmen würde. Louise ließ sich aus ihrem Schreibtisch Papier und Feder bringen, schrieb an Seidel nach dessen Wohnung. Nach zehn Minuten hatte das Mädchen den Brief bereits besorgt, ohne daß Rother junior während dieser Zeit zurückgekommen wäre. Als er dann, von Unruhe getrieben, die Gesellschaft seines Vaters und den Festplatz wieder verlassen hatte, um zu seiner Frau zurück zu kehren, fand er sie noch in derselben apathischen Stimmung wie zuvor, sah er auch die Zofe an ihrem Bette.

Auf dem Festplatz hatte sich nach einer Stunde bereits reges Leben entfaltet. Rother senior hatte, umgeben von seinem Generalstabe, von seinem erhöhten Standpunkte aus gegenüber der Halle der Ehrengäste, eine herzliche Begrüßungsansprache gehalten, dann hatte man sich nach allen Richtungen vertheilt, um je nach Bedürfniß all' der Genüsse und Herrlichkeiten theilhaftig zu werden, die dem sonst an harte Arbeit gewöhnten Völkchen aus allen Buden und Hallen, von allen Seiten und Ecken zulächelten, zum Vergessen des sonstigen entbehrungsvollen Daseins einluden. Es war, als nähme ein fröhliches Familienfest seinen Anfang, in dem sich alle jene charakteristischen Merkmale auszuprägen begannen, die jeden Einzelnen seinen Neigungen

nachgehen hießen, ohne die Gesammtfreude, das gemeinsame Band, das Alle in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit unter einem Scepter umschlang, zu stören und zu lockern. An langen Tischen ließen sich die Familien in Gruppen nieder, nahm man den Kaffee ein, der in großen Kannen von Lohnkellnern aus der improvisirten Küche der Haupthalle geschäftig zugetragen wurde. Ganze Berge von Kuchen wurden herbeigeschleppt. Das war ein Klappern der Tassen, ein eifriges Zugreifen, das bot den Ausdruck selten empfangener Genüsse! Wie die Kinder schwatzten, wie ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten, wie auf den Gesichtern der Arbeiterfrauen die Sorge um ihre Kleinen das ganze Gefühl der Mutterliebe hervorzauberten! Und dazwischen scherzte und lachte man, lobte Kuchen und Kaffee, ging ganz auf in dem Bewußtsein, heute einen freien Tag zu haben, der mit bezahlt wurde und an dem man sich doch vortrefflich amüsiren durfte. Da boten sich dem Auge lichtvolle Bilder, durchzogen von Sonnenschein mit der Stimmung der ermunternden Natur, die überall das Grün des Rasens, der Sträucher und Bäume durchleuchten und durchschimmern ließ. Die frisch gewaschenen Mousselinkleider der Frauen, Arbeiterinnen und Kinder blendeten das Auge und ecquickten es zu gleicher Zeit in ihrer reinen Unschuldsfarbe. Und an ihnen prangten und leuchteten blaue und rothe Schleifen, als wollten sie durch ihre Buntheit wetteifern mit den farbigen Wimpeln und Fahnen in der Luft. Selbst die ärmste und schlichteste dieser Frauen, dieser Arbeiterinnen hatte für diesen Tag das Beste hervorgeholt, womit sie sich schmücken konnte; und selbst die gemeinsten der Mädchen, die sonst den Umgang mit ihresgleichen nie vergessen konnten, gaben sich heute anders, zeigten sich sittsamer und zurückhaltender, wurden durch den herrschenden Anstand sittlich gehoben. Bald fanden sich Pärchen, die sich zu einander hingezogen fühlten, vereinigte man sich zu Dreien und Vieren. Allmählich drückte sich die Festesstimmung deutlicher aus, suchte man nach neuen Genüssen und Vergnügungen. Da war für die Kinder ein Karoussel errichtet

worden, dessen Drehorgelmusik die Knaben und Mädchen in Schaaren lockte, und noch den Erwachsenen amüsant genug schien, sich im Kreise auf den hölzernen Pferden mit fortführen zu lassen. Am Tanzplatz begann das Orchester lustige Weisen zu spielen und gab dadurch das Zeichen, auf dem glatten Rasen Beine und Füße in Bewegung zu setzen. Die Gesichter der Mädchen rötheten sich jetzt, glühten dann vor Erhitzung und der erwachten Lust. Da sah man denn auch bekannte Gesichter wieder; vorerst die lange Tine, die zu den eifrigsten Tänzerinnen gehörte. Sie trug ein hellblaues Kleid mit einer großen blutrothen Schleife auf der Brust. Ihr Haar hing ihr wie gewöhnlich tief in die Stirn, und ihr Lachen klang laut und heißer wie immer; aber selbst sie machte heute einen besseren Eindruck, bewegte sich hier nicht so frech wie auf den Tanzböden ihrer Stammlokale. Um sie bemühte sich fortwährend ihr Zuhälter, der Arbeitsmann, der nicht von ihrer Seite wich, sie aus den Hallen fortwährend mit Bier versorgte. Neben den Beiden tauchte auch Jenny auf. Sie ging von all' den Mädchen am elegantesten gekleidet und nahm fortwährend die Gelegenheit wahr, nach jener Seite hinüber zu blicken, wo unter einem lustigen Leinwandsdach das Comptoirpersonal der Firma Rother beim Frühstück saß. Dann wieder suchten ihre Augen ängstlich in jener Gruppe, wo Rother senior fortwährend von den geladenen Gästen begrüßt wurde, die von Stunde zu Stunde immer häufiger in Booten und Wagen anlangten.

Arm in Arm kamen Vetter und Plagemann daher gegangen. Hinter ihnen folgte Oswald Freigang, der sich angelegentlich mit seiner alten Freundin, Fräulein Elly, unterhielt. Er erzählte soeben, daß sein Freund Schlichting erst gegen Abend heraus kommen werde. Die Vier wollten einen Rundgang über den Festplatz machen, um das vielfältige lustige Treiben des animirten Völkchens aus nächster Nähe zu beobachten. Fritz Vetter befand sich heute in fidelster Stimmung. In Frack, weißer Weste, mit dito Halsbinde und Handschuhen versehen, machte er vermittelst

seiner goldenen Brille mehr den Eindruck eines Candidaten der Theologie, als den eines Handelsbeflissenen. Im linken Knopfloch seines Rockes leuchtete eine weißseidene Schleife, die ihm die Berechtigung ertheilte, sich zu den Festordnern rechnen zu dürfen. Der junge Comptoirist war darauf nicht wenig stolz, um so mehr, da die Damen des Comptoirpersonals und der Herren Meister, die ihn als flotten Tänzer kannten, ihn gebeten hatten, gegen Abend einen Contretanz zu arrangiren und zu kommandiren. Da er wußte, wie gern auch Elly tanzte, empfand er schon jetzt das ganze Bewußtsein der imponirenden Rolle, die er ganz speciell seinem Fräulein Braut gegenüber demnächst zu spielen hätte. Gleichzeitig hoffte er endlich einmal den Zeitpunkt gekommen, wo er seinem ärgsten Feinde, Herrn Papa Titius, den Beweis geben könnte, daß er wenigstens an diesem einen Tage ebenfalls etwas zu sagen habe, daß man sich selbst als ältester Webermeister der Firma Rother und Sohn unter allen Umständen fügen müsse. Dies hinderte ihn aber doch nicht, dem alten Praktikus, der durchaus nichts von den Maschinenneuerungen des Herrn Vetters wissen wollte, so viel als möglich aus dem Wege zu gehen. Und als er jetzt wieder im besten Gange war, seinem Freund und Schwager in spe Plagemann von dem Fortschritt seiner demnächst jedenfalls von den Herren Rother als brauchbar anerkannt werden müssenden Verbesserungen der Webemaschinen höchst wichtige Mittheilung zu machen, konnte er doch nicht umhin, bei seinen ziemlich lauten Erklärungen fortwährend um sich zu blicken, als müßte er in der nächsten Minute die Stimme des Herrn Titius hören, der spöttisch seine stereotype Redensart: „Vetter, Sie kommen noch ins Irrenhaus," dazwischen warf. Als er dann wirklich bei der nächsten Bude, in welcher ausgestellte Blumentöpfe mit Bouquets zum Auswürfeln einluden, den alten Webermeister inmitten seiner Frau und Tochter daherkommen sah, glaubte er auf dem Gesicht des Alten bereits wieder das ihm nur zu sehr bekannte spöttische Lächeln zu erblicken; und als Mann,

der sich nicht gern aufregte, empfand er plötzlich das Bedürfniß, schleunigst Kehrt zu machen, um, wie er sagte, dem Direktor Röside eine höchst wichtige Mittheilung machen zu müssen. Ohne erst irgend einen Protest von Seiten seiner Begleiter abzuwarten, verschwand er mit der ganzen Beweglichkeit seiner dünnen Beine. Als Plagemann die Familie Titius daherkommen sah, fing sein Herz an, bedeutend stärker als gewöhnlich zu klopfen, denn neben dem alten Webermeister leuchtete ihm jenes goldblonde Haar entgegen, sah er jene tiefblauen Augen auf sich gerichtet, von denen Alex, wie wir wissen, einst zu seinem Freunde Oswald ganz bedenklich geschwärmt hatte. Fräulein Titius und Elly sprangen als seit kurzer Zeit sich gegenseitig liebgewordene Freundinnen, sofort auf einander zu und hatten im Moment nach Art junger Mädchen, die sich Wochen lang nicht gesehen haben, sogleich eine Menge Dinge mit einander auszutauschen; während dessen fanden denn auch die Herren und Frau Titius Zeit, über die verschiedensten Sachen zu plaudern, unter denen natürlich der heutige Festesjubel das Hauptgespräch bildete. Dann hielt es Alexander für besonders günstig, der Angebeteten seines Herzens sich dadurch zu nähern, indem er sie und seine Schwester bat, ihm zu gestatten, sie einige Male ihr Glück an der Blumenbude versuchen zu lassen. Fräulein Clärchen Titius nahm dankend an, wobei sie, wie immer in der Nähe Plagemanns, über und über erröthete, was Alex so reizend fand, daß er sie vor Entzücken sofort gern in seine Arme geschlossen hätte. Wenn das Ehepaar Titius die beiden jungen Leute stets in so guter Harmonie bei einander sah, konnte sich der alte Weber nie enthalten, mit einem wohlmeinenden Nicken des Kopfes seiner Frau zuzuraunen: „Herr Plagemann ist ein ausgezeichneter Mensch, ein tüchtiger Mann, der sein gutes Brod hat. Die Rothers halten besonders viel von ihm, was meinst Du, Alte, ob aus der Geschichte 'was werden kann?“ Mit dieser „Geschichte“ meinte er natürlich eine Heirath seines Clärchen mit Herrn Plagemann. Frau Titius nickte dann ebenfalls und antwortete

mit der Miene einer wohlweisen Mutter, die die Dinge stets voraussieht: „Es sind schon andere Dinge passirt, August, wer weiß, was noch werden kann.“ Dieser eine Gedanke, dessen „was noch werden konnte“, beherrschte die Alten dann auf die Dauer vollauf. — —

Auf dem Tanzplatz begann es schon um diese Vormittagsstunde recht lebhaft zu werden. Man beachtete dabei nicht, daß die Strahlen der Sonne nicht gerade besonders zu diesem Vergnügen einluden — man wollte sich nun einmal auf Wochen hinaus gründlich amüsiren. Die Arbeiter und Arbeiterinnen namentlich wollten die ganzen Genüsse dieses Tages nach Möglichkeit durchkosten. Schoti tauchte denn hier auch mit mehreren Kollegen auf. Der Maschinenschlosser zeigte heute eine Miene, die nicht gerade dafür zeugte, daß er sich besonders amüsire. Die Gedanken des Arbeiters weilten fortwährend bei Maria Seidel. Wenn sie doch noch in der Fabrik arbeiten würde, dachte er, sie könnte dann auch hier sein, und man könnte vielleicht auch einmal mit ihr tanzen. Gewiß hätte sie ihm einen Tanz bewilligt. Der Maschinenschlosser hatte heute hier einen Todfeind am Platze, der ihm im Geheimen seit Wochen bereits blutige Rache geschworen hatte. Das war der Zuhälter Tine's, der ihm zwar immer geflissentlich aus dem Wege ging, ihn aber mit lauernden Blicken betrachtete, als brütete er Unheil und wollte nur die erste beste Gelegenheit wahrnehmen, um jene ihm am Abend in der Hasenhaide zu Theil gewordene Schmach wieder glatt zu machen. Erblickte er Schott, dann folgte er einer alten Gewohnheit und faßte in seine Hosentasche; hier umspannte seine Hand dann krampfhaft ein langes zugeklapptes Messer, dessen Klinge er Schott längst zugedacht hatte. Nach Art der berüchtigten Berliner Messerhelden hatte er einen hinterlistigen Angriff auf Schott geplant, von dessen Gelingen er überzeugt war. Heute besonders, wo man so viel trinken und zechen konnte, wie man wollte, schien die Stimmung des Burschen eine besonders gefährliche werden zu wollen. Er hatte bereits außer

mehreren Schnäpsen verschiedene Gläser Bier hinuntergegossen und zur Tine beim Anblick des Maschinenschossers die Aeußerung gethan, daß es wohl heute noch etwas „abgeben" werde. Tine hatte dazu wie gewöhnlich gelacht und mit einem einladenden Blick zu Schott hinübergeschaut. Das regte den Arbeitsmann erst recht auf. Wenn der da drüben nur noch einmal wagen solle, sein Mädchen wie damals in der Hasenhaide zum Tanze aufzufordern! Er hätte am liebsten jetzt schon Krawall angefangen, und wenn es ihm dabei an den Kragen gegangen wäre. Er haßte diesen Menschen nun einmal, konnte nicht vergessen, daß er sich das Messer in die Tasche extra seinetwegen gekauft hatte. Schott aber war so vernünftig, den Burschen nicht weiter zu beobachten, wenn er ihn auch schon, von einer Ahnung durchdrungen, nie ganz aus den Augen ließ. Er kannte diese feigen Kreaturen, die nie eine Züchtigung vergessen und vor einem meuchlerischen Ueberfall nicht zurückscheuen. Der Maschinenschlosser erblickte dann auch in der Menge Freigang. Der war also auch hier und konnte heute nicht mit Maria zusammen sein. Trotzdem der Arbeiter den Künstler nicht ausstehen konnte, beruhigte er sich diesmal doch bei seinem Anblick. Dieser Bourgeoissohn hatte also heute nichts vor ihm voraus. Man konnte sich deshalb mit ruhigem Gewissen einmal gründlich in diesem Festesjubel die Hörner ablaufen. Schott begann dann auch, sich ebenfalls ins Vergnügen zu stürzen. Er begann mit seinen Kollegen aus der Maschinenwerkstatt sich gleich den Andern den Genüssen des Tages hinzugeben. Man sah ihn bald hier, bald dort, zuletzt tanzte er denn auch wacker mit Jenny, die schon ganz nett sich im Kreise zu drehen gelernt hatte. Zum ersten Mal gefiel die Kleine dem Schlosser besser, als sonst. Er hatte auch nie geahnt, daß sie sich binnen so kurzer Zeit so vortrefflich herausmustern würde. Jenny tanzte gern mit ihrem Nachbar, nur als sie Herrn Leo Brendel, plötzlich von der Nähe aus, dem Treiben zublicken sah, schien der Schlosser nicht mehr für sie zu existiren. Sie schützte Ermattung vor und verschwand

vom Platze, um an der Seite Brendels wieder aufzutauchen. Natürlich war sie so schlau, ihre Beziehungen zu dem guten Leo nie den Ohren und Augen Anderer preiszugeben. Der Volontair zeigte ein mißmuthiges Gesicht. Er wollte nicht, daß seine Geliebte soviel mit All' und Jedem tanze; er verbot ihr das ziemlich streng. Gegen Abend, meinte er, wenn die „Damen" sich unter die Tanzenden mischen würden, könne er sich mehr mit ihr beschäftigen. Jenny möge sich daher einstweilen beruhigen. Er könne doch nicht allen Menschen zeigen, in welchem Verhältniß er zu ihr stehe. Die Kleine sah ihn besonders verliebt an und meinte etwas schmollend, sie würde sich dann allein weiter amüsiren. Schott sei ein vortrefflicher Tänzer und drücke sie immer so fest an sich. Sie wollte durchaus die Eifersucht Brendels rege machen. Das gelang ihr auch. Seitdem der gute Leo die Reize Jennys kennen gelernt hatte, gönnte er sie so leicht keinem Andern. Sie könne sich zu allen Teufeln scheeren, meinte er zornig, wenn sie sich seinen Wünschen nicht füge. Wenn er wirklich sehe, daß sie mit einem Andern poussire, noch obendrein mit einem so gewöhnlichen Arbeiter, dann sei es aus zwischen ihnen. Soweit wollte es denn Jenny doch nicht kommen lassen, aus dem Grunde, weil ihr der gute Leo versprochen hatte, sie mit einem schwarzseidenen Kleide zu beglücken und sie überhaupt ganz aus der Fabrik zu nehmen. Das Arbeiten behagte ihr am Ende gar nicht mehr. Sie versprach daher Brendel, daß sie seinem Wunsche nachkommen wolle. Mit einem gewissen Grauen mußte sie an die Stunde denken, wo Hannes Schlichting hier heraus kommen wollte. In der letzten Zeit hatte er angefangen, ihr höchst unangenehm zu werden, daß sie sogar recht gern den Apfelkuchen vermißt hätte, wenn mit ihm zu gleicher Zeit auch der Spender fortgeblieben wäre. Was machte sie sich auch jetzt noch aus diesem Apfelkuchen, seitdem ihr von Brendel Genüsse anderer Art geboten wurden? Was wollte denn auch eigentlich ihrer Ansicht nach dieser große, häßliche Mensch noch von ihr? Sie war eben eine Andere

geworden, als sie früher war. Daß dieser Mann, den sie zwar immer in dem Glauben gelassen hatte, sie mache sich etwas aus ihm und könne wirklich seine Frau werden, durchaus nicht von selbst fortblieb und sich den Nagel aus seinem Kopf zog, dafür konnte sie doch nicht, und ihn offen und ehrlich dazu aufzufordern, dazu fühlte sie sich nicht verpflichtet. Eigentlich hätte sie selber eingestehen müssen, daß sie zu feig dazu sei, daß eine gewisse Berechnung, nur um ihren alten Vater zu täuschen, sie dieses Verhältniß zu dem Heiligenmaler noch länger dulden ließ. Wenn sie nur erst nicht mehr nach der Fabrik zu gehen brauchte, sie das von dem guten Leo für sie gemiethete Zimmer bezogen hatte, dann wollte sie offne Farbe bekennen und Schlichting gerade heraus zu verstehen geben, wie die Sache liege. Eigentlich that er ihr leid, aber weshalb mußte sich auch so ein Künstler, der gar nicht zu ihr paßte, solche Einbildungen in den Kopf setzen.

Mittlerweile war die Sonne immer höher gestiegen. Je mehr die Mittagszeit heranrückte, je mehr veränderte sich auch die ganze Physiognomie des Festes. Befreundete Familien des Hauses Rother, Geschäftsfreunde von außerhalb, die mit den Vormittagszügen eingetroffen waren, vermehrten die Menge durch ihre Gegenwart. Auf der Spree nahm ein Wassercorso seinen Anfang. Eine ganze Flotille von Segelbooten kreuzte auf dem blauen Wasserspiegel, dazwischen zeigten sich unzählige kleinere Boote, die Rother senior fürsorglich zum Vergnügen der Festtheilnehmer zur Verfügung gestellt hatte. Rother senior hielt es heute für seine Pflicht, überall zu sein, durch seine persönliche Gegenwart das Vergnügen zu fördern, die frohe Laune munter zu erhalten, seinen Arbeitern fortwährend den Beweis zu geben, wie ihn heute nur ein Gedanke beseele: daß Alle, ohne Unterschied des Standes, sich des bedeutungsvollen Tages würdig zeigen, sich seiner bis an ihr Lebensende erinnern möchten. Dabei vermißte er seinen Sohn gar nicht, der alle zehn Minuten nach der Villa hinüber lief, um sich persönlich nach dem Befinden seiner

Frau zu erkundigen. Dann hatte Rother senior die verschiedensten Deputationen zu empfangen, die Glückwünsche und Diplome überreichten: Stadtverordnete, den Vorsteher an der Spitze; Bürgerdeputationen seines Bezirks; den Altmeister der Weberinnung nebst Gefolge, und andere Abgesandte verwandter Zweige seiner Branche in der Textil-Industrie. Telegramme aus allen Theilen Deutschlands und des Auslandes trafen ein und wurden vorn vor den Ehrengästen verlesen. Gegen zwei Uhr wurden die Tafeln gedeckt und der Mittagsschmaus im Großen nahm seinen Anfang, mit ihm das Toasten und Redehalten zu Gunsten des Jubilars. Dazwischen spielten die Kapellen, klangen die Gläser. Und die ausgezeichnete Stimmung, all' der ungeheuere Festesjubel, der beinahe tausend Menschen erfüllte, und die Zunge jedes Einzelnen immer mehr löste, nahmen immer mehr überhand, prägten sich deutlicher und gebietender aus. Der anfänglichen, mehr privaten Feier, folgte allmählich ein Volksfest im besten Sinne des Wortes, das als solches, je später es am Nachmittage wurde, je mehr der Abend heranrückte, immer bestimmtere Formen zeigte. Es war fünf Uhr, als die Musik einen allgemeinen Tusch blies, der die ganze Festgesellschaft nach dem vorderen Theile des Platzes, zur Halle der Ehrengäste rief. Dort auf einem Emporium stand plötzlich Rother senior, weithin sichtbar, umgeben von seinem Personal. Er hielt einen großen Brief in der Hand, der ihm soeben im Namen des Handelsministers von einem Geheimrath dieses Ressorts übergeben worden war. Rother senior wollte sprechen, aber er vermochte es zuerst nicht, vor all' der Aufregung — der ihn im Innersten beglückenden Aufregung. Die Menge fluthete immer mehr heran und bildete dicht gedrängt einen weiten Kreis. Dann trat lautlose Stille ein. Und Rother senior begann zu sprechen — mit jener zitternden, unsicher klingenden Stimme, die ein Mensch besitzt, der im Augenblicke das Gefühl hat, etwas sagen zu wollen, zu dem ihm immer noch die Worte fehlen. „Meine verehrten Damen und Herren, meine verehrten Freunde und

Gönner," brachte er endlich mit sichtlicher Anstrengung hervor, dann stockte er wieder, und fuhr mit seinem rothseidenen Taschentuch über die Stirn. Noch einmal vernahm man die bloße Anrede, bemerkte man wieder die Stockung in Rothers beginnender Ansprache. Dann endlich legte er all' das ungeheuere Glück, das seine Brust im Augenblick durchzog, die ganze Ehre, deren er theilhaftig geworden war, in die jetzt fließenden Worte: „Meine verehrten Damen und Herren, meine verehrten Freunde und Gönner, ich habe Ihnen die Mittheilung zu machen, daß die Gnade Seiner Majestät des Königs mich zum Commerzienrath gemacht hat, und daß die Huld unseres hochgnädigen Landesherrn mich auch mit der Verleihung des rothen Adlerordens vierter Klasse beglückt hat. Ich sehe diese Auszeichnungen nicht nur für mich persönlich an, sondern habe sie auch allen Denen zu verdanken, die mit Liebe und Ausdauer während Jahre hindurch mir treu zur Seite gestanden haben, mich in meinem Vorhaben, die Industrie zu fördern, getreulich unterstützten, ihnen Allen sage ich hiermit meinen herzlichsten Dank. Und jetzt bitte ich Sie, mit mir einzustimmen in den Ruf: Unser allergnädigster Herr, Seine Majestät unser Kaiser und König lebe hoch!" Im selben Moment fiel die Musik ein, und ein hundertfältiger Hochruf brauste weit vernehmbar durch die Luft. Dann zum zweiten und zum dritten Male.

Rother senior hätte dann nicht mehr sprechen können, so ganz mußte er sich jetzt stumm seines Glückes freuen. Dann wurde er von hundert Menschen zugleich umringt, und hundert Hände zu gleicher Zeit streckten sich nach der seinen aus. Und in seiner Herzensfreude wollte er auch thatsächlich Gutes stiften, fand er sich geneigt, Wohlthaten zu erweisen, so weit es in seinen Kräften stand. Da ersuchte er seinen alten Buchhalter ihn am andern Tage daran zu erinnern, daß er tausend Thaler für die Armen Berlins geben wolle, dabei vergaß er nicht, den alten Herrn, der bereits fünfzehn Jahre in seinem Comptoir thätig war, den Beweis seiner völligen Zufriedenheit zu geben, indem

er ihm Berechtigung gab, sich am andern Tage an der Kasse eine Gratification von dreihundert Mark auszahlen zu lassen. Dann kam ihm auch Fritz Vetter in die Quere, der in wohlgesetzten Worten seinem Chef zu gratuliren begann. Nachdem Rother dem jungen Mann dafür gedankt hatte, begann er plötzlich: „Sie wollen heirathen, wie ich gehört habe, ist das wahr, Vetter?" Der junge Comptoirist stammelte ein Ja, und wollte noch etwas hinzufügen, Rother aber, der alle Augenblicke in Anspruch genommen wurde, hatte nicht viel Zeit. „Schon gut," sagte er „dann kann ich vielleicht zu Ihrem Glücke beitragen, wenn ich Ihren Gehalt auf siebenhundert Thaler erhöhe? Sie brauchen dann wenigstens nicht mehr für's Erfinden zu sorgen und können dieses Anderen überlassen," setzte er mit wohlmeinenden Lächeln hinzu. Damit war wieder eine Angelegenheit erledigt, und ehe der überraschte Vetter noch ein Wort hervorbringen konnte, war sein Chef von anderer Seite in Anspruch genommen. Fritz Vetter hatte aber in dieser ereignißreichen Minute das Gefühl, als müßte er bei der ersten Gelegenheit seinem ärgsten Feind, Papa Titius, um den Hals fallen, um ihn zu bitten, ihn förderhin doch noch nicht ganz für die Welt außerhalb des Irrenhauses aufzugeben, da er die feste Absicht habe, sich in Bezug auf das Erfinden von Maschinenverbesserungen von nun an ganz entschieden zu bessern. In der That konnte man ihn fünf Minuten darauf mit dem alten Webermeister, dessen Familie, Elly, Plagemann, Freigang und Schlichting, der vor einer Viertelstunde angelangt war, gemüthlich an ein und demselbem Tisch sitzen sehen; dann mußte er hinüber nach dem Tanzplatz eilen, um den zahlreich harrenden Damen des Personals gegenüber das Versprechen eines Maitre de danse einzulösen. Hannes Schlichting hatte während der ersten Zeit seiner Anwesenheit in dem allgemeinen Trubel, welcher herrschte, vergeblich nach Jenny gesucht. Endlich entdeckte er sie auf dem Tanzplatz, wo er sie an der Seite Brendels fand. Der Volontair stand dicht neben ihr und hielt ihre Hand noch in der seinen;

er hatte soeben mit ihr getanzt. Dann faßte er sie plötzlich in seiner ungenirten Weise am Kinn; er mußte ihr etwas sehr Lustiges gesagt haben, denn sie lachte laut auf und zeigte ihre weißen Zähne. Der Westfale erkannte in Brendel sofort jenen Gecken wieder, der ihm bei der ersten Begegnung im Café Falstaff bereits so sehr unsympathisch erschienen war, und ein Gefühl von Unbehagen überkam ihn, wie die Kleine sich Alles von diesem Menschen gefallen ließ. Dann wieder suchte er sofort nach einem Milderungsgrund für ihr Benehmen. Gewiß konnte sie nicht anders handeln, denn sie war hier Arbeiterin und dieser Mensch ihr Vorgesetzter. Der Heiligenmaler schritt sofort auf Beide zu. Als Jenny die riesige Gestalt bereits von Weitem erblickte, machte sie sofort ein finsteres Gesicht, trotz des freundlichen Lächelns, das Schlichting wie immer für sie bereit hatte. Ohne aber erst sein Näherkommen abzuwarten, flüsterte sie Brendel etwas zu, kam dann dem Maler entgegen. Eine halbe Stunde blieben sie zusammen, wobei es Schlichting allerdings auffiel, wie kurz, fast fremd sie sich heute gegen ihn benahm, trotzdem er Alles aufbot, sich ihr von der besten, liebenswürdigsten Seite zu zeigen. Dann benutzte sie die Gelegenheit, wo Schlichting von Vetter in Anspruch genommen wurde, um wieder von seiner Seite zu verschwinden.

Die Sonne war untergegangen, die Dämmerung ging in den Abend über. Hunderte von Lampions, die sich kettenweise von einer Guirlande zur andern zogen, begannen buntschillernden Glühkäfern gleich den Festplatz sammt seinem fröhlichen Leben und Treiben zu erleuchten. Dazu stand der Mond am klaren, durchsichtig blauen Himmel und warf seinen bleichen Schimmer auf Wasser, Bäume und Menschen. Schlichting wollte Jenny wieder suchen, und forderte Freigang auf, ihn zu begleiten. Arm in Arm schritten die beiden Freunde durch die Reihen der Tische und näherten sich dem Ufer der Spree, wo die zahlreichen Boote noch immer in Anspruch genommen wurden. Jetzt standen sie hinter einem Gebüsch. Vor ihnen war Brendel

eben mit Jenny im Begriff, sich dem Wasser anzuvertrauen. In dem unsichern Lichte konnte Schlichting Jenny Hoff nicht gleich erkennen. Ehe die Beiden in das Boot stiegen, hatte Brendel noch eine Frage bereit: „Was will denn eigentlich dieser lange Schlingel, der Maler, von Dir? Ich glaube gar, er ist wahnsinnig zu glauben, daß Du Dir wirklich etwas aus ihm machst."

„Was, der Pockennarbige —?" frug sie übermüthig lachend, und fügte noch etwas hinzu, was Schlichting und Freigang nicht ganz verstanden.

Die ganze Liebloſigkeit und Rohheit eines Menschen prägte sich in diesen Worten aus. Dann war sie bereits in das Boot gestiegen, dabei fiel das volle Licht des Mondes auf ihr Gesicht und ihre Gestalt.

Das Herz des Westfalen hatte plötzlich einen fürchterlichen Stoß bekommen, alles Blut wich aus seinem Gesicht; die Lippen zuckten und preßten sich dann wie eisern auf einander. Er brachte keinen Laut hervor, aber wie Freigang einen Blick auf das Antlitz seines Freundes warf, fand er, daß es förmlich entstellt aussah und dadurch in diesem einen Augenblick wirklich einen abschreckenden Eindruck machte. In seiner maaßlosen Wuth fand er keine Worte; und doch mußte sie durch irgend etwas zum Ausbruch kommen. Schlichting griff nach einem Bäumchen, das am Ufer stand und knickte es wie ein Rohr. Einen Augenblick war es ihm, als müsse er mit dieser abgebrochenen Waffe in der Hand zu den Beiden hinüberspringen und jenem Buben, von dem er ahnte, daß er ihm sein Liebstes geraubt habe, mit einem einzigen Streich zu Boden schlagen, aber er that es nicht. So schnell wie die Wuth ihn zu übermannen drohte, so schnell ging sie auch wieder vorüber. — Tiefer Ekel erfaßte plötzlich die reine Seele dieses Riesen an Gestalt und Kindes von Gemüth. War er denn bisher blind gewesen, daß er nicht wußte, was aus diesem Mädchen geworden war? Und was er niemals sah, das sah er jetzt: dieses häßliche Lachen, das Frivole der Bewegungen, und dieses dirnenartige

Kleid, das vorn die Büste unanständig wie in einem Tricot hervorpreßte, und auf dem Rücken eine Reihe herausfordernder, thalergroßer, hellleuchtender Hornknöpfe trug, die sich vom Nacken in den Wellenlinien des Körpers bis tief hinab fortsetzten. Er sah einen Moment den Davonfahrenden nach, dann drehte er sich um und sagte kurz mit bebender Stimme: „Bruder, — es hat nicht sollen sein.“ Aber die Thränen standen ihm dabei in den Augen. Freigang drückte ihm die Hand und erwiderte: „Ich habe das vorausgesehen, Hannes, aber ich wollte nichts sagen. Danke Deinem Schöpfer, daß es so gekommen ist, es wäre eine schreckliche Ehe geworden.“ Schlichting blieb stumm, aber es war nicht zu ändern: die hellen Thränen rieselten ihm über die pockennarbigen Wangen. Als sie am Ufer weiterschritten, hörten sie plötzlich vor sich einen gellenden Aufschrei, dann den Ruf: „Ich bin gestochen!“ sahen einen Mann wanken, lang zu Boden stürzen, einen andern davoneilen und hinter dem nächsten Gebüsch verschwinden. Der Westfale war der Erste, der ihm nacheilte und ihn, noch ehe er sich in den Trubel mischen konnte, festnahm und zum Ufer zurückbrachte. Dort lag der Maschinenschlosser Schlott, eine tiefe Wunde im Unterleib, die von dem Messer des Zuhälters der Tine herrührte. Der Arbeitsmann wand und krümmte sich wie ein Wurm unter des Westfalen eiserner Faust. Freigang beugte sich über Schott, der in den letzten Zügen lag. „Er hat mich gestochen,“ sagte er mit matter Stimme und zeigte auf den Arbeitsmann. „Halten Sie ihn fest — grüßen Sie Maria — ich — hatte es ehrlich — —“ er erhob die Hand, um sie Freigang zu geben, besaß aber nicht mehr die Kraft dazu. Der Stich hatte edle Theile verletzt, Schott war todt. Die grauenhafte That verbreitete sich wie ein Blitz unter die Menge, durch Festesfreude und Festesjubel hindurch, und gab der Jubiläumsfeier einen frühzeitigen Abschluß. Rother senior war trostlos, trotz Titel und Orden. Daß an solch einem Tag ihm auch die Polizei ins Haus kommen mußte! Als der Festplatz sich um acht Uhr bereits zu leeren begann, waren

um Rother senior nur noch sein Personal und einige nähere Freunde versammelt. Es fiel ihm ein, seinen neben ihm stehenden Sohn nach dem Befinden Louisens zu fragen. „Ihre Frau Gemahlin ist krank?“ frug erstaunt ein Geschäftsfreund, der zu später Stunde erst aus der Stadt gekommen war. „Sollte ich mich so getäuscht haben,“ fügte er hinzu; „ich glaubte Ihrer Gattin vor einer halben Stunde auf der Chaussee begegnet zu sein, und grüßte noch, als ich sie in Gesellschaft eines Herrn bei mir vorüberfahren sah. Dann habe ich mich also wirklich getäuscht und den Hut vor einer mir gänzlich Unbekannten gezogen.“ Rother junior lächelte dazu krampfhaft und machte plötzlich einen ganz seltsamen, eines gebildeten Menschen ganz unwürdigen Eindruck. Dann hatte er noch gerade Kraft genug, mit wankenden Knieen nach der Villa hinüber zu gehen, um dann, nachdem die Zofe mit ganz heuchlerischer Miene die Mittheilung gemacht hatte, daß die „gnädige Frau“ zu ihrem Erstaunen ganz gesund das Bett verlassen und sich angekleidet habe, um den Festplatz aufzusuchen — mit lautem Stöhnen auf Louisens Schreibtisch die Gewißheit zu empfangen, daß sein Weib für ewige Zeiten von ihm gegangen sei, daß das Leben für ihn den letzten Reiz verloren habe...

Dreizehntes Kapitel.

„Ich komme!“

„Heißgeliebter Robert!

Seit gestern erst weiß ich, wie übermenschlich, mit allen meinen Sinnen, mit ganzer Herzensgluth ich Dich liebe; wie ich mit allen Fasern meiner Seele an Dir hänge. Vergieb mir, um der einen schaurigen Nacht willen, die ich durchlebt habe, was ich Dir gestern angethan. Ich wußte nicht, trotzdem ein Zufall mir bereits Veranlassung zu einer Ahnung dazu gegeben hatte, daß Rother der Schurke war, der Maria in den Tod getrieben hatte. Die Pflicht der Frau im Verein mit dem Kinde, das ich unter meinem Herzen trage, ließen mich wieder dazu hinreißen, ohne Liebe für ihn zu fühlen, an der Seite meines Mannes bleiben zu wollen. Erst als Du gegangen warst und ich instinktiv die von Dir auf die Erde geworfenen Briefe Rothers an Maria aufhob und überflog, wußte ich, daß dieses Haus mich nicht mehr beherbergen könne, daß ich die Luft mit einem Elenden zusammen nicht länger mehr zu athmen im Stande sei. Das Zimmer drehte sich um mich herum, ich rief Deinen Namen und wollte Dir nacheilen. Mein Mann aber umklammerte meinen Hals und hielt mich mit Gewalt zurück. Dann verlor ich die Besinnung. Frage jetzt nicht weiter — wenn Du aber noch nicht verzweifelt bist, und Gott, zu dem ich bete, Dir diesen Brief glücklich in die Hände spielt, dann nimm heute Abend gegen sieben Uhr einen Wagen und erwarte mich auf der Chaussee in einiger Entfernung unseres Hauses. Ich will jetzt Dein sein in Leid und Freud', in Noth und Elend, ich schwöre Dir, ich komme!

In Eile

Deine Louise.“

Robert Seidel war während der Nacht nicht zu Hause gewesen; halb irrsinnig, Verzweifelung im Herzen, war er durch die Straßen geirrt, wie ein Mensch, der kein Ziel hat, und nicht weiß, wo er sein Haupt hinlegen soll. Das hatte er nicht gehofft: daß Louise ihm nicht folgen würde — eher hätte er erwartet, daß die Erde unter ihm berste, und in ihrem Abgrunde Alles verschlinge: Verrath, Betrug und die gemeine Lüge. Er hatte auf die Liebe dieses Weibes so fest gebaut, wie auf die Stützen eines Tempels; er hielt sie heilig wie die Bibel auf dem Altar, und nun hatte sie im größten Drama seines Lebens eine Komödie mit ihm aufgeführt, in der er der einzige Narr war.

Als er wie ein Trunkener, den das Gehirn und alle Nerven schmerzen, das Freie erreicht hatte, ohne zu wissen wie, war es ihm allerdings gewesen, als vernähme er einen entsetzlichen Aufschrei, als hörte er dann laut seinen Namen rufen. In seiner fürchterlichen Aufregung hatte er geantwortet, den Namen Louise in den stillen Abend hineingerufen, daß einige verspätete Passanten am Wege stehen blieben und ihn verwundert betrachteten. Ueber eine Stunde hatte er dann noch in der Nähe der Villa verweilt, immer mit dem Gedanken beschäftigt, daß nur ein Traum ihn berückt haben könne, daß ein böser Dämon mit ihm offenen Auges sein höllisches Spiel treibe. Dann war er in schweigender Nacht, allein mit seinem Leid, der Stadt zugewankt. An der ersten Brücke war er stehen geblieben und hatte hinunter in die graue Tiefe gestarrt. Selbstmordgedanken bemächtigten sich seiner und verfolgten ihn auf Schritt und Tritt, wie grinsende Gespenster, die um ihn herum tanzten, ihn höhnten und verlachten; dann auf den Unwerth des Lebens aufmerksam machten. Einmal war er nahe daran, mit einem einzigen Sprung seinem Dasein ein Ende zu machen, da dachte er an seine Schwester, die mit Sehnsucht zu Hause auf ihn wartete, die ohne ihn aufs Neue den Unbilden des Lebens Preis gegeben worden wäre. Und er war weiter gewankt — immer mit der Empfindung, daß ihn

die Beine nicht mehr tragen würden, daß er in der nächsten Minute zusammenbrechen müsse. Um Marias willen raffte er sich auf, wollte er das Leben ertragen; aber während dieser Nacht mußte er allein sein, denn selbst die Nähe seiner Schwester hätte ihn nicht beruhigen können.

Am grauenden Morgen fand er sich auf einer Bank im Thiergarten wieder — soweit war er gedankenlos umhergeirrt. Als er endlich ins Zimmer seiner Schwester trat, die schlummerlos die Nacht in Angst und Sorge um ihn verbracht hatte, schrie sie fast auf bei seinem Anblick. Er erschien ihr um Jahre älter; dann erzählte er mit matter, todesmüder Stimme, und sie empfand ebenso wie er, aber suchte ihn zu trösten. Dann gegen elf Uhr kam der Brief Louisens, der aus Robert wieder einen andern Menschen machte, das Lachen mit dem Weinen abwechseln ließ. Er küßte den Brief wie närrisch, las ihn unzählige Male laut vor sich hin und seiner Schwester vor. O, Maria hatte plötzlich eine Ahnung gehabt, daß es doch noch so kommen würde. Gewiß hätte Louise durch irgend eine Lüge ihres Mannes so handeln müssen, meinte sie. Jetzt aber sollte Alles gut werden, und da müsse sich Robert vor Allem stärken, müsse den Kopf wieder obenauf tragen. Die Geschwister wurden wie umgewandelt, tändelten und scherzten, und Maria machte alle Anstrengungen ihre Freundin würdig zu empfangen. Selbst der Gedanke an ihren verstorbenen Kleinen, den man am folgenden Tage von Bethanien aus zu Grabe geleiten wollte, mußte dem Rechte der Lebenden weichen und vermochte die fröhliche Stimmung nicht zu trüben. Maria bekam plötzlich allerlei Einfälle, die in ihrer Lebhaftigkeit ihre Wangen rötheten, sie jünger und schöner machten. Ob Louise wohl noch immer so gern Kranzkuchen wie früher esse, als sie noch zusammen auf einem Flur in der Potsdamerstraße wohnten? äußerte sie mit halb wichtiger, halb komischer Miene zu ihrem Bruder. Robert setzte sich denn auch sofort den Hut auf und besorgte den Kuchen, wofür ihm Maria mit einem herzhaften Kuß besonders dankbar war. Dann verhandelte Seidel mit

seiner Wirthin. Louise sollte vorläufig bis auf Weiteres das Zimmer seiner Schwester theilen. Am Nachmittag begann man die Stunden an der Uhr zu zählen, und um die bestimmte Zeit fuhr denn auch Robert mit klopfendem Herzen nach der Chaussée hinaus, der Rotherschen Besitzung zu. An einem bestimmten Punkt ließ er den Wagen halten und ging langsam zu Fuß der Villa zu. Kurz nach sieben Uhr, als vom Festplatz herüber die lustige Musik brausend die Luft durchtönte, bemerkte Seidel eine fast ganz in einen langen Shawl gehüllte Frauengestalt eilig durch das Gitterthor der andern Seite der Straße zueilen. Er erkannte sofort Louise. Nach wenigen Minuten rollten sie der Stadt zu, hielt er im Wagen ihre heiße Hand in der seinen, konnte er zum ersten Mal ihr wieder ungestört mit einem langen Blick in die Augen schauen. In Seidels Wohnung angelangt, wurde Louise die größte Ueberraschung dieser letzten Zeit voll aufregender Ereignisse zu Theil: als die todtgeglaubte Maria, die einzige beste Freundin ihrer Jugendjahre, munter und gesund ihr entgegenkam, und wie in früheren Zeiten gleich einem neckischen Kobold sich zu ihren Füßen niederließ und zu ihr aufblickte. „Wie Du schön geworden bist," sagte Louise, ihrer Freundin bewunderungsvoll die Wangen streichelnd. „Schön geblieben trotz alledem! — um einmal recht arrogant zu sein," antwortete Maria mit einem trüben Lächeln.

Dann trat Robert zu ihnen und bat sie scherzhaft, sich nicht gleich in der ersten Minute ihres Wiedersehens nach Jahren Schmeicheleien zu sagen, die jedenfalls seiner Ansicht doch nicht so süß schmeckten wie der Kranzkuchen, zu dessen Genuß und zu dem einer Tasse Thee er die Damen jetzt nach seinem Zimmer lade.

„Ach, richtig, unser Kranzkuchen, den hätte ich fast ganz vergessen," warf Maria ein.

Louise verstand; und die Drei lachten herzlich, begaben sich ins Nebenzimmer und hatten zum ersten Male seit langer Zeit das Gefühl, innerlich recht glücklich und zufrieden zu sein.

Vierzehntes Kapitel.

Zwei Väter. Im Morgennebel.

Spät in der Nacht, nach dem Tage der Jubiläumsfeier, die einen so tragischen Ausgang genommen hatte, saß Freigang noch am Tische seines Ateliers und starrte in Gedanken versunken vor sich hin. Schlichting hatte bis vor einer halben Stunde bei ihm gesessen, wortkarg wie nie in seinem Leben. Nach Freigangs Ansicht schien sich Hannes seine verunglückte Liebesgeschichte, die ihm einen nie geahnten Einblick in ein verworfenes Mädchenherz gestattet hatte, sehr zu Herzen zu nehmen — mehr, als es Freigang von seinem Freunde erwartet hätte. Dieses jetzt für ewig gelöste eigenthümliche Verhältniß des Westfalen zur Jenny Hoff beschäftigte ihn fortwährend. Wenn er jetzt so recht darüber nachdachte, mußte er sich sagen, daß Schlichting wirklich seinem Schöpfer danken könne, daß zur guten Stunde Alles so gekommen sei. Freigang hatte nie diesem Mädchen so recht getraut. Er, der tiefere Einblicke in das Leben gethan hatte, der Menschen und Verhältnisse durch das scharfe Glas des Alles zersetzenden Realismus betrachtete, hätte dem Heiligenmaler prophezeien können, daß eine Ehe zwischen ihm und der Arbeiterin dereinst zu jenen trüben Erscheinungen des socialen Lebens gehört hätte, die auf die Dauer ein Unding sind. Derartige Experimente, denn ein bloßes Experiment schien ihm doch nur das Vorhaben Schlichtings, führten nie zu etwas Gutem. Sie nehmen sich in

der Theorie ganz schön aus, sie geben ein vortreffliches Zeugniß für die idealen Anschauungen eines Menschen, aber in der Praxis gleichen sie bloßem Flittergold, dessen Unwerth man nur zu bald erkennt; aber der Genremaler war Gefühlsmensch genug, sich in Hannes' Seelenleben vollständig hineinzudenken. Er, der nur zu guten Handlungen in seinem Leben fähig war, der nie die schlechten Charaktereigenschaften eines Weibes kennen gelernt hatte, mußte sich nothgedrungen zu dieser Kleinen, die ihm in ihrer Naivetät so sympathisch war, hingezogen fühlen — das war ein Resultat seiner ganzen Erziehung als Sprößling einer in den schlichtesten Verhältnissen lebenden Familie, seiner ganzen Auffassung und Denkweise von der Zusammengehörigkeit der Menschen. Aber gewiß würde er diesen Schlag bald überwinden, in der Arbeit, diesem barmherzigen Beruhigungselement, das Wunden heilt, welche die Gemeinheit des Daseins und der Menschen schlug, Trost und Vergessen finden. Und doch verstand Freigang bei alledem die ganze Zerrissenheit des Gemüthes, die den Westfalen seit dem Abend nicht mehr verlassen hatte, nicht ganz zu würdigen.

Es war still, todtenstill im ganzen Hause; nur von der Straße herauf drang hin und wieder das dumpfe Rollen eines Wagens, hörte man das laute Singen eines bezechten und verspäteten Nachtschwärmers erschallen. Freigang war der Meinung, daß sein Nachbar bereits schlafe; aber Schlichting dachte nicht an Ruhe. Jetzt erst, wo er ganz allein war, fühlte er ganz und voll den entsetzlichen Schmerz, den ihm Jenny, dieses Mädchen, das er mit der ganzen Fülle eines großen, einzigen Herzens geliebt, angethan hatte. Und nun gar hier, in diesem Raume! Da erinnerte ihn fast Alles an sie. Da war der Modelltisch, der Stuhl, auf dem sie so oft gesessen hatte, da lagen die Gewandungen der Madonna, mit denen er sie drapirt hatte; da in der Ecke war ihr liebster Platz gewesen, wenn sie die Sitzungen unterbrochen hatte, um zu frühstücken. Und da auf dem runden Tisch lag auch ein kleiner, halb verwelkter Blumenstrauß — der einzige, den sie ihm einst geschenkt, und den

er wie ein Heiligthum bewahrt, so oft angeschaut und an die Lippen gedrückt hatte.

Schlichting hatte seine Stiefel ausgezogen und ging auf den Strümpfen leise aber mit großen Schritten im Atelier auf und ab. Dabei vermied er jede Berührung mit irgend einem Gegenstand, um seinem Nachbar nicht den Beweis zu geben, daß er noch auf sei. Wie er hin und wieder leise aufseufzte, wie er öfters stehen blieb, starr vor sich hinblickte, dann die Hände faltete und mit dem Kopf schüttelte, als könnte er das Unfaßbare noch immer nicht glauben; wie er dann das verdorrte Bouquet in die Hand nahm, es lange betrachtete und küßte, wie er dann auch die Gewandung der Madonna mit verschlungenen Händen lange, lange betrachtete, als müßte vor seinem Auge plötzlich ein liebliches, schalkhaft lächelndes Antlitz mit großen blauen Augen auftauchen, das für ihn unzertrennlich von diesen bunten Kostümen war — alles das redete eine rührende Sprache seiner ganzen seelischen Qual. Und je länger er so auf den Dielen hin und her schritt, je fürchterlicher all' die Bilder vergangener Tage auf ihn einstürmten, je kranker wurde sein Gemüth, je elender und trostloser wurde ihm zu Muthe. Hannes Schlichting fing an zu grübeln über Sein und Nichtsein. Das war das Betrübendste seiner Lage. Er frug sich, was er eigentlich noch ohne Jenny vom Leben habe, was ihm überhaupt das Dasein Freudiges noch bieten könne? Sein Künstlerberuf während Jahren war ihm weiter nichts wie ein einziger, langer, steiler Weg gewesen, an dessen Seiten ihm nur spitze Dornen winkten. Und trotzdem hatte er oft gehungert und gedarbt, des hohen, göttlichen Ideals wegen, das ihn ganz und voll beseelte, das ihm Noth und Entbehrungen nicht groß genug erscheinen ließ, als daß er es nicht ertragen sollte, um der brodlosen Kunst willen, die ihm doch wenigstens innere Zufriedenheit gegeben hatte. Da hatte er Jenny kennen gelernt und die Liebe zu ihr, das starke Pflichtgefühl, dereinst für Weib und Kinder sorgen zu müssen, hatte allein vermocht, von diesem Ideal zu weichen, sollte ihn zum praktischen Brod-

erwerb zurückführen. Er richtete seinen Blick nach den übereinandergethürmten Vasen, nach dem Arbeitstisch und Ständer, wo er so oft bis spät in die Nacht hinein gesessen und geschafft hatte, wo die Kunst um ihn herum nicht mehr existirte, wo er nur noch bloßer Handwerker war. Und Alles ihretwillen, der armen, verlorenen Jenny willen. O, in seinem Innern bedauerte er sie tief und aufrichtig. Sie war gewiß nicht durch sich selbst schlecht geworden, nur ein elender, nichtswürdiger Bube hatte sie schlecht gemacht. Wenn er ihn jetzt vor sich gehabt hätte, er hätte ihn erdrosseln können. Schlichting faßte sich nach der heißen Stirn und fuhr sich, nervös bis in die Fingerspitzen hinein, durch die Löwenmähne. Eine fixe Idee packte ihn plötzlich, er wurde sie nicht mehr los — eine jener unaufgeklärten Gehirnaffectionen bemächtigte sich seiner und umnebelte seine Vernunft. Er wußte nicht mehr was er that, er folgte nur mechanisch dieser fixen Idee. Er schritt plötzlich nach einer entfernten Ecke des Ateliers und griff nach einem Strick, der zum Aufhängen eines Gemäldes gedient hatte; dann stand er vor einem Hacken in der Wand und starrte ihn an ...

Drüben saß Freigang noch immer an seinem Tisch. Jetzt stand er auf und wollte sich entkleiden, als er nach einem lauten, langgezogenem Stöhnen lauschte, das in der Stille der Nacht sich unheimlich wie ein Röcheln anhörte. Freigang trat dicht an die Holzwand und lauschte mit angehaltenem Athem weiter. Abermals hörte er jene unheimlichen Laute. Eine Ahnung, eine schreckliche Ahnung erfaßte ihn, Angst um einen Freund, um einen wahren, aufrichtigen Freund machte ihm das Herz beklommen. „Schlichting!“ rief er laut, „Hannes, was fehlt Dir?“ Dann hatte er schon die Lampe ergriffen und stürmte in das Atelier des Nachbars. Da hing die riesige Gestalt des Westfalen in ihrer ganzen Schwere an der Wand, den Unterkörper auf den Boden gestreckt. Freigang schnitt den Strick durch und löste die Schlinge. Dann brachte er seinen Freund, der sich allmählich erholte, in den alten Zustand zurück, hielt ihm eine wohlmeinende Epistel und

ging die ganze Nacht nicht von seiner Seite. „Bruder," frug Schlichting einmal über das andere, „was soll ich thun auf dieser Welt?" — „Arbeiten, ein Mann sein," gab ihm Freigang zur Anwort. — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Noch ziemlich früh am Vormittag des andern Tages, als zur Freude Freigangs Hannes Schlichting wieder vollauf munter schien, wenn auch ein gewisser schwermüthiger Zug ihn nie ganz verließ, klingelte es auffallend stark bei dem Genremaler, und Oswald hatte wieder das Vergnügen, seinen Vater zu erblicken, der diesmal mit einer halb drolligen, halb echauffirten Miene seine alten polternden Ermahnungen vom Stapel ließ. Er hatte geschworen, daß dieser abermalige Besuch auch der letzte sein sollte. Entweder wollte er diesmal seinen Sohn als kurirt mit nach Hause nehmen, oder aber, er wollte ihm die ganze Schwere seines väterlichen Zornes dadurch fühlen lassen, indem er seine frühere Drohung mit Enterbung diesmal wirklich wahr mache. Ohne denn erst auch Oswald zu Worte kommen zu lassen, begann er mit seinem Bierbaß sich in allerlei möglichen und unmöglichen Wortsprüngen zu ergehen: „. . . Ich sage Dir, Oswald, treibe es nicht bis zum Aeußersten — jetzt reißt mir endlich die Geduld . . . Wie kann man nur so vernagelt sein, das Unvortheilhafte Deiner jetzigen Laufbahn von dem Vortheilhaften einer Stellung als Fabrikbesitzer nicht unterscheiden zu wollen. Es bleibt beim Alten, wenn Du nicht willst: ich stoße mein altes Testament um, und habe dann keinen Sohn mehr . . . Man sollte es kaum glauben: haust der Mensch hier fast in armseliger Umgebung, wo er blos ein Wort zu sagen brauchte, um Alles in Hülle und Fülle zu haben.

Bei diesem letzten Satz, der einem grimmigen Schmerzensruf ähnelte, ging Freigang senior ziemlich erregt auf und ab, während sein Sohn durchaus nicht Miene zeigte, seinen Herrn Papa zu unterbrechen, sondern nach wie vor ruhig den Dampf seiner Cigarre von sich stieß.

Dann fuhr der alte Maschinenfabrikant in seinen wohl-

gemeinten Vorwürfen fort, steigerte aber seine Stimme bereits wieder bis zur möglichsten dröhnenden Klangart. „... Was hast Du denn eigentlich von Deiner ganzen Kunst? Das führt am Ende doch zu nichts. Die Kunst geht immer nach Brod, das ist ein altes Sprichwort; und so wird es ewig bleiben."

Da sein Sohn immer noch nicht im geringsten Neigung zeigte, ihn verstehen zu wollen, so wurde der Alte immer gereizter. Wie bei seinen früheren Besuchen ging er auch diesmal aus der anfänglichen Gutmüthigkeit in scharfe Wuthausbrüche über.

„Ist das eine Manier, seinen Vater so zu behandeln, indem man ihn wie einen Schuljungen seinem eigenen Sohne gegenüber betteln läßt?! Du stehst dabei und rauchst mit der seligsten Miene von der Welt Deine Cigarre, als ob ich da Dinge redete, die Dich nichts angingen? Da geht mir endlich die Galle über? Ich sage Dir, Junge —"

Das Gesicht des Alten röthete sich noch mehr. Er trat dicht vor seinen Sohn und blickte ihn zornig an. „Ich sage Dir, Junge, das soll jetzt den Rest gegeben haben. Du willst ein Hungerleider bleiben? Nun gut, aber hoffe auf Deinen Vater nicht mehr. Die Kunst ist gut für Diejenigen, die darauf angewiesen sind, und nicht für solche, die eine ehrenvollere Laufbahn vor Augen haben. In meinen Augen sind alle Künstler ein gewisses Bettelpack, die immer nur von unbestimmten Batzen leben." Er konnte sich Angesichts der Ruhe seines Sohnes nicht mehr mäßigen.

Oswald hatte jetzt genug gehört. Er verließ seine Stellung am Tisch und trat vor seinen Vater. „Ich bitte Dich, Vater, mäßige Dich, und rege Dich und mich nicht auf. Ich will Dir ein für allemal meinen Standpunkt in dieser Angelegenheit klar legen. Enterbe mich, lösche meinen Namen aus Deinem Familienbuche — das letztere sollte mir leid und weh zu gleicher Zeit thun — aber erweise mir den Gefallen und schmähe die Kunst nicht, der ich mit Leib und Seele angehöre, die höher steht, wie all'

Dein Geld und Deine beschränkten Anschauungen von ihr, der allein Du es zu verdanken hast, wenn mein Name, der auch der Deine ist, in den gebildetsten Kreisen der Gesellschaft mit aller Achtung genannt wird, und diese Achtung genießest auch Du durch mich. Hier bitte, sei so freundlich und lies das." Er reichte seinem Vater ein Zeitungsblatt hin, in dem die Berichte über die neueste akademische Kunstausstellung, die man vor einer Woche eröffnet hatte, enthalten waren. Da war gleich oben an der Spitze der Name Oswald Freigang zu lesen, und diesem folgte eine ausführliche Besprechung seines neuesten ausgestellten Bildes. Es stellte das Innere eines großen Maschinenbausaales dar, in dem sich die Arbeiter in voller Thätigkeit befanden. Nachdem der Kritiker das Gemälde ausführlich beschrieben hatte, erging er sich in Lobeserhebungen seltener Art. Er nannte es eine der hervorragendsten modernen realistischen Genremalereien, die tagtäglich in Schaaren die Beschauer um sich sammle, und pries vor Allem das genaue Studium des Webens und Lebens bei harter Arbeit. Es sei ein Bild, das Zeugniß ablege, wie auch der prosaische Stoff den wahren Künstler Veranlassung geben könne, ein Gemälde voll fesselnder Einzelheiten zu schaffen, das in seiner Gesammtwirkung voll packender Gewalt sei.

Wie Freigang senior die ganze Spalte herunterlas, und abgesehen von den Lobeserhebungen in jeder vierten Zeile das Wort „Maschine" mit dem Namen seines Sohnes in Verbindung gebracht sah, hatte er ungefähr das Gefühl, als wollte ihm durchaus Jemand streitig machen, daß er hier der Maschinenfabrikant Freigang sei, der in der That wenig von Kunst verstehe, und sein Sohn dort der Maler Freigang, der ihm vor wenigen Minuten erst den Beweis gegeben hatte, daß er absolut nichts von der ganzen Maschinenfabrikation wissen wolle. Da hörte denn doch Verschiedenes auf! Herr Freigang senior hielt es zunächst für das Beste, den Artikel, nachdem er ihn kaum zu Ende gelesen hatte, noch einmal von Neuem zu beginnen; dabei that er wohlweislich so, als könnte er heute schlecht

sehen, und müßte dadurch das Langsame seines Lesens entschuldigt werden. Im Uebrigen empfand er recht gut, daß er sich hier in der Lage eines Menschen befinde, der nach dieser Lektüre nicht mehr weiß, was er sagen soll. Zur Ehre des Herrn Freigang senior aber muß angeführt werden, daß er im Geheimen sofort den Entschluß faßte, am selben Tage noch der Kunstausstellung einen Besuch abzustatten, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, inwieweit diese gedruckte Blüthenlese über den Namen Freigang, der er im Augenblick noch nicht recht traute, in Wirklichkeit der Wahrheit entspreche.

Währenddem hatte es auch bei Schlichting geklingelt, wenn auch in etwas bescheidener Art und Weise als vorhin bei seinem Nachbar. Als der Heiligenmaler nach dem Korridor geschritten war und geöffnet hatte, um einen Blick auf den draußen Harrenden zu werfen, entfuhr ihm zuerst ein einziges Wort, das von sichtlicher Ueberraschung begleitet ihm aus tiefster Seele, aus im Augenblicke übervoller Brust kam. „Vater!" Diesem einen Worte folgte in der ersten Minute das sich immer wiederholende: „Vater, mein lieber Vater!"

Und neben dem Riesen durch die Thür drängte sich ein kleines, altes, verwittertes Männchen, in westfälischer Bauerntracht, mit tiefdurchfurchten Zügen, schmalen Lippen und spärlichem grauen Stoppelbart. Er ging seinem Sohn gerade bis unter die Arme, und machte in seiner vom Alter zusammengeschrumpften Erscheinung neben dem Riesen den Eindruck einer zerbrechlichen, altersschwachen Ruine.

Als er im Atelier stand, Hut und Stock in rührender Bescheidenheit in Händen hielt, wußte er nicht, wohin er mit halb geöffnetem Munde zuerst blicken sollte. Dann, als Hannes ihn, noch immer mit den zärtlichen Begrüßungen überschüttend, auf einen Polsterstuhl niederdrücken wollte, zog er sein blaugeblümtes Sacktuch hervor und breitete es auf dem Sessel aus, um allem Anscheine nach das Polster zu schützen. Hannes konnte im Augen-

blick nichts sagen. Aber er zog das Tuch wieder fort und küßte seinen Vater. Endlich setzte sich der Alte zaghaft auf eine Ecke des Sitzes, und wie Hannes ihm gegenüber saß, sich tief zu ihm herabbeugen mußte, um die welken, knöchernen Hände seines Vaters zwischen die seinen zu nehmen, sie innig zu pressen, mußte der alte Bauer dann erzählen. Zu Hause habe man eine neue Dorfkirche gebaut, dazu bedürfe man auch eines neuen Altarbildes, und da die Gemeinde durch das Geldgeschenk einer Dame wirklich in den Stand gesetzt sei, etwas draufgehen zu lassen, habe man sofort an seinen Sohn gedacht, von dem seit Langem schon zu Hause die Sage gehe, daß er ein wirklicher, ächter Künstler geworden sei. So sei er nun als „Deputation" abgeschickt und habe die weite Reise gemacht, um diesen Auftrag persönlich zu übermitteln, da es doch immer besser sei, wenn man über eine solche Angelegenheit selber spreche. Die Mutter habe ihm auch keine Ruhe gelassen, vielmehr darauf gedrungen, daß er die Spargroschen hervorlange und sich auf die Socken mache. Das sei eine weite Reise gewesen, aber die selbstgestrickten Strümpfe, welche die Mutter dem Hannes mitsende, habe er doch glücklich mitgebracht.

Dabei faßte der Alte in die große Hintertasche seines langen Bauernrockes und holte ein Packet in grauer Leinwand hervor.

Das war eine Freude für Hannes, diese Strümpfe gleich aufwickeln und betrachten zu können. Das gute Mütterchen, wie es an ihn gedacht hatte! Schlichting glaubte sich plötzlich wieder in ihre Nähe versetzt, sah die gute Alte leibhaftig vor seinen Augen. Dann mußte der Vater wieder von dem Bilde sprechen. Ganze zweitausend Mark habe man dafür ausgesetzt, und fünfhundert Mark als Anzahlung bringe er gleich mit. Da knöpfte er auch schon die lange Tuchweste auf und schnallte eine lederne Geldkatze ab. Jetzt konnte Hannes das ganze Glück allein nicht mehr ertragen. Er nahm den guten Alten am Arm und ging mit zu seinem Nachbar und Kollegen hinüber.

Dort angelangt, übersah er ganz die Gegenwart des alten Freigang, der noch immer das Zeitungsblatt in der Hand hielt. „Bruder!“ rief er außer sich, „ich soll ein Altarbild für unsere Dorfkirche malen. Zweitausend Mark giebt's dafür; und das hier ist mein Vater, der die Bestellung gebracht hat. Bruder, es ist wirklich wahr!“

Man konnte sich das Erstaunen Freigangs bei diesem unerwarteten Ueberfall denken. Er gratulirte seinem Freunde herzlich zu diesem Glücke, dann schüttelte er dem alten Bauer treuherzig die Hand, und versuchte ihn mit seinem Vater bekannt zu machen. Der Bauersmann schien plötzlich zutraulicher zu werden, sich in diesen Räumen heimischer zu fühlen. Dieser alte Herr dort war also der Vater dieses Künstlers? O, der sah zwar recht bärbeißig aus, aber vor der Kunst würde er gewiß dieselbe Achtung haben, wie er einfacher Landmann. Das verwitterte Männlein aus dem Lande der rothen Erde empfand das Bedürfniß, in seiner Schlichtheit zu Freigang senior in einer Art und Weise zu reden, als kennte er ihn bereits seit Jahren. Es sei wirklich wahr, was sein Hannes da erzählt habe. Ganze zweitausend Mark habe die Gemeinde für das Bild bewilligt. Das sei gewiß nicht viel für so ein Bild, auf dem der Heiland zu sehen sein werde, denn die Kunst, sagte der Pfarrer immer daheim, könne man niemals nach ihrem eigentlichen Werthe bezahlen; aber sie seien nun einmal arme Dorfbewohner, die das gar nicht hätten zusammenbringen können, wenn da die mildthätige Dame nicht gewesen wäre. Zu Ostern schon wollten sie das Bild haben, und das würde im Dorfe eine Feier werden, wie man sie noch nicht erlebt habe.

„Ich kann's Ihnen nicht sagen, Herr,“ fuhr er in seinem nicht gerade schön klingenden westfälischen Dialekt fort; „ich kann's Ihnen nicht sagen, Herr, wie die Alte und ich sich gefreut haben, daß man bei der Bestellung gleich an unsern Hannes gedacht hat. Alter, hat die Mutter immer gesagt, mir hat vor zwei Jahren in der Neujahrsnacht geträumt, daß der Hannes wieder hinterm Pflug geht, das

bedeutet, daß aus ihm 'was Großes werden wird. Und nun soll er wirklich für unsere eigene Kirche das große Bild malen."

Und in dieser naiven Weise, welche die ganze rührende Anhänglichkeit zu seinem Sohne enthielt, erging sich dann der alte Bauer in Betrachtungen über Kunst im Allgemeinen, die charakteristisch für die Denkart eines niederen Menschen waren: Es sei doch so 'was Schönes um die Kunst. Wenn er daran denke, daß sie die Sparpfennige bei dem Hannes nicht umsonst angewendet hätten, wenn er dann sehe, daß wirklich der Hannes all' die Bilder davorn gemalt habe, so sei es ihm doch recht warm ums Herz. Es müsse doch etwas ganz Apartes bei einem Menschen sein, der so etwas machen könne, was andere dumme Menschen, wie er, nicht recht begreifen könnten. Ob denn der Herr sich nicht auch freue, daß sein Sohn Maler geworden sei? Gewiß hätte er ihn besser und leichter studiren lassen können, wie er seinen Hannes. Das sehe er sofort auf den ersten Blick, daß er es mit einem feinen Manne zu thun habe.

Freigang senior fühlte plötzlich, daß er sich hier in einer der fatalsten Situationen seines Lebens befinde, daß ihm, wenn er noch länger den Ergüssen dieses Bauern zuhöre, der es förmlich darauf abgesehen zu haben schien, ihn auf die anständigste Art und Weise in Gegenwart seines Sohnes zu beschamen, nur noch zweierlei Dinge zu thun übrig blieben: entweder einzugestehen, daß der kleine Mann dort vollständig Recht habe, oder aber ihm allen Ernstes zu sagen, daß er sich mit seinen Ansichten über Kunst und Künstler zu allen Teufeln scheeren möge. Da er sich augenblicklich zu dem ersteren nicht verpflichtet fühlte, und das letztere nicht gut anging, nickte Herr Freigang senior ein paarmal, um nicht unhöflich zu sein, benutzte dann die erste Gelegenheit, nahm seinen Hut und empfahl sich, wobei er allerdings nicht umhin konnte, beim Abschied außer seinem Sohne auch Hannes Schlichting die Hand zu reichen, ihm ebenfalls zu seinem Erfolge zu gratuliren.

Die größte innere Genugthuung bei dieser Begegnung

empfand natürlich Oswald. Diese schleunige Entfernung seines hartnäckigen Vaters hinterließ eine gewisse humoristische Wirkung bei ihm, die ihn Hannes gegenüber zu der Bemerkung veranlaßte, daß sein Herr Papa jetzt jedenfalls eine Menge Stoff zum Nachdenken mit sich herumtragen dürfte. — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war am selben Tage in den ersten Nachmittagsstunden. Durch den Eingang zum provisorischen Kunstausstellungsgebäude am Cantianplatz strömte die Menge des kunstsinnigen und kunstverständigen Publikums Berlins, für welche die in jedem Jahre sich wiederholende große akademische Ausstellung ein Ereigniß zu sein pflegt. Im Innern staute sie sich erst im Vorderlichtsaal, in dem man die hervorragendsten Werke erster Künstler zu placiren pflegte, und vertheilte sich dann in dem Laberinth der unzähligen, lang gestreckten Nebensäle. Um diese Zeit, zwischen zwölf und zwei Uhr, setzten sich die Beschauer aus besonders distinguirten Leuten zusammen. Es bildeten sich Gruppen, man trat von den Bildern zurück, um wieder näher zu treten. Man betrachtete stumm, flüsterte leise, tauschte seine Ansichten aus, um dann aufmerksam auf das Urtheil besonders kunstverständiger Menschen zu hören, welche die Berechtigung in sich fühlten, ihrem Lobe oder Tadel unverhohlenen Ausdruck zu geben. Dazwischen drängte man sich, wich aus, schob sich fast förmlich von einem Platz zum andern; knisterten und rauschten die Kleider der Damen, lenkten besondere weibliche Schönheiten, imponirende Erscheinungen, glänzende Uniformen, raffinirte Toiletten die Aufmerksamkeit auf Minuten vom Kunstgegenstand weg, zeigte sich all' der prickelnde Reiz einer zweiten lebenden und fluthenden Ausstellung, die sich auf Kosten der Kunst gebildet hatte. Das war ein Kommen und Gehen, ein Beobachten, Bewundern und fortwährendes Begrüßen. Im ersten Saale waren es besonders zwei Gemälde, die man mit Aufmerksamkeit betrachtete, vor welchen sich größere Gruppen bildeten. Das eine war Schlichtings „Madonna

mit dem Kinde", das andere Freigangs „Maschinenbausaal". Vor dem letzteren stand seit einer halben Stunde bereits ein großgewachsener, ältlicher Herr mit gerötheten Antlitz, der sich augenscheinlich vom Anblick dieses Bildes nicht zu trennen vermochte. Er trat zurück, ging dann wieder dicht auf die bemalte Leinwand hinzu, benutzte jede sich ihm darbietende Lücke im Haufen der Beschauer, um seiner Gestalt einen andern Beobachtungspunkt zu geben. Plötzlich wurde er ziemlich laut von einem hinzutretenden andern Herrn begrüßt: „Mein lieber Herr Freigang, wie geht's? Ihr Sohn hat da ein Meisterstück gemacht. Keiner konnte auch besser wissen, wie es in so einem Saale hergeht. Sie können da stolz sein auf Ihren Jungen." Der das sprach, war Rother senior, bei dem die durch die Flucht seiner Schwiegertochter seinem Hause angethane Schmach insofern einen gewissen Eindruck hinterlassen hatte, als der Commerzienrath nicht mehr ganz so wohl aussah. Die Umstehenden blickten bei Nennung des Namens die beiden Herren an; dadurch fühlte sich der Maschinenfabrikant bewogen, seinen alten Freund mit sich fortzuziehen. Freigang senior kam dadurch seiner Ansicht nach aber aus dem Regen in die Traufe, denn an der gegenüber liegenden Wand vor der „Madonna mit dem Kinde" erblickte er soeben seinen Sohn, neben dem zwei Personen standen, die in ihren großen äußerlichen Gegensätzen nur zu sehr die Aufmerksamkeit des Publikums herausforderten. Es waren Hannes Schlichting der seinen alten Vater am Arme hatte, und auf wenige Minuten dem alten Bauer zu Liebe vor seiner eigenen Schöpfung Halt gemacht hatte. Dann konnte er den Anblick von Jennys Zügen nicht mehr ertragen, er ließ seinen Vater in stummer Bewunderung stehen und trat vor seines Freundes Bild. Rother senior hatte dann auch Oswald erblickt und begrüßt. Ein guter Gedanke beseelte ihn im Moment. Er wollte Vater und Sohn wieder versöhnen. Ehe er aber etwas über die Lippen bringen konnte, hatte Freigang senior seinem Sohne bereits die Hand entgegengestreckt. „Junge," sagte er nicht ohne eine gewisse Be-

wegung, „ich habe nie geglaubt, daß Du Dich hinter meinem Rücken so für Maschinen interessiren könntest.“ Er zeigte nach dem Bilde hinüber, und machte dabei den Eindruck, als könnte er nicht mehr weitersprechen. „Male nur Deine Maschinen ruhig weiter, ich werde sie bauen; es bleibt Alles beim Alten,“ sagte er zur Freude Rothers noch, dann trat er auf Schlichting zu und begrüßte auch, ohne Rücksicht auf das staunende Publikum zu nehmen, den greisen westfälischen Bauer, der noch immer mit gefalteten Händen vor dem Muttergottesbilde „seines Hannes“ stand.

Das ist ein kalter, mit feinem nassen Schauer Menschen und Thiere frösteln machender Novembermorgen. Wie eine schwere graue Dunstwolke zieht sich der dichte Nebel durch die Straßen, läßt die Flammen der Laternen wie rothglühende Lichter erscheinen. Und dieser Nebel, der in der Nähe die eisernen Pfähle der Laternen, die Konturen der Häuser, die klaren Umrisse eines Menschen, einen Theil des Trottoirs und der Pflastersteine erkennen läßt, wird in der Entfernung immer dichter und undurchdringlicher, läßt Häuser und Straßen in seinem ungeheuren Dunstkreis völlig verschwinden; und er bahnt sich seinen Weg in jede Spalte, in jede Oeffnung der Häuser, setzt sich auch in jede Kleiderfalte der vielen hunderten, eilig dahinschreitenden Gestalten, die, um zur Tagesbeschäftigung zu eilen, um sechs Uhr Morgens bereits die Straßen von Berlin beleben. In einer ununterbrochenen Reihe schreiten die Arbeiter dahin, in der Rechten die Blechkanne, gefüllt mit dem Nachmittagskaffee, mit der Linken den Stummel einer Cigarre oder die Tabakspfeife zum Munde führend — oft zwei, drei nebeneinander, die kleinsten vereinzelt hinterdrein. Die Näherkommenden gleichen erst unbestimmten Silhouetten, ehe sie immer schärfere Formen und erkennbare Linien bekommen und als Menschen von Fleisch und Blut dem Auge erscheinen; während die Nächstfolgenden schon in der Perspektive ganz im Nebel unter-

gehen. Und jeder dieser durch einen gesunden Schlaf zur neuen Arbeit gestärkten Menschen fühlt das ganze Unangenehme einer solchen Morgenstunde, schreitet wortkarg neben seinem Begleiter. In der Stille, die nur selten durch das Rollen eines vereinzelten Wagens in der Oranienstraße unterbrochen wird, bilden die lautschallenden, gleichmäßigen Tritte der Dahinschreitenden das hauptsächlichste Geräusch. Wie Jeder sich bestrebt zeigt, so schnell wie möglich vorwärts zu kommen, wie Alles rennt, fröstelt, den Kragen gegen die rauhe Witterung in die Höhe schlägt, die Hände in Taschen oder Aermel verschwinden läßt, den warmen Athem sichtbar ausstößt — alles das giebt diesem Novembermorgen eine trübe, die Mißstimmung erzeugende Signatur.

In den Vorderhäusern war noch Alles still, zeugten die herabgelassenen Rouleaux noch für den Schlummer der Bewohner. Hier und dort war ein Bäckerladen geöffnet und warf sein Licht scharf abgezeichnet auf die Straße; ein Kaffeekeller hatte seine Thüren bereits aufgethan, nicht weit davon erschloß sich auch ein Milchgeschäft. Sonst nirgends ein Licht, nirgends mehr die rothen Laternen der Kneipen. Nur an der Ecke der Brandenburgstraße zeigten sich noch die erleuchteten Spiegelscheiben eines Wiener Cafées, das für ein Stammlokal professionirter Dirnen galt. Nur wenige Gasflammen brannten noch in dem Lokal, und der schläfrige Kellner betrachtete mit Ungeduld das Aufbrechen der letzten Gäste. Endlich gingen die Vier. Es waren Brendel, Feodor Erasmus, Lina Schmidt und Jenny. Man war die ganze Nacht aus einem Café in das andere gewandert, und hatte sich dann zum Schluß hier noch eine Stunde festgesetzt. Jenny geberdete sich schon wie eine halbe Dirne. Sie lachte ganz wie ein gemeines Frauenzimmer, kleidete sich wie ein solches, und verstand schon ganz nett, ohne sich zu geniren, unzüchtige Reden zu führen. Seit Ende September bereits ging sie nicht mehr arbeiten, hatte sie sich von dem guten Leo einmiethen lassen. Sie sehnte sich weder zu ihrem Vater, noch nach der Hof-

wohnung in der Manteuffelstraße zurück. Jetzt traten die Vier auf die Straße, nach durchschwelgter Nacht den Eindruck moralisch gesunkener Menschen machend, deren übernächtige Gesichter fahl und abstoßend wirken. Die vorübergehenden Arbeiter warfen einen Blick auf sie, wandten sich dann ab, sahen sich noch mehrmals um, und gingen dann, an diesen Anblick gewöhnt, ruhig weiter. Von der Brandenburgstraße her kam ein alter, halb gebückter Mann geschritten. Es war der Kohlenschipper Hoff, der, von der Nachtarbeit in der Gasanstalt abgelöst, nach Hause wollte. Sein Gesicht war wie gewöhnlich noch halb geschwärzt, sein Gang war wie immer schwer und schleppend, wie der eines Mannes, dem zur schweren Arbeit sich auch die Last von Schicksalsschlägen gesellt hat. Seit sechs Wochen trauerte er um eine verlorene Tochter. Seine Beinkleider waren unten zerrissen, sein abgenutzter Flausrock zeigte Löcher an den Aermeln. Einstmals hatte eine Kinderhand in rührender Unschuld diese Schäden ausgebessert, heute hatte er Niemand, der ihm das that. Wo mochte sie heute weilen, sie, die ihm die Frau ersetzen sollte, die schmeicheln und kosen konnte, wenn sie Vater rief? Der Alte kam näher, seine Augen irrten umher, als müßte er bei jedem Schritt und Tritt nach seinem Kinde suchen. Jetzt hatte er die Ecke erreicht und befand sich im Lichte der Laterne. Vor ihm ging die Gesellschaft aus dem Café. Jenny lachte soeben laut, dann wandte sie halb ihr Gesicht. Ihr Vater hatte sie erblickt und erkannt. Die Kniee schlotterten ihm plötzlich, er wollte rufen, aber er vermochte es nicht. Kälte, Schreck und Entsetzen hatten ihn starr gemacht. Das war sie wirklich dort, das Frauenzimmer im schleppenden seidenen Kleid und mit großem Hut, an dem eine riesige blaue Feder auffallend zu winken schien. Jetzt trällerte sie sogar halblaut ein Lied. Dabei entfernten sich die Vier immer mehr. In des Alten Schläfen kreiste es siedendheiß. Er fühlte plötzlich, wie ihm alles Blut nach dem Herzen drang, wie ein Zittern von oben bis unten durch seinen

Körper lief. Er wollte nachlaufen, kam aber nicht vom Fleck. Und all' die Schmach und Schande, deren er sich im Augenblicke bewußt war, das ganze Entsetzliche dieses Wiedersehens kam in den laut geschrieenen Worten zum Ausbruch: „Fenny — Mensch!" Dann konnte er sich nicht mehr halten, er faßte mit seinen knöchernen Händen nach dem eisernen Pfahl der Laterne und sank zur Erde. Es bildete sich eine Gruppe von Arbeitern um ihn, die sich mit ihm zu beschäftigen begann.

Die Vier da vorn hatten den Schrei gehört, ohne ihn zu verstehen. Jetzt sahen sie die Gruppe, blieben einen Augenblick neugierig stehen, und setzten dann ihren Weg fort. Der gute Leo begann plötzlich entsetzlich zu husten. „O," sagte Lina, „Leo, es geht zu Ende;" dabei lachte sie. Brendel hielt sein Taschentuch vor den Mund, und bemerkte auch heute, wie seit Tagen bereits, daß er anfing Blut zu speien. Aber er wollte sich nichts merken lassen. Er machte den Vorschlag, daß sie alle Vier in seiner Wohnung frühstücken wollten. Man war damit einverstanden, und Feodor Erasmus, genannt Leisemann, war so entzückt davon, daß er sofort begann: „Da fällt mir eine Geschichte ein, wissen Sie schon —!"

Die Vier verschwanden im Morgennebel.

Fünfzehntes Kapitel.

Nach der Heimath.

Man schrieb bereits April, das Osterfest stand vor der Thür, und der Frühling mit lachendem Sonnenschein und herzerfrischender Stimmung hatte früher wie sonst dem Winter das Scepter entrungen, hatte milde Tage mit herrlichen Abenden geschaffen. An einem solchen Abend gegen sechs Uhr schritten eine Dame und zwei Herren den Weg zum Kreuzbergdenkmal hinauf; es waren Maria am Arme Freigangs, und Hannes Schlichting, der auf der andern Seite Maria's ging. Der Westfale hatte das Altarbild glücklich vollendet, hatte es nebst seinem Gepäck bereits zur Bahn gebracht und wollte mit dem Abendzug seiner Heimath zusteuern, die er den Sommer über nicht mehr zu verlassen gedachte. Auf seinem Antlitz, das die alte Bläße zeigte, lagen ausgeprägte Züge eines gewissen Leidens, das eine Folge langen Kummers und angestrengter Arbeit war. Sonst schien er fidel, wie in Zeiten ungetrübten Glücks, als er noch nicht wußte, was Liebe heißt. Heute besonders schien er zum Scherzen geneigt. Das war das alte, breite und doch gutherzige Lachen, das so unschön klang, und doch Niemand besser zu würdigen verstand, als Freigang; das waren auch die alten, oft naiven Witze, die beißenden Bemerkungen über Personen und Dinge. Nur manchmal wurde der Heiligenmaler still, schien es, als dränge sich ihm plötzlich eine Erinnerung auf,

die ihn auf Minuten grübeln mache, seinen Gedanken eine andere Richtung gebe.

Am Fuße des Kreuzberg fuhr eine Equipage an ihnen vorüber, in welcher Rother junior neben Lina Schmidt saß. Freigang und Schlichting erblickten das Pärchen, Maria hatte im Augenblick ihre Augen auf einen andern Punkt gerichtet. Freigang, der schon längst wußte, daß Edmund Rother, nachdem er von seiner Frau geschieden war und ihr eine jährliche Rente zahlen mußte, mit den Angewohnheiten eines Roué zu seinem alten Verhältniß zurückgekehrt war, war es sehr angenehm, daß Maria dieser Anblick des saubern Paares erspart geblieben war. Aber er warf seinem Freunde einen Blick zu, aus dem genug zu lesen war. Hannes Schlichting pfiff leise vor sich hin, und konnte sich dann nicht enthalten, eine Bemerkung zu machen, die nur Oswald verstand. „Ein netter Kerl, meinst Du nicht auch, Bruder?"

„Ach den meinst Du!" erwiderte Freigang mit humoristischer Miene; „ja, das ist was anderes! Da hast Du Recht, ein wirklich netter Kerl!"

Dann stiegen die Drei die Stufen zum hochgelegenen Denkmal empor. Schlichting hatte diesen Spaziergang angeregt, um noch einmal einen weiten Ueberblick über Berlin, das er vielleicht für immer verließ, zu genießen. Er hatte sich ausdrücklich verbeten, daß ihn die Beiden nach der Bahn begleiten mögen, wohl in dem Bewußtsein, wie schwer ihm in der letzten Minute der Abschied werden würde, und daß es sich mit einem tiefen Weh im Herzen besser allein in die Welt hinaus reisen lasse.

Der heutige Abend war besonders schön, die Luft war rein und durchsichtig. Unter ihnen dehnte sich Berlin in seinem fast unendlich erscheinenden Weichbilde aus, und links konnte das Auge über Felder, Wiesen, auf- und absteigende Flächen hinweg die naheliegenden Dörfer und nächsten Stationen der Potsdamer- und Anhalter-Eisenbahn erblicken. Da tauchten die Kirchthürme von Schöneberg, Tempelhof und Steglitz auf, da leuchteten deutlich sichtbar

die rothen Gebäude der Kadettenanstalt von Lichterfelde. Ab und zu kamen und gingen die Züge der Eisenbahn, die sich in der Entfernung schneckenhaft fortzubewegen schienen, um dann, näherkommend, mit äußerster Schnelligkeit über Brücken und Viadukte hinweg vorbei zu brausen; der Qualm und Dampf der Maschine nahm sich dann wie eine mächtige aus schmutziger Luft gewobene Spirale aus, die in rasender Eile dem Schlote entstieg, sich im Weitereilen des Zuges unendlich verlängerte, bis die einzelnen Ringe, allmählich heller werdend, sich loslösten und mit dem Aether verschwammen.

Es war halb Sieben. Im Westen, hinter der äußersten Häusergrenze Berlins, senkte sich langsam die Sonne, trat wie vor einen Nebelschleier, der sie bisher verhüllt hatte, blutroth ihre leuchtende Scheibe hervor. Und wie einem Born ewig glühenden Lichtes entstiegen durchzogen ihre goldigen Reflexe die Luft, rötheten sie wie mit einem Zauberschlag die in dem unendlichen Raum lagernden Wolken und Wölkchen. Und diese Wolken lösten sich allmählich los und zogen wie leuchtende Dunstkörper über die Stadt dahin. Jetzt zeigte sich plötzlich der Horizont wie flüssig gemachtes, dunkel gefärbtes Gold, das wie das Stück eines brennenden Gürtels einen Theil von Berlin umspannte; und nun begann diese Fülle unendlichen Lichts auch ihren Schein auf die Stadt zu werfen, machte die Kuppeln und Knöpfe der unzähligen Thürme und Kirchen wie leuchtende Meteore erglänzen, ließ die blanken Dächer der Häuser orangefarbig schillern, zog lange blendende Streifen an den Häusern und spiegelte sich tausendfach wie unzählige Feuer in den Scheiben der Fenster wieder. Minuten hindurch war es, als erhellte ein einziger gewaltiger Feuerschein Berlin, der Alles in Flammen aufgehen lassen wollte und in seiner intensiven Färbung den Steinkoloß da unten dem Auge näher rückte, ihn förmlich für die Hände greifbar machte. Die langgestreckten Straßen, die dem Auge sichtbar waren, und von der Höhe gesehen perspektivisch aufstiegen, in deren Fläche die Strahlen der Sonne sich Bahn brachen, machten den Eindruck goldig wirkender Adern, und die Menschen,

die auf ihnen wandelten, schienen wie mit Goldstaub überschüttet, in welchem sie in der Ferne verschwanden, gleichsam, als verschlänge sie die Fülle des Lichts. Und je tiefer die Sonne sank, je mehr die riesige Scheibe hinter der Erde verschwand, je mehr machte es den Eindruck, als zögen nach und nach Schatten herauf, die Licht und Feuer, Reflexe und Flammen zu verdecken suchten. Die goldig leuchtende Erscheinung verschwand, die Luftwirkung wechselte vollständig, die unzähligen Feuerpunkte erloschen jetzt und zeigten sich nur noch an vereinzelten Stellen, bis zuletzt Gebäude, Straßen und Thürme, das ganze feststehende Häusermeer seine natürliche Färbung bekam und in dem hereinbrechenden Abend grauer und grauer wurde. Wie ein unsichtbarer majestätischer Fittig, der mit seiner Fläche die ganze Stadt beschattete, zog dann die Dämmerung herauf und ließ den letzten Reflex verschwinden. An Stelle des goldigen Streifens im Westen zeigte sich nur noch ein fahler gelber, der vergeblich mit dem Abend rang. Dann verschwand auch er ganz. Der graue Horizont schien die letzten Häuser zu verschlingen, ließ sie nur noch wie eine dunkle Masse erscheinen, die noch scharfe Konturen zeigte, dann aber im Dunstraum verschwand, gleichsam, als wäre sie in ihm aufgegangen.

Maria und die beiden Freunde hatten stumm dem großartigen Naturschauspiele zugeblickt. Sie waren während dieser Stunde die Einzigen auf der Plattform. Schlichting zumal empfand den ganzen erhebenden Eindruck dieses Abends. Er hatte sich an das Gitter gelehnt und blickte hinüber nach der Stadt. Noch einmal tauchten, jäh wie die Flammen dort drüben, die Eindrücke vergangener Erlebnisse bei ihm auf. Angesichts der scheidenden Sonne war es ihm, als versänke auch mit ihr all' das Glück vergangener Tage, das er kurz aber selig durchkostet hatte, als schiede auch er von einer Scholle, die ihm trotz alledem lieb und theuer war.

Und plötzlich konnte er sich nicht mehr halten, er mußte sprechen. Er fühlte dabei, wie es ihm heiß in den Augen

wurde, wie eine Fluth von Gefühlen auf ihn einstürmte. Er deutete nach der Stadt.

„Bruder, Bruder," sagte er voll tiefer Erregung, „wer so malen könnte, wie Der dort oben." Und ganz im Begriffe, zum letzten Male seinem Freunde sein Herz auszuschütten, fuhr er fort: „Bruder, es ist nicht wahr! Ich habe großes Unrecht gehabt, es ist nicht Alles Dampf und Qualm. Siehst Du, mögen sie uns hungern und darben lassen, laß sie das Ideal mit Füßen treten, laß den Strom der Zeit auf Stunden, auf Tage und Wochen, vielleicht auf Jahre über unser Ideal sich hinwegwälzen, eines Tages leuchtet es schöner wie je, beherrscht es uns wieder ganz, regiert es durch uns die Welt. Bruder — siehst Du, ich habe so viel erdulden, so viel ertragen müssen, ich war nahe daran, unter meiner Last zusammenzubrechen, für diese Welt verloren zu gehen; aber Du hast Recht gehabt: die Arbeit hat geholfen. Siehst Du, Bruder, heute habe ich wieder Muth, denn heute beim Anblick der Sonne da drüben habe ich tief empfunden, daß es einen Gott giebt, der durch den Glauben an ihn uns immer zur rechten Zeit ermahnt, den richtigen Weg wieder einzuschlagen. Du weißt, ich bin kein Frömmler, Bruder, aber ich glaube an einen Gott, wahrhaftig, ich glaube an einen."

Seine Stimme war immer zitternder, immer weicher geworden. Und zuletzt liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen, als Maria tief ergriffen seine Hand faßte, sie lautlos drückte, und Freigang seinen Arm um ihn schlang und ihn herzhaft küßte.

„Hannes, mein guter Hannes," sagte er aufrichtig, „wenn Du wüßtest, wie viel wir an Dir verlieren."

Dann riß sich der Westfale plötzlich los. „O Westfalen, meine Heimath," sagte er, „Bruder, Du solltest meine Heimath kennen." Dann sah er nach der Uhr; er mußte fort. Als die Drei die Treppen hinuntersteigen wollten, kamen ihnen zwei Personen entgegen, die die Aussicht zu so später Stunde noch herausgelockt zu haben schien. Es war Jenny am Arme eines fein gekleideten Herrn, den Niemand von

den Dreien kannte. Beide trugen Blumen im Knopfloch und führten ein ganz ungenirtes Gespräch. Der gute Leo war vor drei Monaten bereits an der Schwindsucht gestorben und Jenny hatte während dieser Zeit genug Verehrer gefunden, von denen sie lebte. Als der Westfale sie erblickte, ging noch einmal eine fürchterliche Veränderung mit ihm vor. Er preßte die Lippen fest aufeinander und streckte die Hand nach einer Gitterspitze aus, als müßte er sie zerbrechen. Dann war auch dieser schauerliche Moment seines Lebens vorüber. Wie die Drei jetzt bei Jenny, die noch Scham genug besaß wegzublicken, vorübergingen, sie keines Blickes würdigten, schlug Schlichtings Herz ruhig wie selten, hatte er das Gefühl, als ließe er in diesem Mädchen ein Geschöpf zurück, das er nie gekannt hatte, das für seine Empfindungen ewig todt war.

Am Fuße des Denkmals nahmen die Drei den letzten Abschied.

„Grüßen Sie Ihren Bruder und seine Frau," sagte er noch zu Maria, „auch an Plagemann, seine Schwester und an Vetter bestellt einen Gruß, und dann schreibt mir, wann Ihr Hochzeit macht. Nun lebt wohl, ich halt's nicht länger aus." Er drehte sich kurz um und ging den Sandweg zur Großbeerenstraße hinunter, um dem Potsdamer Bahnhof zuzuschreiten. Und wie die Zurückgebliebenen ihn noch mit einem langen Blicke nachschauten, war es Freigang, als wäre plötzlich ein Stück seiner Seele von ihm gegangen.

Die Dunkelheit war jetzt völlig eingetreten, in den Häusern Berlins zeigten sich Tausende von Lichtern.

Als Freigang und Maria jetzt stumm den Berg hinunter schritten, einen Blick nach Oben sandten, wo die ersten Sterne auftauchten, hörte man keinen Laut umher, wölbte sich über ihnen der Himmel mit seinem ewigen, unendlichen Schweigen . . .

Ende.

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

PT 2621 R55B4 1891

Kretzer, Max
Die Betrogenen 2. Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY